Path. 587 vn (2

<36604272210015

S

<36604272210015
Bayer. Staatsbibliothek

Untersuchungen über die Krankheiten der Seele und die verwandten Zustände,

von

Johann Christoph Hoffbauer,

Professor zu Halle.

Zweiter Theil,

vorzüglich über die Krankheiten in den einzelnen Geistesvermögen, nebst Ideen über die psychische Heilung derselben.

Halle,

bey Joh. Gottfr. Trampens Erben.

1803.

Path. 587 VR/2

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Bg

Vorrede.

Meine Untersuchungen über die einzelnen Krankheiten der Seele hoffte ich in einen Band, der wenigstens nicht viel stärker wäre, als der erste Theil dieses Werks, bringen zu können. Allein die Reichhaltigkeit ihres Gegenstandes erlaubte es nicht.

Denn ich glaubte, mich nicht auf die auffallendern und wunderbarer scheinenden Krankheiten der Seele, die von den Psychologen bis jetzt fast ausschließend einer nähern Betrachtung gewürdigt sind, einschränken zu dürfen; sondern manche andere Krankheiten schienen mir einer eben

so genauen Untersuchung werth, und diese um so nöthiger zu seyn, da sie bis jetzt fast ganz vergbsäumt ist.

Zum Beweise kann ich mich auf den Blödsinn berufen. Die Kenntniß desselben ist dem Arzt so nöthig, als sie in bürgerlicher Hinsicht dem Gesetzgeber und Richter wichtig ist. Und doch ist bis jetzt über ihn nicht viel mehr als gar nichts von Bedeutung gesagt. Ich habe daher seine verschiedenen Grade genauer von einander zu unterscheiden; die Kennzeichen von einem jeden derselben, wie von dem Blödsinn im Allgemeinen, anzugeben; und das Gewicht eines jeden dieser Kennzeichen zu bestimmen gesucht. Wenn die Untersuchung anderer Krankheiten gleich nur selten eine solche Ausführlichkeit erforderte; so mußte sich meine Arbeit doch weiter ausdehnen als ich bey dem Anfange derselben glauben konnte. Ich mußte daher meine Hoffnung aufgeben, meine Untersuchungen über die einzelnen Seelenkrankheiten in einen Band, der ungefähr so stark wäre,

als der erste Theil dieses Werks, befassen zu können. Ich habe mich daher in dem gegenwärtigen Bande auf die Krankheiten in den einzelnen Seelenvermögen eingeschränkt, und behalte mir die Untersuchungen über die Verrückungen und über die Krankheiten in der Gemeinschaft zwischen Seele und Körper, für einen dritten Band vor. Diese in einem Bande befassen zu können, darf ich mir um so mehr versprechen, da sie in diesem und dem ersten Theile schon vorbereitet sind und mancher Punkt derselben daselbst schon erörtert ist. Denn ich habe in der Zusammenstellung der Materien der Ordnung der Klassifikation, zu welcher ich in dem ersten Theile die Hauptideen angegeben habe, nicht unbedingt, sondern nur so weit folgen können, als es möglich war, ohne darüber den Zusammenhang zwischen Gründen und Folgen, als auf welchen bey Untersuchungen dieser Art alles ankommt, aus den Augen zu verlieren. Aus diesem Grunde war es natürlich, daß ich manchen Punkt; der, wenn ich der Ordnung

der Klassifikation ohne Ausnahme hätte folgen dürfen, erst weiter unten hätte erörtert werden können, schon hier zur Sprache bringen und die Resultate meiner Untersuchungen über ihn kürzer und einleuchtender darstellen konnte, als es dort möglich gewesen wäre.

Bey der Betrachtung der verschiedenen Krankheiten bemühte ich mich, nicht allein die einzelnen Erscheinungen bey denselben zu erklären; sondern auch, den Grund, warum sie Krankheiten sind, immer bestimmt anzugeben. Das letzte hielt ich für um so nöthiger, um nicht Krankheiten selbst mit ihren Symptomen zu verwechseln.

Aeussert sich in jeder Seelenkrankheit ein Seelenvermögen, entweder an sich oder im Verhältnisse zu andern auf eine Art, die mit seiner Naturbestimmung in Widerspruche ist; so kann man das Wesen einer solchen Krankheit nicht kennen, ohne mit der Naturbestimmung der kran-

ken Vermögen bekannt zu seyn. Meine Untersuchung der einzelnen Seelenkrankheiten mußte daher von der Untersuchung über die Naturbestimmung dieser Seelenvermögen ausgehen. Wenn ich diese glaubte gefunden zu haben; so könnte ich nichts für Krankheit halten, was nicht mit derselben auf irgend eine Art in Widerspruch ist. Aus diesem Grunde sind Schmerzen als Schmerzen nicht immer Krankheiten, wie wohl sie immer auf eine Krankheit hinweisen. Eben so glaube ich dargethan zu haben, daß widernatürlich scheinende Begierden, wie die Begierde, solche Dinge, die nicht zu Nahrungsmitteln für den Menschen bestimmt zu seyn scheinen, zu essen, nicht an sich Krankheiten sind; sondern daß in ihnen vielmehr sich oft Gesundheit, freylich bey einem übrigens krankhaften Zustande, dem sie so zu sagen entgegenarbeiten, äussert *). — So überflüssig diese Bemerkung für den Arzt ist; so wenig ist sie es für jeden Psychologen.

*) S. 272.

Die Erklärungen von den Erscheinungen bey den einzelnen Seelenkrankheiten, suchte ich bloß aus dem Begriffe dieser Krankheit und den Naturgesetzen der Seele abzuleiten. Wo diese, meines Wissens, noch nicht entdeckt oder noch nicht hinlänglich bestimmt entdeckt waren, mußte ich zum Behufe meines Gegenstandes auch über sie Untersuchungen anstellen. Bey den Untersuchungen über sie bin ich sorgfältig vor allen Hypothesen auf meiner Huth gewesen, und so viel mir bewußt ist, habe ich hier auch nicht eine auf meinem Gewissen. Um so weniger Bedenken habe ich mir gemacht, sie zu einem andern Behufe zu wagen.

Wo man nämlich einzelne Thatsachen, die man nur aus der Erzählung Anderer hat, aus einer Theorie erklären soll, ist eine gewisse Art von Hypothesen nicht allein zulässig, sondern auch unentbehrlich. Ich meine nicht Hypothesen, durch welche zum Behufe jener Thatsachen Naturgesetze fingirt; sondern Hypothesen, durch welche

man Umstände, die die Erzählung da-
hin gestellt läßt, bestimmt, um auf sie aus-
gemachte Naturgesetze anwenden zu kön-
nen. Dieser Hypothesen glaubte ich um
so mehr, bey gegebenen Veranlassungen,
mich annehmen zu müssen, da noch neulich
ein Schriftsteller, der seine Kenntniß und
seinen Scharfsinn übrigens hinlänglich
bewährt hat, diesen Hypothesen abhold
zu seyn scheint.

Wenn anders die Kenntniß von
dem Wesen und den Ursachen einer
Krankheit, die sichersten Mittel gegen sie
anweiset; so darf ich hoffen, daß mei-
ne Vorschläge über die psychische Be-
handlung der hier betrachteten Seelen-
krankheiten der Aufmerksamkeit des psy-
chologischen Arztes nicht ganz unwerth
sind, wofern ich anders in der Erforschung
des Wesens und der Ursachen derselben
nicht ganz unglücklich gewesen bin.

Es kann wohl keinem Zweifel unter-
worfen seyn, daß mehrere Seelenkrank-

heiten dem Erzieher nicht minder wichtig sind, als dem Arzte. Denn dem Uebel, das der Arzt heilen soll, kann eine zweckmäßige Erziehung schon in der Anlage vorbauen, oder es doch mit Erfolge mindern. Denn eben so, wie sie die natürlichen Vermögen des Menschen durch zweckmäßig angeordnete Uebungen erhöhen kann, kann sie den Mangel derselben auf eine gewisse Art ersetzen. Ich glaubte daher, den pädagogischen Gesichtspunkt meines Gegenstandes um so weniger aus den Augen verlieren zu dürfen, da der psychologische Theil der Pädagogik vielleicht nicht viel mehr angebauet seyn dürfte als der psychologische Theil der Medicin.

Ich wünschte um so mehr, über diesen und den vorhergehenden Theil des Werks das belehrende Urtheil der Kenner zu hören, um von ihren Erinnerungen wo möglich noch bey dem folgenden Gebrauch machen zu dürfen. Denn bis jetzt ist mir erst eine einzige Recension von dem ersten Theile (in Reils Archiv für die Physiologie

VI. B. I. Heft) zu Gesichte gekommen. Die Kürze derselben muß ich um so mehr bedauren, da ich von ihres scharfsinnigen Verfassers Erinnerungen mir die völligste Belehrung hätte versprechen dürfen.

Am Schlusse meiner Vorrede, halte ich es um so mehr für Pflicht, einen historischen Irrthum zu berichtigen, da ich gegen Irrthümer dieser Art sonst beynahe ängstlich auf meiner Huth gewesen bin, und ich hier nicht allein als Schriftsteller sondern auch als Mensch die Pflicht habe, einen Fehler zu verbessern. — S. 127. dieses Theils nämlich erzählte ich von einem namhaft gemachten Manne, daß er in seiner gewöhnlichen Gedankenlosigkeit den Tag, an welchem er seine Hochzeit feyern wollen, vergessen, und die ganze dazu geladene Gesellschaft auf sich, als die Hauptperson, vergebens habe warten lassen. Ich glaubte die Sache von la Brüyere zu haben, auf den ich mich schon in dem ersten Theile berufen hatte, aber ich irrte mich, und wurde meinen Irrthum nicht

inne, weil ich gerade meinen Gewährsmann nicht von neuem befragen konnte. Denn jenes erzählt la Brůyere zwar nicht von ihm, aber doch etwas ihm ähnliches. „Lui-même, sagt er von demselben: se marie le matin, l'oublie le soir, et découche la nuit de ses nôces.“ Das ist freylich noch ärger, als was ich aus einem Gedächtnißfehler ihm nachsagte, und daraus erhellet wohl, daß ich ihn nicht habe verläumden wollen.

Halle im May 1803.

Verbesserung.

S. 273. Z. 3 und 4 sind die Worte: „als eine Krankheit, und jene widernatürliche Eßlust“ auszustreichen.

Inhalt.

Inhalt.

I.

Unterscheidung der einzelnen Vorstellungsvermögen. S. 1.

Warum die einzelnen Vorstellungsvermögen hier zu unterscheiden. S. 1. Einfache und zusammengesetzte Vermögen. S. 3., ursprüngliche und abgeleitete, ebendaselbst. Gründe, nach welchen einfache Vermögeu unterschieden werden. S. 4. Angewandte Vermögen. S. 5. Mehrere angewandte Vermögen sind nur ein einziges Vermögen in verschiedenen Beziehungen, ebend. — Wo verschiedene Aeusserungen eines und eben desselben Vermögens auf wirklich verschiedene Vermögen hinweisen. S. 7. Gleichartige Vermögen, ebend. Was es heiße: ein Vermögen ist dem andern untergeordnet. S. 8. — Was bey einem zusammengesetzten Vermögen in Betrachtung kommt. S. 9.

II.

Ursprüngliche Vorstellungsvermögen. S. 10.

Produktives und reproduktives Vorstellungsvermögen. S. 10. Das letzte ist so wohl als das erste ein ursprüngliches Vermögen, ebend. — Sinnlichkeit und Verstand. S. 11. Einbildungskraft ist ein Zweig des reproduktiven Vermögens. In wie fern durch sie Verstandesvorstellungen wiederholt werden. S. 12. — Anmerkung über die nachfolgenden Untersuchungen, ebend.

III.

Krankheiten der Sinne. S. 14.

Naturbestimmung der Sinne. S. 14. Abstumpfungen und Vorspiegelungen derselben, ebend. Warum die letzten nicht Irrthümer der Sinne genannt werden können. S. 15. Irrthum Schein, bloßer Schein und Täuschung. S. 18. Worin das Wesen der Sinnen-Vorspiegelung liegt. S. 20. — Worin im Allgemeinen die Ursach derselben liege. S. 21. u. f.

Sinnlicher Eindruck und Empfindung und Anschauung, ebend. — Ursachliches Verhältniß derselben, ebend. — Vorspiegelungen der Sinne haben entweder in der Seele oder in dem Körper ihren Grund, und warum dieser doch gleichwohl schwer zu bestimmen. S. 25. — Nothwendigkeit dieser Unterscheidung, ebend. Organische und ästhetische Vorspiegelungen. S. 26. — Anwendung dieser Unterscheidung auf die Abstumpfung der Sinne, ebend. — Erfahrungen, die dafür reden S. 27. und die Natur der Sache. S 31. — Wovon die Grade der Abstumpfung der Sinne abhängen. S. 32. — Wichtigkeit der Unterscheidung zwischen der organischen und ästhetischen Sinnenabstumpfung S. 33. — Psychische und andere Curen, und was von dem Arzte, und was von dem Psychologen zum Behufe derselben zu wünschen. S. 34. — Kennzeichen von ästhetischer und organischer Abstumpfung der Sinne. S. 37.

IV.

Fortsetzung. S. 38.

Wie Abstumpfung und Vorspiegelung der Sinne mit einander verbunden seyn können. S. 39. — Wie diese in jener gegründet seyn kann, erläutert durch die Trunkenheit, ebend. — Allgemeine Erklärung davon. S. 40. — Wie von dem Grade der Abstumpfung der Sinne jene Vorspiegelungen abhängen. S. 41. — Wie Vorspiegelungen und Abstumpfungen der Sinne in einer gemeinschaftlichen Ursache gegründet seyn können. S. 42.

V.

Beschluß. S. 42.

Größere Schärfe und Feinheit der Sinne ist an sich keine Krankheit S. 42.; aber in so fern dadurch gewisse sinnliche Eindrücke für uns schmerzlich werden und eben dadurch der Gebrauch eines Sinnes gehindert wird. S. 46. — Warum diese Krankheit eine Nervenkrankheit zu nennen, und sich die Ueberschärfe und Ueberfeinheit eines Sinnes leicht den andern mittheilt. S. 48. — In wie fern Nervenkrankheiten eine Krankheit der Seele mit sich führen, ebend. — Verbindung der Gesammtgefühle mit Eigengefühlen, und Verbindung der letztern unter sich. S. 50. — Wo das ganze Nervensystem bey einer Ueberspannung der Sinne zu

leiden scheint. S. 52. — In wie fern eine ausserordentliche Schärfe und Feinheit der Sinne, auch wenn sie nicht von Schmerzen begleitet wird, eine Krankheit ist. S. 53. Warum und in wie fern Schwerhörige in einem starken Geräusch besser hören, als Andere. S. 54. — Paracusis Willisiana. S. 56. Sauvage's Erschleichungsfehler bey derselben, S. 60. sie ist keine besondere Art. S. 61. — Ueberschärfe und Ueberfeinheit eines Sinnes kann ein Naturfehler seyn. S. 61. — Warum er als solcher nicht zu vernachlässigen, ebend.

VI.

Krankheiten des Verstandes. S. 63.

Gemeines Urtheil über Verstandeskrankheiten. S. 63. — Warum man nach demselben Wahnsinnige und Schwärmer für mehr krank am Verstande hält, als den Blödsinnigen und Dummen, ebend. — Warum der Wahnsinn keine Krankheit des Verstandes ist. S. 64. — Welche Irrthümer eine Verstandeskrankheit anzeigen. S. 65.

VII.

Hauptsitz der Verstandeskrankheiten. S. 67.

Begriffe, Urtheile und Schlüsse sind zwar die einfachen Operationen des Verstandes, die Urtheile kommen aber hier vorzüglich in Betrachtung. S. 67. — Falsche Erfahrungsurtheile weisen an sich auf keine Verstandeskrankheit hin, S. 69.; — hingegen falsche Vernunfturtheile und das Unvermögen, diese zu fällen. — In wie fern in Ansehung jener ein Irrthum möglich ist, ebend. und ein solcher Irrthum eine Krankheit des Verstandes angezeigt. S. 70. Wahrscheinlichkeit und Gewißheit in der Vernunfterkenntniß. S. 72. — Ursprüngliche, abgeleitete und gemischte Wahrscheinlichkeit. S. 75. — Wahrscheinlichkeitsschlüsse S. 77. — Das Vermögen zu denselben ist die Urtheilskraft, ebend. — Wie sie der Hauptsitz der Verstandeskrankheiten ist, S. 79. und besonders des Blödsinns und der Dummheit. S. 81.

VIII.

Dummheit und Blödsinn näher betrachtet. S. 84.

Dummheit und Blödsinn sind in der Art und im Grade verschieden. S. 84. — Warum ein Dummer in der

Erlernung gewisser Wissenschaften Fortschritte machen, aber nichts in ihnen erfinden und in gewissen Geschäften nicht fortkommen kann. S. 88. — Warum er zuweilen richtiger urtheilt, als Andere, die ihm am Verstande überlegen sind, S. 88. und der Kluge oft nicht klug scheint. S. 89. Warum der Blödsinnige seltner irrt, als der Dumme. S. 90. — Zeichen des Blödsinns. S. 91. — Menschenscheu, besondere Arten, Religiösität. S. 92. — Neigung, für sich zu reden, nebst Bemerkungen über das Reden mit sich selbst. S. 95. — Absprung von einer Sache auf die andere, die mit ihr in keiner sichtbaren Verbindung steht. S. 99. — Schwäche des Gedächtnisses. S. 100. — Uebereinstimmung der Dummheit und des Blödsinns in mehrern Kennzeichen, und warum diese beyden wahrscheinlich modificirt sind. S. 101. — Warum der Dumme nicht leicht menschenscheu ist, ebend. — Unterschied seiner Religiösität von der des Blödsinnigen. S. 102. — Warum er nicht so leicht, als der Blödsinnige mit sich selbst redet, und wie er dabey von diesem verschieden ist. S. 102. — Noch eine Verschiedenheit des Dummen von dem Blödsinnigen. S. 104. Insbesondere in Ansehung des Gedächtnisses. S. 105.

IX.

Ueber den richtigen Gebrauch der Kennzeichen der Dummheit und des Blödsinns. S. 107.

Nicht jeder ist blödsinnig, bey dem sich die angegebenen Kennzeichen finden. S. 107. und nicht bey jedem Blödsinnigen finden sich alle jene Kennzeichen. S. 108. — Wozu diese Kennzeichen gleichwohl nutzen. S. 109. — Grad der Wahrscheinlichkeit, den diese Zeichen von dem Blödsinne geben. S. 110. — Erläuterung durch ein Beyspiel. S. 111. — Wann die verschiedenen Anzeigen von dem Blödsinn sich verstärken und wann nicht. S. 112. u. s. f. In wie fern die angegebenen Kennzeichen dem Grade desselben proportionirt sind und warum sie sich bey dem höchsten Grade desselben nicht finden. S. 115.

X.

Bemerkungen über die Grade der Verstandesschwäche. S. 117.

In wie fern die Grade des Blödsinns bestimmt werden können und wozu eine solche Bestimmung nützt. S. 117. — Höchster Grad des Blödsinns. S. 118. u. s. f. Warum mit demselben eine Unterdrückung aller Seelenkräfte und Abstumpfung der Sinne verbunden ist, ebend. — Beyspiele, die ihm nahe kommen. S. 120. — Anmerkung darüber. S. 121. — Niedrigster Grad des Blödsinns, Kennzeichen desselben und der Grund derselben. S. 123. — Mittlerer Grad desselben u. s. w. S. 124. — Ein Zwischengrad zwischen dem höchsten und mittlern Blödsinn. S. 125. — Zwischengrad zwischen dem niedrigsten und dem mittlern Blödsinn. S. 127. — Grade der Dummheit. S. 128. — In welchem Sinne die Behauptung zu nehmen sey, daß der Blödsinn eine größere Verstandesschwäche sey als die Dummheit. S. 130.

XI.

Warum zwischen den Graden des Blödsinns zu unterscheiden. S. 132.

Warum überhaupt zwischen den Graden des Blödsinns zu unterscheiden, S. 132., und besonders in rechtlicher Hinsicht. S. 133. — Wie weit dem Blödsinnigen die Verwaltung seines Vermögens zu lassen und er einer Curatel zu unterwerfen. S. 134. — Wie weit hierbey sein Charakter, Geschlecht und der Grad seines Blödsinns in Betrachtung kommt. S. 135. — Wie weit der Blödsinn in criminalistischer Hinsicht in Betrachtung kommt. S. 139.

XII.

Ueber die Verstandesschwäche in pädagogischer Hinsicht. S. 143.

Was für Uebungen mit dem Dummen anzustellen. S. 145. — Wie Leibesübungen hierzu zu benutzen sind, S. 147. und worauf dabey zu sehen. — Einförmigere und weniger einförmige Leibesübungen. S. 149 — Wie selbst Beschäftigungen mit Wissenschaften hierzu zu benutzen sind. S. 151. — Wie zu diesem Behufe die Algebra zu gebrauchen ist. S. 152. —

Verstandesübungen, welche mit dem Blödsinnigen anzustellen sind. S. 156. — Welche Wissenschaften hierzu, und wie sie zu brauchen sind. S. 157. — Wie weit man sich von den vorgeschlagenen Uebungen Nutzen zu versprechen hat. S. 158.

XIII.

Zusammenhang des Blödsinns mit körperlicher Schwäche. S. 159.

Warum Blödsinn in Schwäche des Körpers gegründet seyn kann. S. 160. — Warum die körperlichen Kräfte bey Blödsinnigen weniger verbraucht werden, als bey andern Menschen. S. 161. — Wie körperliche Mittel dem Blödsinn entgegen wirken können. S. 162.

XIV.

Wann eine Heilung des Blödsinns zu hoffen ist, und Ideen über dieselbe. S. 163.

Wie dem Blödsinn zu begegnen, wenn seine Hauptursache in der Seele ist. S. 163. — Wie das Interesse an etwas durch sich selbst geschwächt werden kann. S. 164. — Erläuterung durch ein Beyspiel. S. 166. — Warum durch eine Reihe von Vorstellungen, die in einem Associations-Zusammenhange mit einer Sache stehen, die Aufmerksamkeit von ihr mehr abgezogen wird, als durch Vorstellungen, die unmittelbar mit derselben vergesellschaftet sind: und um wie viel mehr sie es leistet. S. 168-169. — Folge hieraus und Erläuterung durch ein Beyspiel. S. 170. — Warum Ereignisse, wenn wir Augenzeugen davon sind, stärker auf uns wirken, als wenn wir sie hören. S. 173. — Warum durch die Erklärung, die von einem Ereignisse gegeben werden kann, die Aufmerksamkeit von ihr abgelenkt werden kann. S. 175. — Unterschied zwischen natürlichen und erklärlichen Ereignissen. S. 176.

XV.

Mittheilung des Interesse. S. 179.

Was es heiße: eine Sache theilt einer andern ihr Interesse mit, und, das Interesse wird von ihr abgeleitet. S. 180. — Wirksames und unwirksames Interesse, und Möglichkeit des letzten. S. 181. — Entgegengesetztes, übereinstimmiges, stär-

keres und schwächeres Juteresse, ebend. — Wie ein zusammengesetztes Interesse die Aufmerksamkeit bestimmt S. 182. u. f. Wie sich das Interesse des Vorsatzes andern Gegenständen mittheilt und dadurch geschwächt wird. S. 185. — Wo dieses am meisten geschieht. S. 186. — Absolutes und bedingtes Jeteresse. S. 188 — 189 — Wie die Aufmerksamkeit überhaupt genommen nur von einer Sache abgezogen werden kann. S. 190.

XVI.

Anwendung des Vorhergehenden auf das Interesse des Vorsatzes. S. 192.

Absichten, warum man jemandes Aufmerksamkeit von einer Sache abzubringen sucht. S. 192. — Wie von einem Vorsatze, den er ausführen will. ebend. Erläutert durch einen Vorfall aus Moliere's Leben. S. 193. — Durch ein anderes Beyspiel. S. 196. — Wie jemand von der bloßen Vorstellung einer Sache abzubringen ist. S. 197. und was ein vergebliches Interesse des Vorsatzes ist. ebend. — Wann ein Interesse des Vorsatzes aufhört. S. 199. — Wie die Zergliederung von der Vorstellung einer Sache ein vergebliches Interesse des Vorsatzes schwächt. S. 200.

XVII.

Wie die Aufmerksamkeit eines Menschen von einer Sache abzubringen, an welcher sie aus einem Interesse des Vorsatzes hängt. S. 202.

Warum es schwer ist, eines Menschen Aufmerksamkeit von einer Sache abzuziehen, an welcher er aus einem Interesse der Lust hängt. S. 202. — Möglichkeit davon im Allgemeinen; erläutert durch ein Beyspiel, in welchem ein Interesse des Vorsatzes, durch ein Interesse der Lust unterdrückt wurde. S. 203. Welche Ursachen hier zusammen wirkten. S. 205 - 208. — Regel, die hieraus fließt, und wie sie anzuwenden. S. 209.

XVIII.

Ueber eine gewisse Gewalt starker sinnlicher Eindrücke. S. 210.

Beyspiel von der Heilung eines Wahnsinnigen. S. 211. Richerz Erklärung davon und eine andere aus der Stärke

eines sinnlichen Eindrucks und der Mittheilung des Zustandes zwischen Seele und Körper. S. 212. u. f. — Ein Mittel, wie die Trunkenheit auf der Stelle zu heben ist. S. 215 — Noch ein Beyspiel von der Heilung eines Wahnsinnigen. S. 216. — Wie durch eine Reihe sinnlicher Eindrücke die Aufmerksamkeit von einer Sache abgezogen und ein Wahnsinn geheilt werden kann. ebend. — Wie durch sinnliche Eindrücke, wenn sie gleich an sich nicht stark genug sind, die Seele von einer Sache abzuziehen, dieses wegen einer Association von Vorstellungen geschehen kann. S 217. Nutzen gewisser Dichtungen für den Psychologen. S. 220.

XIX.

Ueber eine gewisse Assimilation. S. 229.

Begriff der Assimilation, durch ein Beyspiel erläutert. S. 229. — Wirkung derselben. S. 230. — Erklärung einiger Erscheinungen aus ihr. ebend. — Regeln bey dem Gebrauch der Assimilation, und wie durch sie ein Wahnsinn geheilt werden kann. S. 231. — Vollständige und unvollständige Assimilation, und wo die eine und wo die andere angebracht ist. S. 232. — 236. — Was man eine mehr als vollständige Assimilation nennen könnte. S. 238. — Regeln, die dabey anzuwenden. S. 239. —

XX.

Krankheiten der Einbildungskraft. S. 241.

Warum die Erhöhung der Einbildungskraft im Wahnsinne und bey dem Nachtwandler nicht an sich eine Krankheit ist. S. 241. Vieldeutigkeit des Wortes Einbildungskraft, und was in dem folgenden darunter verstanden wird. S. 243. — Willkührliche und unwillkührliche Wiederholung der Vorstellungen durch die Einbildungskraft. S. 244. Vollkommenheiten der Einbildungskraft. S. 245. — Unwillfährigkeit, Schwäche und Untreue der Einbildungskraft, in wie fern sie Fehler der Einbildungskraft selbst sind. S. 246. u. f. — Was Geist im Gegensatze der andern Seelenvermögen ist. S. 247. u. f. Warum die Unwillfährigkeit der Einbildungskraft nicht eigentlich eine Krankheit der Einbildungskraft, als vielmehr eine Geistesschwäche ist. S. 249. und die Untreue derselben ein Fehler des Gedächtnisses und nicht der Einbildungskraft ist. ebend. Schwäche, als der einzige Fehler der Ein-

bildungskraft. S. 251. und wie nicht alles Schwäche der Einbildungskraft ist, was Schwäche scheint. ebend. — Anwendbarkeit hiervon auf das gesammte reproduktive Vermögen. S. 252.

XXI.

Krankheiten des Gedächtnisses. S. 253.

Untreue, Schwäche und Unwillfährigkeit als Krankheiten des Gedächtnisses. S. 253. Unfähigkeit des Gedächtnisses und Vergeßlichkeit. S. 254. — Schwäche und unzeitige Dienstfertigkeit des Gedächtnisses, als Gründe seiner Unwillfährigkeit. ebend. — Unterschied zwischen dem Gedächtnisse des Gebildeten und des Ungebildeten. S 256.

XXII.

Von dem Einflusse der Einbildungskraft auf die sinnlichen Vorstellungen. S. 258.

Veranlassung gewisser Täuschungen durch die Einbildungskraft. S. 258. — Wie der Verstand und in gewissen Fällen das Fiktionsvermögen dazu mitwirkt. S. 260. — Wann die hieraus entspringenden Vorspiegelungen Krankheiten sind. ebend. — Reine und gemischte Sinnenvorspiegelungen und Unterschied der letzten und des Wahnsinns. S. 261. — Wie aus ihnen Wahnsinn hervorgehen kann. S. 262. — Zwischenzustand zwischen Vorspiegelungen und dem Wahnsinne. S. 264.

XXIII.

Krankheiten des Gefühlsvermögens. S. 265.

Grund, nach welchem diese Krankheiten zu bestimmen. S. 265. — Naturbestimmung der animalischen Gefühle. S. 266. — Klassen, auf welche sich die Krankheiten zurückbringen lassen. S. 267. — Wo sie zu schwach, zu stark, oder falsch sind. ebend. — Mißverhältnisse in annimalischen Gefühlen zu einander. S. 268. u. f. In wie fern der Appetit und die Lust an dem Genusse gewisser Dinge, die nicht Nahrungsmittel sind, als Krankheiten zu betrachten sind. S. 273. — Ob Schmerzen an sich Krankheiten zu nennen sind. ebend. Uebergroße Empfindlichkeit und Unempfindlichkeit gegen den Schmerz, in wie fern sie eine Krankheit ist. S. 274. — Anwendung des Bisherigen auf die übrigen körperlichen Gefühle. S. 275.

XXIV.

Ursachen der Krankheiten in den körperlichen Gefühlen. S. 270.

Wie widrige Dinge durch eine Association der Vorstellungen angenehm werden können. S. 276. — Beyspiele davon. S. 279. — Mittel gegen die falschen animalischen Gefühle, die daraus entstehen, und warum es nicht immer wirkt. S. 280. — Einwurf dagegen und Beantwortung desselben. S. 281. — Warum Krankheiten in den animalischen Gefühlen auch Krankheiten in den animalischen Begierden nach sich ziehen. S. 283.

XXV.

Krankheiten in den geistigen Gefühlen. S. 284.

In wie fern die geistigen Gefühle formell und in wie fern sie materiell sind. S. 284. — Naturbestimmung der materiellen Gefühle. S. 284. — Der formellen. S. 285. — Unglaubliche Schnelligkeit, mit welcher wir Handlungen verrichten, in welchen wir es zu einer Fertigkeit gebracht haben, und der Schlüsse bey denselben. S. 287. — Ein falscher Schluß, den man hieraus gewöhnlich zieht. S. 288. — Gefühl der Wahrheit. S. 289. — Zusammenfluß der formellen und materiellen Gefühle. ebend. — Wann die formellen und materiellen Gefühle zu stark, zu schwach oder falsch sind. S. 290. u. f. — Weg zur Schwärmerey. S. 292. — Wie die Erziehung den Ausschweifungen in den geistigen Gefühlen entgegenzuarbeiten hat.

XXVI.

Trübsinn, Mißmuth, Unmuth und Narrheit in ihrem Zusammenhange. S. 294.

Worin der Trübsinn seinen Grund hat, und warum er eine Krankheit ist. S. 294. — Anlage zum Trübsinn. S. 295. — Mißmuth und Unmuth, wie sie sich leicht aus dem Trübsinn entwickeln. S. 296. — Uebergang desselben in Blödsinn, oder Narrheit. S. 297. — Bloße Narrheit und wahnsinnige Narrheit. S. 299. u. f. — Warum die Schwermuth leichter in Narrheit übergeht, als in Unmuth. S. 301.

und warum insbesondere aus ihr leicht eine wahnsinnige Narrheit entspringen kann. S. 302.

XXVII.

Heilung des Trübsinns und der verwandten Krankheiten. S. 303.

Warum die Schwermuth leichter zu heilen, als der Trübsinn. S. 303. Warum die Heilung des Trübsinns leichter, wenn er in Mißmuth, und noch leichter ist, wenn er in Unmuth übergegangen ist. S. 304. — Warum der Narr nicht bemitleidet wird. S. 303. — Warum der Unmuth geheilt werden kann, wenn er in Narrheit übergegangen ist. S. 306.

XXVIII.

Ueber die Verhütung des Trübsinns durch die Erziehung. S. 307.

Wie Liebe zur Arbeit und Ordnung in Geschäften der Anlage zum Trübsinn entgegen arbeitet. S. 307. — Wie Lob und Tadel von dem Erzieher dabey zu gebrauchen. S. 308. u. f. — Was das weiche Herz ist. S. 309. — Leibesübungen als ein Mittel zur Verhütung des Trübsinns. S. 312.

XXIX.

Krankheiten des Begehrungsvermögens. S. 312.

Sinnliches und verständiges Begehren. S. 313. — Naturbestimmung der Triebe, welche aus jenem hervorgehen. S. 312. — Trieb nach Abwechselung, und warum er in den jüngern Jahren stärker als im Alter ist. S. 314. Seine Naturbestimmung. S. 315 — Sinnlichvernünftige Triebe. S. 316. Animalische Triebe insbesondere. S. 317.

XXX.

Fortsetzung. Tarantismus. S. 318.

Tarantismus. S. 318. Warum er nicht mit dem Namen der Tanzsucht zu belegen. ebend. Erläuterung über die Definition desselben. S. 319. Appulischer

Tarantismus. S. 320. Daß die Tanzbegierde bey diesem Tarantismus keine Krankheit sey. S. 321. — Worin die Krankheit bey dem Appulischen Tarantismus eigentlich bestehe, und wie daraus eine Begierde zu tanzen folge. ebend. Eine andere Art des Tarantismus, die in einer Tanzgier selbst besteht. S. 324. Erklärung ihres Ursprungs. S. 325. — Wie der Tarantismus in zu starken unwillkührlichen Bewegungen des Körpers seinen Grund haben kann. S. 328. — Bemerkungen über den St. Johannes- und den St. Veitstanz und ihre Anwendung auf den Tarantismus. ebend.

XXXI.

Ueber die Sympathie. S. 333.

Was der Psychologe gewöhnlich unter der Sympathie versteht. S. 333. und allgemeiner Begriff von derselben. ebend. — Unzulängliche Erklärung von derselben. S. 334. — Versuch einer andern. S. 335. — Wie wir die Eigenschaft von Gegenständen annehmen, wenn wir sie uns lebhaft vorzustellen suchen. S. 336. — Wo die Wirkung der Sympathie am stärksten ist; und wie sie selbst Epilepsien hervorbringen kann. S. 337. — Anwendung auf das Ansteckende des Johannestanzes. S. 337.

XXXII.

Noch einige Bemerkungen über die Krankheiten in dem sinnlichen Begehrungsvermögen. S. 339.

Wann Antipathien Krankheiten sind, und wann nicht. S. 339. — Heilung einer Antipathie, die in der Einbildungskraft ihren Grund hatte. S. 340. — Regel nach welcher dergleichen Antipathien zu behandeln. S. 341. — Richtiges Verhältniß der sinnlichen Begierden zur Vernunft. S. 342. — Was Tollheit Raserey und Wuth ist. S. 343.

I.

Unterscheidung der einzelnen Vorstellungsvermögen.

Die Krankheiten in den einzelnen Vermögen der Seele sind entweder Krankheiten in dem Vorstellungsvermögen, oder Krankheiten in dem Gefühl- oder in dem Begehrungsvermögen; denn diese drey und nicht mehr innere Vermögen unterscheiden wir in der Seele.

Um die Krankheiten in dem Vorstellungsvermögen gehörig von einander unterscheiden zu können, müssen die einzelnen Zweige desselben oder die einzelnen besondern Vorstellungsvermögen unterschieden werden.

Die Sinne, der Verstand, die Einbildungskraft, das Gedächtniß, der Witz und Scharfsinn sind Vorstellungsvermögen. An

diese, scheint es daher, darf man sich nur halten, um die verschiedenen Krankheiten der Seele, von denen hier die Rede ist, aufzufinden; oder wenn es außer ihnen noch sonst Vorstellungsvermögen giebt, diese nur noch mitnehmen. Eine genaue Aufzählung der einzelnen Seelenvermögen scheint also zur Klassifikation derjenigen Krankheiten, von welchen hier die Rede ist, nöthig und auch zureichend zu seyn. Zwischen den vorhin genannten Vermögen scheint indessen ein großer Unterschied zu seyn.

Einige derselben scheinen zuvörderst in einem andern oder mehrern andern zu liegen, dergestalt daß sie aus diesen zu folgen scheinen, indeß andere für sich bestehen und unabhängig von irgend einem Vermögen sind. Der Witz z. B. ist nichts anders, als ein Vermögen, ein Verhältniß zwischen Gegenständen zu erkennen, mithin auf eine Art zu urtheilen. Ist Urtheilen das Werk des Verstandes, oder des Denkvermögens; so kann es wohl keinem Zweifel unterworfen seyn, daß der Witz nichts anders als eine Anwendung des Verstandes, oder vielmehr der Verstand selbst in einer gewissen Anwendung ist. Eben dasselbe gilt von dem Scharfsinne, dem Vermögen, die Verschiedenheiten, besonders wenn sie versteckter sind, zu entdecken. Das Gedächtniß ist zwar nicht als eine Anwendung irgend eines einzelnen Vermögens zu be-

trachten, indessen liegt in der Aeußerung des Gedächtnisses die Aeußerung mehrerer andern Vermögen. Das Gedächtniß nämlich wiederholt nicht allein Vorstellungen, die wir ehemals gehabt haben, sondern es erkennt auch die Gegenstände derselben wieder. Etwas wieder erkennen, oder erkennen, daß das Gegenwärtige einerley mit dem Vergangnen sey, können wir nicht ohne den Verstand. In der Thätigkeit des Gedächtnisses läßt sich also zweyerley unterscheiden: eine Thätigkeit des Verstandes und eine Thätigkeit des Wiedererneuerungsvermögens, oder des Vermögens, ehemalige Vorstellungen zu wiederholen.

Vermögen dieser Art, in deren Aeußerung sich die Aeußerung mehrerer anderer Vermögen unterscheiden läßt, werde ich zusammengesetzte; und die andern einfache Vermögen nennen. Alle zusammengesetzte Vermögen sind als abgeleitet zu betrachten. Bey einer Klassifikation der einzelnen Vermögen scheint es, müsse man sich hauptsächlich an die einfachen halten. Die Frage ist jetzt: haben wir alle und jede einfache Vermögen als ursprünglich zu betrachten? Ursprünglich nenne ich ein Vermögen, wenn es nicht schon in einem oder mehrern andern liegt; und abgeleitet, wenn es aus diesen folgt.

Wir unterscheiden mehrere einfache Vermögen; allein wir unterscheiden sie nicht alle auf einerley Art von einander. Denn einmal benennen wir ein und eben dasselbe Vermögen mit verschiedenen Nahmen, und unterscheiden so mehrere Vermögen als Zweige desselben, obgleich in den Aeußerungen dieser Vermögen, als Aeußerungen derselben, kein Unterschied ist, sondern dieser einzig und allein in der Anwendung dieser Vermögen liegt. Zweytens sind die Aeußerungen einzelner Vermögen auch selbst wesentlich von einander verschieden, dergestalt, daß in dem einen Falle in der Aeußerung eines Vermögens etwas liegt, was bey der Aeußerung desselben in einem andern Falle nicht anzutreffen ist. — Witz und Scharfsinn sind beyde Zweige des Verstandes, der erste erkennt die Uebereinstimmungen, und der letzte die Verschiedenheiten zwischen Gegenständen. In den Aeußerungen beyder Vermögen ist kein Unterschied, sondern nur in dem Gegenstande der Anwendung scheint der Unterschied zu liegen. Das Gesicht und das Gehör sind beyde Zweige der Sinnlichkeit. Der Unterschied des einen von dem andern liegt indessen nicht allein in dem Gegenstande, der die Sinnlichkeit in dem Sehen oder Hören beschäftigt; sondern auch in der Art und Weise, wie sie sich in dem einen und dem andern Falle äußert. Denn um zu hören werden noch andere Bedingungen erfordert als um zu sehen, und um zu sehen, noch andere als um zu hören.

Wo wir mehrere Vermögen unterscheiden, die nicht in Ansehung ihrer Aeußerungen selbst, sondern nur der Gegenstände, an welchen sie sich äußern, verschieden sind, will ich diese Vermögen, angewandte Vermögen nennen, da sie doch nichts sind, als ein und eben dasselbe Vermögen in verschiedenen Anwendungen. Eben derselbe Verstand, der die Aehnlichkeiten oder überhaupt die Uebereinstimmungen zwischen Gegenständen bemerkt, wird auch die Verschiedenheiten derselben nicht unbemerkt lassen. In der ersten Rücksicht nennen wir ihn Witz, und in der letzten Scharfsinn, wenn wir gleich vorzugsweise das eine oder das andere Vermögen nur demjenigen beylegen, bey welchem es sich in einem ausnehmenden Grade findet. Der Scharfsinnigere wird daher auch immer der Witzigere seyn, wenn wir nicht bloß denjenigen witzig nennen wollen, der den Witz Anderer durch ein leichtes Spiel zu beschäftigen, und sie eben dadurch zu ergötzen versteht.

Da mehrere angewandte Vermögen nichts anders als ein und eben dasselbe Vermögen, das sich mit verschiedenen Gegenständen beschäftigt, sind; so fällt in die Augen, daß sie nicht als ursprüngliche, sondern nur als abgeleitete Vermögen, ja daß sie, wenn man genau verfahren will, nicht einmal als verschiedene Vermögen zu betrachten sind, wenn man nicht das

Vermögen, nach Osten und Westen zu gehen, als zwey verschiedne Vermögen betrachten will.

Die Vergleichung, wird man sagen, scheint nicht zu passen. Denn jeder wird mit eben der Leichtigkeit nach Osten als nach Westen gehen können; allein das eine angewandte Vermögen kann bey demselben Menschen sich in einem ungleich höhern Grade zeigen, als das andere. Der Mensch, der vielleicht ein glückliches Vorhersehungsvermögen hat, zeigt vielleicht nicht den Verstand, den wir an einem andern bewundern, dem dieses glückliche Vorhersehungsvermögen nicht zu Theil geworden ist, und doch ist dieses Vorhersehungsvermögen nichts anders, als ein Zweig des Verstandes, oder bestimmter, der Vernunft, in so fern sie sich in der Kenntniß des Zukünftigen äußert.

So scheinbar dieser Einwurf ist, eben so leicht ist die Auflösung desselben. Denn wenn es schon überhaupt nicht so leicht ist, bey einem Vermögen, das Angebohrne von dem Erworbenen, oder das, was wir lediglich als ein Geschenk der Natur zu betrachten haben, von dem, was wi· uns selbst verdanken, zu unterscheiden; so ist dieses bey den angewandten Vermögen vorzüglich schwer. Denn hier ist schwerlich zu bestimmen, was der Uebung, und den Umständen, unter welchen jemand gelebt hat, bey der Ausbildung seiner Seelenkräfte zuzuschreiben ist; und die-

ses muß man doch absondern, um die Größe des natürlichen Vermögens zu bestimmen. Denn natürlich nenne ich ein Vermögen, so fern es bloß durch die Natur da ist, im Gegensatz der Fertigkeit, welche erworben ist.

Da, wo wir mehrere Aeußerungen eines Vermögens und zwischen diesen wesentliche Unterschiede finden, sind in der That mehrere Vermögen vorhanden, die nur in gewissen Bestimmungen einander ähnlich und in andern von einander verschieden sind. Der Punkt, in dem diese Vermögen übereinkommen, sind nichts anders als gewisse Bedingungen, an welche die Aeußerung des einen dieser Vermögen sowohl als die Aeußerung des andern gebunden ist; der Punkt, in welchem sie sich von einander unterscheiden, sind wiederum gewisse Bedingungen, an welche die Aeußerung des einen, aber nicht die Aeußerung des andern gebunden ist. Die ersten wie die andern Bedingungen sind innere, d. h. solche, welche sich in dem vorstellenden Subjekt selbst, und nicht in dem Gegenstande, an welchem es sich äußern mag, finden.

Sind A und B solche Vermögen, die auf die beschriebene Art einander ähnlich und von einander verschieden sind, so sind sie gleichartig; sie können als Arten eines allgemeinen

Vermögens betrachtet werden. Eben dasselbe gilt, wenn man mehrere angewandte Vermögen unterscheiden will. Auch diese sind, wenn man sie einmal als von einander verschieden betrachtet, bey ihrer Verschiedenheit immer gleichartig. Nur in der Art, wie hier und dort mehrere Vermögen sich unterscheiden, ist eine Verschiedenheit.

Ich will daher zwey Vermögen gleichartig nennen, in so fern die Aeußerung derselben an einerley Bedingungen gebunden ist. Unterscheiden sich zwey gleichartige Vermögen bloß in der Anwendung eines und eben desselben Grundvermögens; so nenne ich sie angewandte Vermögen jenes Grundvermögens: unterscheiden sie sich hingegen dadurch, daß die Aeußerung des einen an andere innere Bedingungen gebunden ist, als das andere; so will ich jedes derselben ein untergeordnetes Vermögen von dem Vermögen nennen, von welchem sie als Arten zu betrachten sind.

Das Gesicht und das Gehör, ist ein untergeordnetes Vermögen von der Sinnlichkeit; denn um zu sehen oder zu hören, ist es noch nicht genug, mit Sinnlichkeit versehen zu seyn. Scharfsinn, Witz, Vorhersehungsvermögen u. s. w. sind angewandte Vermögen des Verstandes.

Die untergeordneten Vermögen sind, wie aus dem vorhergehenden erhellet, als ursprüngliche Vermögen zu betrachten, da jedes derselben gewisse, und zwar innere, Bedingungen voraussetzt, welche noch nicht in dem Vermögen liegen, welchem es untergeordnet ist.

Bey einem zusammengesetzten Vermögen haben wir zweyerley zu unterscheiden: die einfachen Vermögen selbst, in welche es sich auflösen läßt, und die Art und Weise selbst, wie es aus ihnen zusammengesetzt ist.

Zum Behufe einer Klassifikation der Seelenkrankheiten in dem Vorstellungsvermögen müßten also die einfachen und zusammengesetzten Vorstellungsvermögen unterschieden, bey jenen die ursprünglichen von den abgeleiteten getrennt, und bey diesen ihre Zusammensetzung in Betracht gezogen werden.

II.

Ursprüngliche Vorstellungsvermögen.

Unser Vorstellungsvermögen ist entweder mit der Hervorbringung neuer Vorstellungen, oder mit der Wiederholung schon erzeugter Vorstellungen beschäftigt; oder es ist entweder produktiv, oder es ist reproduktiv.

Das reproduktive Vorstellungsvermögen ist eben sowohl als ein ursprüngliches Vermögen zu betrachten als das produktive in seinen einfachen Aeußerungen. Denn nicht jede Wiederholung einer vorher gehabten Vorstellung, sondern nur eine solche, zu welcher nicht alle Ursachen, die zur ersten Erzeugung der Vorstellung wirksam sind, mitwirken, kann eine Reproduktion genannt werden. Diese Wiederholung einer Vorstellung setzt allerdings die Erzeugung derselben voraus; allein aus der bloßen Erzeugung derselben ist sie noch nicht begreiflich. Das Vorstellungsvermögen äußert sich also auch in der

Wiederholung einer Vorstellung auf eine Art, welche wir als ursprünglich zu betrachten haben.

Bey der Erzeugung einer Vorstellung bilden wir diese entweder aus schon vorhandenen, oder wir bringen sie aus keiner andern hervor. Das erste ist bey den Sinnen und das letzte bey dem Verstande der Fall. Setzt die Thätigkeit des Verstandes gleich immer eine Aeußerung der Sinnlichkeit voraus; so ist der Verstand doch ein ursprüngliches Vermögen. Denn aus dem Daseyn gewisser Vorstellungen durch ein anderweitiges Vermögen folgt noch keineswegs die Möglichkeit, diese Vorstellungen zu neuen zu bearbeiten; und eben hierin äußert sich doch der Verstand.

Außer den verschiedenen Sinnen, deren jeder als ein untergeordnetes Vermögen der Sinnlichkeit zu betrachten ist, wäre also auch der Verstand ein ursprüngliches, und zwar produktives Vermögen. Das reproduktive Vermögen heißt Einbildungskraft, in so fern es sich in der Wiederholung der sinnlichen Vorstellungen äußert. Das reproduktive Vermögen äußert sich aber nicht allein in der Wiederholung sinnlicher Vorstellungen, sondern wir wiederholen durch dasselbe auch Begriffe, Urtheile und Schlüsse, welche insgesammt nichts anders als Vorstellungen des Verstandes sind.

Die Einbildungskraft ist also nicht das ganze reproduktive Vermögen; sondern nur ein Zweig desselben, da sie nicht die Verstandesvorstellungen, sondern nur die Vorstellungen der Sinne wieder hervorruft, ob sie gleich auch mittelbarer Weise an der Wiedererneuerung jener einen Antheil hat. Denn alle unsere Begriffe, Urtheile, Schlüsse, kurz alle Vorstellungen, die wir dem Verstande verdanken, bleiben, so zu sagen, im Dunkeln liegen, wenn wir sie nicht an Worte, oder andere Zeichen knüpfen. Diese sind aber sinnliche Gegenstände, und die Wiederholung ihrer Vorstellung ist das Werk der Einbildungskraft. Die Einbildungskraft erneuert also mittelbarer Weise die Gedanken, welche wir vormals gehabt haben, indem sie die Zeichen, in welche wir sie gefaßt haben, von neuen uns vorstellt. Die unmittelbare Wiederholung des Gedankens selbst ist aber nicht ihr Werk, oder Gedanken und sinnliche Vorstellungen müßten ein und eben dasselbe seyn.

Bey meinen Untersuchungen über die Krankheiten der einzelnen Vermögen, werde ich zuerst die Krankheiten in den einfachen, und dann die Krankheiten in den zusammengesetzten Vermögen betrachten. Die Krankheiten in dem einen einfachen Vermögen sind den Krankheiten in dem andern oft so ähnlich, daß man mit der Kenntniß der einen, auch die Kenntniß der andern

hat; oder, die nähere Kenntniß dessen, was der einen eigen ist, ist vor der Hand bey der einen so wenig als bey der andern zu hoffen. Ich meine eine Kenntniß, welche sich nicht bloß auf solche Hypothesen stützt, für welche keine Erfahrungen reden, und die überdem, gesetzt auch, daß sie sich als ausgemachte Wahrheiten darthun ließen, doch nichts erklären.

Eben deshalb werde ich nicht die Krankheiten aller und jeder einfachen Vermögen insbesondere betrachten, sondern mich oft darauf einschränken, das Gemeinschaftliche in mehrern verwandten Krankheiten, oder eine derselben zu betrachten, weil alles, was sich von dieser findet, sich auf alle ähnliche anwenden läßt.

III.

Krankheiten der Sinne.

Die Naturbestimmung der Sinne kann keine andere seyn, als dem Menschen das Wirkliche als wirklich vorzustellen. So urtheilt schon der gemeine Menschenverstand. Denn jeder urtheilt, daß er Augen hat um das, was außer ihm wirklich ist, zu sehen, und Ohren um es zu hören.

Alle Krankheiten in den Sinnen scheinen daher sich auf zwey Arten zurückführen zu lassen. Die Sinne entweder versagen uns den Dienst ganz oder zum Theil, indem sie uns die Gegenstände entweder ganz und gar nicht, oder nicht mit der gehörigen Bestimmtheit vorstellen, oder sie veranlassen falsche Vorstellungen von denselben. Die Krankheiten der ersten Art will ich unter dem Nahmen der Abstumpfungen, und die der letzten Art unter dem Nahmen der Vorspiegelungen der Sinne begreifen.

Sauvages *) und andere Schriftsteller über diesen Gegenstand **), zählen diese letzten Krankheiten zu den Hallucinationen, wie sie sie nennen, und verstehen unter Hallucinationen Irrthümer der Einbildungskraft ***). — Diese

*) Nosol. meth. Cl. VIII. Ord. I. Tom. IV. ed. *Daniel.* S. 235. u. f.

**) Z. B. *Sagar* Syst. morb. Symptomaticum, Cl. XIII. ord. I.

***) *Sauv.* l. c. Character (vesaniae) est aegritudo animi, error scilicet in imaginatione, appetitu, vel judicio, seu hallucinatio, morositas et delirium. Ich führe mit Fleiß die in dieser Stelle enthaltne Definition von Sauvages an. Denn sie ist von allen Definitionen, die er von der Hallucination gegeben hat, am klärsten gefaßt. Die Billigkeit fordert also daß man sich an sie hält, gesetzt auch, daß S. anderwärts in einem oder andern Punkte eine richtigere Definition gegeben hätte. Denn er giebt mehrere Definitionen von der Hallucination, deren jede von jeder andern abweicht. Auf eben der Seite, wo die eben angeführte Definition steht, heißt es z. B.: Ordo I. Hallucinationes seu errores mentis oriundae ex vitio organi cujusdam extra cerebrum, unde imaginatio deceptiva. An noch einem andern Orte (Vesaniarum Theoria §. 17—28.) werden die Irrthümer zuerst in theoretische, oder solche, aus denen keine Leidenschaften erfolgen, und praktische, oder solche, aus welchen Leidenschaften

Krankheiten äußerten ſich alſo immer in Irr-
thümern, und in Irrthümern der Einbildungs-
kraft. Daß dieſe Krankheiten ſich in Irrthü-
mern

hervorgehen, eingetheilt, und die Hallucinationen für Irrthümer der erſten Art erklärt. Denn prior error, heißt es a. a. O.: hallucinatio, Graecis leros dicitur. Die erſte Definition ſtimmt nicht mit der zweyten. Denn nach dieſer iſt die Hallucination eine imaginatio deceptiva, nach jener ein error in imaginatione. Beydes, denke ich, iſt doch verſchieden. Denn eine imaginatio deceptiva iſt doch nichts als eine Einbildung, die zum Irrthum verführt, und nicht ſo fort eine irrige Einbildung. Auch die dritte Definition ſtimmt mit der erſten nicht, und eben ſo wenig mit der zweyten überein. Mit der zweyten nicht; weil ein error in imaginatione, — ich behalte hier mit Fleiß Sauvages Worte, — worin nach der erſten Definition die Hallucination beſtehen ſoll, ja auch praktiſch ſeyn könnte, und nach der dritten Definition die Hallucination ein theoretiſcher Irrthum ſeyn ſoll. Mit der zweyten ſtimmt die dritte Definition aus gleichem Grunde nicht, weil auch nach der zweyten Definition, der Irrthum, in dem die Hallucination beſtehen ſoll, ſowohl praktiſch als theoretiſch ſeyn kann. Nach dieſem glaube ich, es Sauvages ſchuldig zu ſeyn, mich an ſeine zuerſt angegebene Definition zu halten, da dieſe wenigſtens klar gefaßt iſt, und nach ihr nur die hallucinationes, moroſitates und deliria unterſchieden werden können.

mern äußern können, ist augenscheinlich wahr. Denn bey einer gewissen Art des Falschsehens, der Suffusio, kann es immer seyn, daß der Mensch nicht daseyende Dinge, z. B. Fliegen, vor den Augen zu haben meint, und also irrt. Allein dieses ist nicht nothwendig. Denn der Mensch, der z. B. doppelt sieht, kann eben sowohl davon überzeugt seyn, daß die Gegenstände, welche doppelt vor seinen Augen zu seyn scheinen, nur einmal vorhanden sind, als derjenige, der das eine seiner Augen mit einem Finger in der Augenhöhle verschiebt, und deshalb einen und eben denselben Gegenstand zweymal sieht. In einem Irrthum also äußert sich nicht nothwendig die Krankheit. Denn wir irren nicht überall, wo wir eine falsche Vorstellung haben, sondern nur da, wo wir diese falsche Vorstellung für wahr halten. — Doch gesetzt daß diese Krankheiten in einem Irrthum beständen; so könnte dieser Irrthum doch wohl schwerlich ein Irrthum der Einbildungskraft seyn. Denn, zu geschweigen, daß nicht die Einbildungskraft, sondern nur der Verstand irren kann, daß also dieser Ausdruck wohl nicht so eigentlich zu nehmen ist, und also unter diesem Irrthume der Einbildungskraft ein Irrthum zu verstehen ist, der darin besteht, daß man zu sehen, zu hören, mit einem Worte durch die Sinne etwas sich vorzustellen glaubt, was man nicht empfindet; so ist auch dieses falsch. Denn bey

dem Doppeltsehen z. B., bildet der Kranke sich nicht bloß ein, eine und eben die Sache zweymal zu sehen; er sieht sie wirklich doppelt, eben so gewiß als derjenige, der vor einem Spiegel steht, sich hinter der Oberfläche desselben sieht. Bey dem Ohrensausen hört der Kranke eben so gewiß als der Gesunde, der ein Geräusch hört, das außer ihm vorhanden ist. Nur was er hört ist nicht außer ihm wirklich; er irrt nur, wenn er das, was er hört, auf eine außer ihm vorhandene Ursach bezieht. Also nicht in einem Irrthume, und noch weniger in einem Irrthume der Einbildungskraft, besteht die Krankheit, ob sie gleich leicht zu gewissen Irrthümern verleitet.

Um das Wesen dieser Krankheiten zu bestimmen und auch den Grund anzugeben, warum ich sie Vorspiegelungen der Sinne genannt wissen will, muß ich genauer zwischen Schein und Irrthum und einigen verwandten Dingen unterscheiden.

Wenn wir sagen, daß etwas uns so oder so scheine; so sagen wir nicht allein, daß wir es uns auf eine gewisse Art vorstellen; sondern auch, daß in dieser Vorstellung von demselben etwas liege, das uns, wenn auch nur unzureichend, bestimmt sie für wahr zu halten. Bey der Ueberfahrt über einen Fluß scheint das eine Ufer sich zu uns hin und das andere von uns weg zu bewegen. Man würde das eine wie das andere auch für

wahr halten, wenn man nicht wüßte, daß das Schiff sich bewege und daß beyde Ufer ruhen. Man sagt daher mit Recht, daß der Schein trüge. Allein so trügerisch er auch ist; so trügt er doch nicht immer. Denn ein eckichter Thurm scheint uns in der Ferne zwar rund zu seyn, aber auch der runde Thurm scheint uns in der Entfernung rund zu seyn. Hier trifft also der Schein mit der Wahrheit zusammen. Es ist also der Schein überhaupt von dem bloßen Scheine zu unterscheiden: bey dem bloßen Scheine ist die Sache anders als sie scheint; bey dem Scheine überhaupt kann die Sache anders seyn, als sie scheint, es kann aber auch der Schein mit der Wahrheit zusammentreffen. Beydes, den Schein überhaupt und den bloßen Schein unterscheiden wir auch durch die Sprache. Denn wenn wir etwas für bloßen Schein erklären, sagen wir, daß es nur so scheine; und wo wir etwas für Schein überhaupt erklären, ohne zu bestimmen, ob es bloßer Schein sey oder nicht, sagen wir, daß es wenigstens so scheine. In dem letzten Falle halten wir unser Urtheil über die Sache zurück, und in dem ersten Falle erklären wir den Schein für falsch. Der Schein also ist noch kein Irrthum, auch der bloße Schein nicht; sondern nur derjenige irrt, der den bloßen Schein für Wahrheit nimmt, oder das für wahr hält, was bloß scheint. Der bloße Schein verführt

auch nicht nothwendiger Weise zum Irrthum; denn er kann als bloßer Schein anerkannt werden.

In dem bloßen Scheine muß indeß etwas liegen, wodurch er eine Ursach des Irrthums wird, und in so fern täuscht er. Wenn der Schein auch nicht täuscht, sondern als Schein erkannt wird; so verschwindet er deshalb doch nicht. Denn ich mag, wenn ich über einen Fluß setze, noch so fest überzeugt seyn, daß das Schiff in dem ich fahre, in Bewegung sey, und daß die Ufer ruhen; so werden nichts desto weniger die letzten sich doch zu bewegen und das erste zu ruhen scheinen.

Bey allen Krankheiten der Sinne, von welchen hier die Rede ist, drängt sich dem Menschen, der an ihnen leidet, ein falscher Schein auf, der ihm entweder gar nicht vorhandene Dinge, oder wirklich vorhandene Dinge, anders, als sie vorhanden sind, darstellt. Eine solche scheinbare Darstellung einer Sache nennt man eine Vorspiegelung derselben, weil diese uns gleichsam wie ein Spiegel vorgehalten wird. Der Spiegel nehmlich stellt uns den Gegenstand, der sich in ihm abbildet, anderswo vor als wo er ist. Denn wir sehen diesen gerade so weit hinter der Oberfläche des Spiegels, als er vor derselben sich befindet.

Worin der Grund von diesen Vorspiegelungen der Sinne liege, läßt sich im Allgemeinen, ohne noch auf den Unterschied der Sinne zu sehen, leicht bestimmen; so schwer es auch seyn mögte, diesen bey den einzelnen Sinnen bestimmter anzugeben, weil, um dieses zu können, uns die eigenthümliche Wirkungsart derselben genauer bekannt seyn müßte. Alles nehmlich, was uns die Sinne vorstellen sollen, muß von uns empfunden werden; und um empfunden zu werden, muß es einen Eindruck auf unsere sinnlichen Werkzeuge machen. Die sinnliche Vorstellung, oder die Anschauung des Gegenstandes, die Empfindung, und der sinnliche Eindruck, auf welchen die Empfindung erfolgt, sind von einander unterschieden, ob sie gleich in einem ursachlichen Zusammenhange stehen.

Denn der sinnliche Eindruck ist nichts anders, als eine Wirkung, welche ein Gegenstand auf das Auge, Ohr und vermittelst desselben auf die Nerven macht; mithin nichts anders, als eine Einwirkung einer Materie auf eine Materie, die Empfindung hingegen ist eine Einwirkung des Gegenstandes auf die Seele selbst. Die Empfindung ist auch eine Wirkung des sinnlichen Eindrucks, und dieser eine Wirkung des Gegenstandes selbst, den wir empfinden. Der empfundene Gegenstand, der sinnliche Eindruck, den wir von ihm erhalten, und die Empfindung

welche aus diesem wieder hervorgeht, verhalten sich also als Ursach und Wirkung. Denn der erste ist die wirkende Ursach des zweyten, und der zweyte eine wirkende Ursach der dritten.

Es ist ein allgemeines Gesetz, daß die Sinne uns die Gegenstände so vorstellen, wie wir sie empfinden. Alles scheint daher hier darauf anzukommen, die bisher betrachteten ursachlichen Verhältnisse näher zu untersuchen.

Obgleich der Gegenstand die wirkende Ursach des sinnlichen Eindrucks ist; so ist er doch nicht die zureichende Ursach desselben. Denn es fällt in die Augen, daß nach Verschiedenheit des Zustandes, oder der bleibenden Beschaffenheit unserer sinnlichen Werkzeuge, jener Eindruck selbst verschieden seyn wird. Die zureichende Ursach von einem sinnlichen Eindruck liegt also nicht in dem Gegenstande allein, sondern auch in dem sinnlichen Werkzeuge, auf das er wirkt. Jener ist zwar die wirkende Ursach, allein dieses sinnliche Werkzeug die materielle Ursach, wie sie die Schule nennt, oder wie ich mit einem philosophischen Arzt sagen mögte, die Empfänglichkeitsursach *). Denn

*) Marcus Herz Versuch über den Schwindel 2te Aufl. S. 284. Was hier sehr treffend die Empfänglichkeitsursach genannt wird, heißt in den philosophischen Schulen die causa materialis. Die

wenn A in B eine Veränderung hervorbringen soll; so muß in B doch etwas, X, anzutreffen seyn, wodurch es dieser Veränderung fähig ist, und nach Verschiedenheit dieses X, wird die Wirkung des A auf B verschieden seyn. Die Wirkung des Feuers auf Holz und andre verbrennbare Materien ist eine andre, als auf Eisen oder andere Metalle.

Was ich von dem Gegenstande als der Ursach des sinnlichen Eindrucks gesagt habe, läßt sich auf den sinnlichen Eindruck als die Ursach der Empfindung anwenden. Der sinnliche Eindruck ist zwar die wirkende, allein nicht die zureichende Ursach der Empfindung. Denn die Seele selbst, auf welche der sinnliche Eindruck wirkt und welche nach demselben den Gegenstand empfindet, ist die materielle Ursach der Empfindung, von der zu allerletzt die sinnliche Vorstellung eines Gegenstandes abhängt.

Nach dem Bisherigen ist also der Gegenstand, den wir uns durch einen Sinn vorstellen, die wirkende Ursach des sinnlichen Eindrucks, die sinnlichen Werkzeuge hingegen sind die materielle Ursach des sinnlichen Eindrucks; der sinnliche Eindruck ist wiederum die wirkende Ursach der Em-

Bemerkung ist wohl nicht überflüssig, da dieser Ausdruck in den Schriften der Aerzte in einer andern Bedeutung genommen wird.

pfindung, und die Seele die materielle Ursach derselben. Eben so wie bey einem und eben demselben Gegenstande, nach Verschiedenheit des Zustandes oder der bleibenden Beschaffenheit unserer sinnlichen Werkzeuge, der sinnliche Eindruck verschieden ist, wird auch bey einem und eben demselben sinnlichen Eindrucke, nach Verschiedenheit des Zustandes oder der fortwährenden Beschaffenheit der Seele selbst, die Empfindung verschieden seyn.

Bey allen Vorspiegelungen der Sinne stellen sie uns etwas anders vor als es ist. Sie alle bestehen also in einer Abweichung unserer sinnlichen Vorstellungen von der Wahrheit. Diese kann nach dem Vorhergehenden in zweyerley ihren Grund haben. Denn sie kann einmal aus einem besondern Zustande unserer sinnlichen Werkzeuge herrühren, und dann auch zunächst in der Seele selbst ihren Grund haben. Es ist eine bekannte Erfahrung, daß man, wenn man das eine Auge in seiner Höhle verschiebt, gewisse Gegenstände doppelt sieht. Der Grund hievon ist kein anderer, als weil der sinnliche Eindruck von einem und eben demselben Gegenstande, wie wir ihn vermittelst des einen Auges erhalten, zu merklich von dem Eindrucke, den wir von dem andern erhalten, verschieden ist, und eben daher derselbe Gegenstand auch doppelt empfunden wird. Es kann aber auch

der Grund in der Seele selbst liegen, warum Gegenstände anders durch die Sinne vorgestellt werden, als sie sind. Denn in gewissen Gemüthsstimmungen empfinden wir Gegenstände ganz anders, als in andern; wir sehen, hören, mit Einem Worte, wir empfinden sie nicht allein klärer, oder minder klar, sondern wir scheinen sie auch der Art nach anders uns vorzustellen. Denn sonst könnte der Unterschied zwischen der einen und der andern Vorstellung der Sache auch in der größern oder geringern Aufmerksamkeit liegen, mit welcher wir sie beachten.

So klar es ist, daß die Vorspiegelungen der Sinne, in der einen oder der andern angeführten Ursach ihren Grund haben, so ist es doch schwer in einem bestimmten Falle die Ursach genau anzugeben, und noch schwerer, davon die Anwendung auf einzelne Sinne zu machen. Denn mit der Struktur derselben und ihrer Wirkungsart, das Auge allein ausgenommen, sind wir zu wenig bekannt, um nicht bey dem Versuch dieser Anwendung in Gefahr zu kommen, uns an Hypothesen zu verirren, die nichts erklären, und eben daher von der Wahrheit selbst abführen.

Dennoch ist diese Unterscheidung nicht überflüssig, weil es wenigstens in vielen Fällen aus vorhandenen Anzeigen klar ist, daß der Grund von einer Vorspiegelung in den sinnlichen Werk-

zeugen zu suchen ist. Bey einem Schwindel, dessen entferntere Ursach in Vollblütigkeit liegt, ist es natürlich die nächste Ursach der scheinbaren Bewegungen um uns vielmehr in den sinnlichen Werkzeugen als in der Seele zu suchen. Ich will daher die Vorspiegelungen, die in den sinnlichen Werkzeugen ihren nächsten Grund haben, die organischen, und diejenigen, die in der Art, wie die Seele den Eindruck derselben, so zu sagen, aufnimmt, zunächst gegründet sind, die ästhetischen nennen *).

Genau genommen mögte diese Unterscheidung sich auch auf die Abstumpfungen der Sinne anwenden lassen. Denn der Grund von der Stumpfheit eines Sinnes kann entweder in den sinnlichen Werkzeugen selbst, oder auch in der Seele liegen. Ist unsere Aufmerksamkeit auf ganz andere Gegenstände gerichtet, als wel-

*) Ich würde Bedenken tragen, diese Art von Sinnen-Vorspiegelungen ästhetische zu nennen, da man, seitdem A. G. Baumgarten die allgemeine Theorie der schönen Künste die Aesthetik genannt hat, unter ästhetischer Täuschung die Täuschung versteht, deren sich die schönen Künste bedienen. Allein eine Verwechselung der einen mit der andern ist theils wegen ihrer Verschiedenheit, und theils deshalb nicht zu besorgen, da von der einen nur bey ganz andern Gegenständen die Rede seyn kann, als von der andern.

che unsern Sinnen gegenwärtig sind; so bleiben diese nicht allein unbeachtet, sondern es scheint auch, daß sie selbst unempfunden bleiben, ob sie gleich auf unsere sinnlichen Werkzeuge wirken, und also der sinnliche Eindruck nicht ausbleibt. Ein Nachtwandler, den der Knall eines Pistols, das nahe bey ihm abgefeuert wurde, nicht aufwecken konnte, erwacht, weil er seinen Hofhund bellen hört *); andere Nachtwandler, welche durch ein Geräusch, das um ihnen war, nicht ermuntert werden konnten, erwachen, wenn ihr Nahme genennt wird. In allen Fällen dieser Art ist wohl kein Zweifel, daß der eine schallende Gegenstand sowohl als der andere auf die Gehörswerkzeuge wirke, allein ob diese Wirkung bis zur Seele fortgepflanzt werde, dieses ist nicht so klar. Wenigstens mögte sich wohl kein Widerspruch in der Behauptung, daß zwar der sinnliche Eindruck in allen Fällen dieser Art erfolge, aber dennoch die Empfindung ausbleibe, zeigen lassen. Denn der sinnliche Eindruck ist zwar die wirkende, aber deshalb noch nicht die zureichende Ursach der Empfindung, wo diese wirklich erfolgt. Denn soll aus dem sinnlichen Eindrucke die Empfindung wirklich entstehen; so muß die Seele für seine Einwirkung empfänglich seyn: und diese Empfänglichkeit für die Wirkung des sinnlichen

*) Maaß über die Einbildungskraft 2te Aufl. S. 275.

Eindrucks auf die Seele kann unterdrückt seyn und eben deshalb die Empfindung gänzlich unterbleiben.

Die Bemerkung, welche ich hier von den Nachtwandlern nur gelegentlich gemacht habe, indem die Krankheit derselben nicht zu der Klasse gehört, mit der ich hier zunächst beschäftigt bin, ob sie gleich von Mehrern *) zu derselben gerechnet wird, läßt sich auf die Abstumpfung der Sinne anwenden. Denn, wenn überhaupt aus dem sinnlichen Eindrucke nur da Empfindung entstehen kann, wo die Seele für die Einwirkung desselben empfänglich ist; so ist es natürlich, daß die Empfindung da entweder gänzlich ausbleiben, oder schwächer seyn müsse, wo bey dem völligen sinnlichen Eindrucke es an der Empfänglichkeit der Seele für die Empfindung, die ihm entspräche, fehlt.

Ich habe es vorhin nur als ein Vielleicht angenommen, daß eine Abstumpfung der Sinne, entweder in dem sinnlichen Werkzeuge oder in einem Mangel an Empfänglichkeit für sinnliche Eindrücke liegen könne, und für mehr mag es vor der Hand auch nicht gelten; ob ich gleich noch einen andern Grund habe, der mir dafür zu reden scheint. Man weiß nehmlich welcher Verfeinerung und Schär-

*) Z. B. Sauvages a. a. O. und Sagar a. a. O.

fung unsere Sinne durch Uebung fähig sind. Menschen, die ihrer Lebensart wegen einen Sinn vorzüglich zu gebrauchen genöthigt sind, gelangen, wenn sie anders diesen Sinn nicht zu oft und zu sehr anstrengen, zu einer Schärfe oder auch einer Feinheit desselben, die uns in Verwundrung setzt. Das kleinste Mißverhältniß von Tönen entwischt dem Gehör des Tonkünstlers nicht, so wie dem Gesicht des Zeichners die allmähligsten Abstufungen von Licht und Schatten nicht unbemerkt bleiben.

Hier kann es nun seyn, daß die Ausbildung des Sinnes ihren Grund in der Ausbildung des sinnlichen Werkzeuges, oder in der Seele, oder in beyden hat. Das erste scheint deshalb nicht angenommen werden zu können, weil jede Uebung der Sinne, bey welcher besonders die sinnlichen Werkzeuge angestrengt werden, die Sinne nicht ausbildet, sondern vielmehr abstumpft. Personen, welche als Weber in Fabriken an schwarzen Zeugen arbeiten, empfinden bald einen Abgang am Gesichte und erblinden oft in den mittlern Jahren des Lebens. Also entweder in der Seele allein oder in ihr und den sinnlichen Werkzeugen zusammengenommen scheint der Grund zu liegen, weswegen Menschen, die ihre Sinne oft und ohne Anstrengung gebrauchen, zu einer gewissen Schärfe und Feinheit gelangen. In so fern

der Grund in der Seele liegt, scheint es, daß die Empfänglichkeit der Seele für gewisse Eindrücke erhöhet sey. Das Beyspiel eines berühmten Tonkünstlers scheint diese Bemerkung zu bestätigen. Dieser hatte das Gehör beynahe gänzlich verlohren, so daß man nur mit der äußersten Anstrengung mit ihm reden konnte. Dennoch hörte er den leisesten musikalischen Ton. Auf seine sinnlichen Werkzeuge scheint jeder andere Schall sowohl, als ein musikalischer Ton gewirkt zu haben; nur scheint die Empfänglichkeit der Seele für die letzten größer als für die ersten gewesen zu seyn.

In einer vorzüglichen Aufmerksamkeit auf musikalische Töne scheint der Grund dieser Erscheinung nicht zu suchen zu seyn. Denn der Schwerhörige ist auf das, was ihm gesagt wird, in der Regel aufmerksam genug, weil er weiß, daß man sich nur die Mühe geben wird, ihm solche Dinge zu sagen, die ihn näher angehen. Also wohl nicht darin, daß die Seele die Empfindungen von musikalischen Tönen aufmerksamer beachtet hätte, als andere Arten des Schalls, sondern vielmehr darin, daß sie für jene mehr Empfänglichkeit hatte, um sie überhaupt zu empfinden, scheint der Grund jener Erscheinung zu liegen.

Hat die Abstumpfung eines Sinnes ihren Grund in dem sinnlichen Werkzeuge; so will ich

sie eine organische: und wo sie ihn in der Seele hat, eine ästhetische nennen. Der Grund beyder Benennungen ist eben derselbe, als warum ich vorhin die ästhetische und organische Sinnen-Vorspiegelung von einander unterschieden habe.

Daß der angegebene Unterschied zwischen den Abstumpfungen der Sinne statt finde, ist nicht nur wegen der beygebrachten Erfahrungen anzunehmen, sondern eine nähere Betrachtung der Ursachen, von welchen unsere Empfindungen und sinnlichen Vorstellungen abhängen, bestätigt ihn aufs neue.

Bey jeder sinnlichen Vorstellung sind drey Ursachen im Spiele, der Gegenstand selbst, der auf das sinnliche Werkzeug wirkt; dieses sinnliche Werkzeug, welches von ihm eine Einwirkung empfängt, und die Seele, auf welche das sinnliche Werkzeug wirkt. Der Gegenstand ist in Beziehung auf das sinnliche Werkzeug eine wirkende, und dieses in Beziehung auf jene eine Empfänglichkeitsursach. Das sinnliche Werkzeug ist in Beziehung auf den Eindruck die Empfänglichkeitsursach, und in Beziehung auf die Empfindung die wirkende Ursach.

Bey gleicher wirkenden und gleicher Empfänglichkeitsursach muß einerley Wirkung erfolgen; bey gleicher wirkenden aber ungleicher

Empfänglichkeitsursach, oder umgekehrt, bey gleicher Empfänglichkeitsursach, aber ungleicher wirkenden Ursach wird die Wirkung selbst verschieden seyn. Ist in zwey Fällen die wirkende Ursach gleich, die Empfänglichkeitsursach aber ungleich; so werden sich die Wirkungen verhalten wie die Empfänglichkeitsursachen: in dem umgekehrten Falle, wo die Empfänglichkeitsursach gleich, die wirkende Ursach aber ungleich ist; werden sich die Wirkungen eben so wie die wirkenden Ursachen verhalten. Hieraus ergiebt sich, daß Wirkungen von einerley Art sich verhalten, wie die Produkte aus ihren Empfänglichkeits- und wirkenden Ursachen, da die Verhältnisse der Wirkungen aus diesen beyden Ursachen zusammengesetzt sind. Ist kein sinnlicher Gegenstand vorhanden, der auf das sinnliche Werkzeug wirken konnte; so kann von keiner Abstumpfung der Sinne die Rede seyn. Diese wird also immer entweder in dem sinnlichen Werkzeuge, oder in der Seele, oder in beyden zu suchen seyn.

Dieses vorausgesetzt, folgt: erstens, daß die Abstumpfung der Sinne bey gehöriger Empfänglichkeit der Seele für die Einwirkung sinnlicher Werkzeuge, der Abstumpfung des sinnlichen Werkzeugs; zweytens, daß die Abstumpfung der Sinne, bey dem gehörigen Zustande der sinnlichen Werkzeuge, dem Mangel der

Em-

Empfänglichkeit der Seele proportionirt seyn werde. Das letzte erhellet für sich; das erste aber daraus, daß, wenn das sinnliche Werkzeug abgestumpft ist und keinen Eindruck von äußern Gegenständen aufnehmen kann, es auch nicht auf die Seele wirken kann, und aus der Einwirkung, die dasselbe bey einem von einem äußern Gegenstande erhaltenen Eindruck auf die Seele zu äußern sucht, Empfindung entstehen muß, wenn die Seele für diese Einwirkung empfänglich ist.

Doch wozu lasse ich mir eine Unterscheidung so sehr angelegen seyn, von der jetzt bey der Heilung der Krankheiten, von welchen hier zunächst die Rede ist, so wenig Anwendung zu machen ist; eine Unterscheidung ferner, welche eine Verschiedenheit zum Gegenstande hat, von der es noch wenigstens nicht gewiß ist, ob sie in der Natur der Dinge Statt findet, sondern deren Wirklichkeit die vorhin angeführten Gründe nur vermuthen lassen? — So würde ich selbst fragen, wenn dieser Unterschied, wenn er, wie zu vermuthen ist, gegründet ist, nicht äußerst wichtig wäre; nicht allein für die Theorie, sondern auch für die, vielleicht erst späterhin zu hoffende, Anwendung derselben bey der Heilung von Krankheiten. Liegt nämlich das Uebel in den sinnlichen Werkzeugen, oder ist die Krankheit organisch; so sind wohl keine andern

Mittel angebracht, als solche, durch welche körperlichen Krankheiten abgeholfen werden kann: ist hingegen das Uebel in der Seele, ist die Abspannung der Sinne, wie ich sie vorhin genannt habe, ästhetisch; so mögte von allen diesen Mitteln wenig Wirkung zu hoffen seyn. In diesem Falle könnten indessen Mittel von einer ganz andern Art wirksam seyn. Ich meine die Mittel, die eben so unmittelbar auf die Seele, als die Arzneyen, die der Arzt gewöhnlich verordnet, auf den Körper wirken. Mit andern Worten, hier mögte eine eigentlich psychische Cur, so wie dort eine medicinische, wenn ich unter dieser eine solche verstehe, die zunächst auf den Zustand des Körpers wirkt, angebracht seyn. Ist die psychische Heilkunst gleich noch in ihrer Kindheit; so haben wir für ihr Wachsthum doch die erfreulichsten Hoffnungen, da so viele treffliche Männer, unter welchen ich nur meinen Freund Reil nennen darf, sich ihrer Wartung und Pflege annehmen. Mögte ihnen doch der Fleiß der Psychologen gehörig in die Hand arbeiten. Denn der Arzt, der den Psychologen recht eigentlich machen, und darauf ausgehen wollte, bisher unbekannte Naturgesetze der Seele zu entdecken, oder darauf, die bisher entdeckten in Zusammenhang zu bringen, würde die Zeit verlieren, diese zu seinem Behufe gehörig anzuwenden, oder auch nur die Theorie zu erfinden und auszubilden, nach welcher jene

Gesetze zu seinem Behufe angewendet werden müssen. Der Psychologe im Gegentheil, der den Arzt machen wollte, würde eben deshalb leicht sein Hauptgeschäft aus den Augen verlieren, und aus Beobachtungen Gesetze abzuziehen und den Zusammenhang derselben aufzusuchen vergessen. Besser also ist es, daß beyde die Arbeit unter sich theilen, daß der Psychologe die Naturgesetze der Seelenvermögen und ihrer Aeußerungen aufsucht, und sie zur Erklärung der einzelnen Erscheinungen anwendet, und der Arzt an seinem Theile dahin arbeitet, zum Behufe seiner Kunst hiervon Gebrauch zu machen und deshalb die Theorie jenes Gebrauchs auszubilden. Denn der Arzt verhält sich zum Psychologen nicht anders wie zu dem Physiker und Chemiker. So wie diese es ihm überlassen, die Resultate ihrer Forschungen anzuwenden; so kann er ihr Hauptgeschäft nicht zu dem seinigen machen, wenn er sein eignes nicht darüber aus der Acht lassen will.

Doch man verstehe mich nicht falsch; man glaube nicht, daß ich den Arzt darauf einschränken wolle, bloß das, was der Psychologe entdeckt hat, zur Anwendung zu bringen, daß er so zu sagen, jede psychologische Erfahrung, die er anzustellen so oft die herrlichste Gelegenheit hat, von sich weisen, und nicht sonst, wo er

kann, zur Erweiterung und Berichtigung der Erfahrungs-Seelenlehre arbeiten soll. Eben so wenig kann ich wünschen, daß der Psychologe ganz unbekümmert um die Anwendung sey, die man von seiner Wissenschaft machen mögte. Ich glaube vielmehr, daß der Psychologe eben so viel, ja vielleicht noch mehr von dem praktischen Arzte lernen könne, als dieser ihm verdanken mag, wäre es auch nur dadurch, daß er die Erfahrungen, welche ihm von demselben dargeboten werden, zu erklären und auf ihre Gründe zurückzuführen versuchte. Auch ist wohl nicht zu wünschen, daß der Psychologe nicht hie oder da auf gewisse Heilmittel, von denen seine Theorie Wirkung hoffen läßt, oder auf gewisse Zeichen von Krankheiten, wenn der Sitz derselben in der Seele liegt, aufmerksam machen solle.

Deshalb wage ich es zu meinen obigen Bemerkungen noch eine andere hinzuzufügen. Für den Gesichts- und Gehörssinn haben wir ein doppeltes Werkzeug. Der Fall ist nicht selten, daß Personen, die mit dem einem Ohre ordentlich und oft sehr gut hören, auf dem andern schwer hören, oder wohl gar taub sind. Eben so häufig mögte der Fall seyn, daß Personen mit dem einen Auge ungleich schärfer sehen als mit dem andern, nur daß dieses nicht so leicht bemerkt wird, als jenes. Denn ein

Gegenstand, der in das eine Auge fällt, fällt ungefähr auf eben dieselbe Art in das andere; einem Schalle hingegen ist in den meisten Fällen das eine Ohr mehr zugekehrt als das andere. Daher ist es denn natürlich, daß derjenige, der mit dem einem Ohre merklich schärfer hört, als mit dem andern, dieses leichter gewahr wird, als ein anderer eben denselben Unterschied in Ansehung der Scharfsichtigkeit zwischen seinen Augen.

Hört jemand z. B. auf der rechten Seite schlecht, auf der linken hingegen gut, oder umgekehrt; so ist der Fehler wohl organisch, nicht ästhetisch; er liegt in dem sinnlichen Werkzeuge und nicht in dem Mangel an Empfänglichkeit der Seele für den Eindruck, den auf sie die Veränderung des sinnlichen Werkzeugs machen sollte. Hört hingegen jemand auf dem rechten sowohl als dem linken Ohre schlecht; so kann der Fehler sowohl organisch als ästhetisch seyn. Der Grund hiervon fällt leicht in die Augen. Denn eben dieselbe Empfänglichkeit, welche die Seele für Eindrücke, welche die Veränderungen des einen sinnlichen Werkzeugs auf sie machen, hat, wird sie auch für die Eindrücke des andern Werkzeugs eben desselben Sinnes haben, wenn dieses sinnliche Werkzeug anders von dem Gegenstande gehörig afficirt und dadurch in Thätig-

keit gesetzt wird. Daß diese Bemerkung sich auch auf den Gesichtssinn anwenden lasse, fällt von selbst in die Augen.

IV.

Fortsetzung.

Eine Abstumpfung der Sinne kann füglich mit einer Vorspiegelung derselben verbunden seyn; es sey nun, daß diese in jener gegründet ist, oder daß beyde vielleicht in einer dritten Krankheit ihren Grund haben.

In der Trunkenheit, die, wenn auch als ein vorübergehender, doch immer als ein krankhafter Zustand zu betrachten ist, sind nicht allein, wie ich vorhin gezeigt habe *), die Empfindungen geschwächt, sondern die Trunkenheit führt auch gewisse Vorspiegelungen der Sinne und Vorspiegelungen, welche meistens nicht als solche anerkannt werden, also Sinnentäuschungen mit sich, wie gleichfalls aus den vorhin **) beygebrachten Beyspielen erhellet.

*) Theil 1. S. 305.

**) a. a. O.

Hier hat die Vorspiegelung der Sinne ihren Grund in einer Abstumpfung derselben. Denn der Betrunkene verwechselt z. B. eine Person mit der andern, weil das Bild derselben ihm nicht mit der gehörigen Bestimmtheit gegenwärtig ist. Dieses setzt aber voraus, daß entweder seine Sinne nicht mit der gehörigen Bestimmtheit empfinden, mithin, daß wenn jene Gegenstände in dem gehörigen Verhältnisse zu seinen sinnlichen Werkzeugen stehen, die eigenthümliche Empfänglichkeit der letzten für jene auf eine gewisse Art geschwächt ist; oder, daß die Aufmerksamkeit nicht gehörig auf sie gerichtet ist. Das erste, daß diese Verwechselung eines Gegenstandes mit einem andern in der Trunkenheit, ihren Grund nicht in einem Mangel an Aufmerksamkeit habe, sondern dieser vielmehr in einer Abstumpfung der Sinne zu suchen ist, beweiset der Umstand, daß Betrunkene, so lange ihnen die Zunge ihren Dienst noch nicht versagt, ungewöhnlich laut reden, auch da, wo sie einem Andern Heimlichkeiten mittheilen wollen. An Aufmerksamkeit auf das, was sie sagen wollen, kann es hier wohl nicht fehlen, mithin auch nicht an Aufmerksamkeit auf die Worte, durch welche sie es Andern mittheilen wollen. Wenn sie diese also übermäßig laut vorbringen; so liegt davon der Grund wohl in nichts anderm, als daß sie selbst sich nicht laut genug zu reden scheinen,

weil sie ihre eigenen Worte nicht laut genug hören.

Doch wem dieses noch nicht klar ist, der nehme folgende Fälle. Ein Mann, der sich betrunken hatte und so nach Hause ging, erzählt Plater *), sahe die vom Mondschein erleuchtete Straße für einen Fluß an; kleidete sich, um über selbigen zu schwimmen, aus, und wurde seinen Irrthum nicht eher inne, bis er gewahr geworden war, daß durch diesen Fluß nicht zu schwimmen sey. Ein anderer Betrunkener, der die ganze Nacht und den Morgen hindurch bis zum hellen Mittage gezecht hatte, sahe das Licht der Sonne für Mondschein an, und verlangte eine Laterne, um nach Hause kommen zu können. Noch ein anderer schlägt bey einer rauschenden Quelle sein Wasser ab, hält das Rauschen derselben für das Geräusch seines eignen Wassers. Er glaubt daher mit seinem Geschäfte immer noch nicht fertig zu seyn, bis ihn einer der Vorübergehenden aus seinem Irrthume reißt. Ich habe absichtlich hier alle vom Plater erzählte Fälle angeführt, um meinen Satz desto gewisser zu machen.

Wie aus einer Abstumpfung der Sinne Täuschungen und mithin auch Vorspiegelungen

*) Obs. Libr. I. pag. 40. Krüger Wahrnehmungen S. 53.

entstehen können, habe ich vorhin zwar schon angedeutet; allein die Wichtigkeit der Sache scheint eine nähere Erörterung zu fordern. Unterscheidet sich die Empfindung der einen von der Empfindung der andern Sache, mehr der Stärke als der Art nach; so ist es ganz natürlich, daß die Sache, die stärker empfunden wird, bey abgestumpften Sinnen für die schwächer empfundene genommen wird, wenn der Mensch, dessen Sinne geschwächt sind, sich der Schwächung derselben nicht bewußt ist; sind die Empfindungen mehrerer Gegenstände hingegen mehr in der Art, als dem Grade verschieden; so können die Gegenstände von einem Menschen, dessen Sinne geschwächt sind, aus keinem andern Grunde mit einander verwechselt werden, als weil das Unterscheidende in dem einem oder in dem andern unempfunden bleibt. In dem letzten Falle, wo auch der Art nach verschiedene Dinge, aus einer Abstumpfung der Sinne, verwechselt werden, scheint diese größer zu seyn als in dem ersten, wo nur eine Sache für eine schwächer empfundene genommen wird. Vielleicht erläutert sich dieses durch die von Plater entlehnten Beyspiele. Der Mensch, der das Rauschen einer Quelle mit dem Plätschern seines eigenen Wassers verwechselte, brauchte sich nicht so von Sinnen getrunken zu haben, als der die vom Mondschein erleuchtete Straße für einen Fluß ansehen konnte. Denn

bey einem hellen Mondscheine, dergleichen doch wohl gewesen seyn muß, würde ein Mensch von gesundem Gesichte auf der Straße doch wohl Farben unterschieden haben, die auf dem Wasser doch nicht sichtbar sind. Des dritten Sinne, der das helle Tageslicht für Mondschein hielt, waren so abgestumpft, daß er schwerlich auch die der Art nach verschiedensten Dinge zu unterscheiden im Stande gewesen wäre.

In den bisher betrachteten Fällen hatten die Vorspiegelungen der Sinne ihren Grund in einer Abstumpfung derselben. Oft entspringt die eine mit der andern aus einer gemeinschaftlichen Ursach. Ein Mann, erzählt Sauvages *), der drey und einen halben Gran Opium und eben so viel Safran um Mitternacht genommen hatte, erwachte nach einem unruhigen Schlafe von einer Viertelstunde, mit trockenem Munde, unterdrückter Sprache und unterdrücktem Gebrauche seiner Glieder. Dabey war ihm der Kopf eingenommen und taumlicht, und es kam ihm vor, als wenn alle Gegenstände sich um ihn bewegten und er in der Luft schwebte (in aere suspensus). Nach einer halben Stunde, war er aller seiner Sinne, das Gesicht und das Gehör

*) Sauvages nosol. meth. Cl. VIII. ord. III. Pars IV. p. 371.

ausgenommen, beraubt; so daß er die Schärfe des Essigs nicht schmeckte, und von dem flüchtigen Salmiakgeist keinen Geruch hatte. Der Schwindel, die Täuschung, nach welcher der Mann in der Luft zu schweben schien, und die Abstumpfung seiner Sinne, schienen alle insgesammt in einer und eben derselben Ursach, in einer Wirkung, welche das Opium und der Safran auf seine Organe hervorgebracht, ihren Grund zu haben. Denn es ist natürlich, daß mit widernatürlichen oder außerordentlichen Veränderungen im Körper Täuschungen in den Sinnen verbunden sind, besonders wenn man sich dieser außerordentlichen Zustände selbst nicht bewußt ist. Mir ist selbst ein Fall dieser Art bekannt, den ich aus der ersten Hand habe. Einer meiner Freunde, der mehrere Tage an empfindlichen Kopfschmerzen gelitten hatte, sagte mir, es schien ihm als wenn sein Kopf um vieles größer geworden sey. Der Grund dieser Täuschung lag wohl nicht in den Sinnen allein, sondern auch in der Einbildungskraft und dem Verstande, der aus dem, was mein Freund wirklich empfand, falsche Schlüsse zog. Und so mögte es sich auch wohl in dem von Sauvages erzählten Falle verhalten. Der Kranke zog aus dem, was er wirklich empfand, falsche Schlüsse, deren Resultaten die Einbildungskraft Bilder unterlegte, welche der Kranke für Bilder empfun-

dener Gegenstände nahm. Doch über diesen Punkt will ich mich jetzt noch nicht näher erklären, da ich jetzt noch mit den Sinnen allein, und noch mit keinen andern Vermögen beschäftigt bin.

V.

Beschluß.

Außer den Vorspiegelungen betrachtet man nicht allein die Abstumpfung, sondern auch den ganz entgegengesetzten Zustand der Sinne, als eine Krankheit derselben. Man hält z. B. das Gehör desjenigen, der zu leise hört *), oder das Gesicht desjenigen, der im Finstern sieht **), für krank.

An sich kann eine solche Schärfe der Sinne wohl nicht eine Krankheit genannt werden, wenn mit ihr nicht ein anderweitiger Fehler verbunden, oder vielmehr in ihr gegründet ist.

*) Oxycoia Sauvages Cl. VI. tom. III. pag. 352. ed. Daniel.

**) Amblyopia meridiana Sauvages lib. III. p. 318.

Denn in je einem höhern Grade ein Vermögen sich äußert, um so vollkommner ist es unstreitig bey dem Menschen; mithin würden, wenn alles übrige gleich ist, die Sinne eines Menschen um so vollkommner seyn, je schärfer und feiner sie sind.

Allein der Zustand, in welchem die Empfindungen ungewöhnlich erhöhet sind, ist gewöhnlich mit Schmerzen verbunden, die es einem unmöglich machen, den so erhöheten Sinn zu gebrauchen. Ein Mann, z. B. *) der des Nachts die feinsten Striche in einem Gemählde mit dem rechten Auge sehen und die Buchstaben in einem Buche unterscheiden konnte, konnte so wenig das Tageslicht, als das Licht einer Kerze vertragen. Eben so ist einem überscharfen Gehör ein Geräusch, welches einigen andern nicht einmal Unlust verursachen wird, meistens schmerzlich. So war, wie Herr Weikard **) erzählt, einer kranken Dame das Rauschen von Taffet unausstehlich. — Weil wegen einer übergroßen Schärfe und Feinheit ***) der Sinne, in

*) Lehrreiche und unterhaltende Sachen von Nachtwandlern S. 28. Nicolai Pathologie, 5 Th. S. 3.

**) Der philosophische Arzt III. B. S. 17.

***) Durch die Schärfe eines Sinnes sind wir im Stande, vermittelst desselben überhaupt genommen

diesen und allen ähnlichen Fällen, der Gebrauch eines Sinnes gehindert wird; so ist derjenige, dessen Sinne so überfein und überscharf sind, nicht besser daran als derjenige, dessen Sinne abgestumpft sind. Wer bey Nacht sieht, aber eben deshalb bey Tage am Sehen gehindert wird, ist bey Tage dem Blinden gleich; ja in einer Rücksicht befindet er sich noch übler. Die Blindheit als Blindheit führt keine körperliche Schmerzen mit sich, von welchen jener so empfindlich leidet.

Die Eindrücke, welche ein Gegenstand auf den überfeinen, oder überscharfen Sinn macht, sind, wenn sie stärker sind, immer mit sinnlichen Gefühlen in dem vorhin (1 Th. Seite 246.) bestimmten Sinne verbunden, und zwar mit Schmerzen. Denn unter Schmerzen verstehen wir keine andere als sinnliche Gefühle, die eben wegen ihrer zu großen Stärke nur unangenehm sind. Diese Empfänglichkeit für Schmerzen, die nach dem

Gegenstände wahrzunehmen, durch die Feinheit derselben zwischen ihnen zu unterscheiden. Ueberscharf oder überfein ist ein Sinn, wenn er schärfer oder feiner ist, als er seyn sollte. Daß Schärfe und Feinheit der Sinne nicht immer mit einander verbunden sind, ja daß sie selbst oft einander ausschließen, ergiebt sich leicht aus den folgenden Betrachtungen.

eben Gesagten mit der Ueberfeinheit oder Ueberschärfe eines Sinnes verbunden ist, befindet sich nicht allein in den Werkzeugen dieses Sinnes, sondern dehnt sich auch auf den ganzen Körper aus, so daß mit schmerzlichen Gefühlen eines besondern Sinnes jeder Zeit schmerzliche Gesammtgefühle verbunden sind, wie ich vorhin glaube dargethan zu haben.*) Sind diese Gefühle gleich selbst keine Krankheit, wie ich weiter unten ausführlicher darzuthun mir vorbehalte; so sind sie doch nothwendiger Weise mit Krankheit verknüpft; sie sind entweder eine Folge derselben, oder die Krankheit entspringt aus ihnen. Dieses letzte ist hier der Fall. Denn durch eben diese schmerzlichen Gefühle wird der Gebrauch der Theile und Vermögen des Körpers aufgehalten.

Wenn Ueberschärfe und Ueberfeinheit eines Sinnes mit Schmerzen verknüpft ist, welche die Eindrücke auf denselben begleiten; so hat sie in dem Körper und zwar in den sinnlichen Werkzeugen ihren Grund. Diese scheinen zu schwach zu seyn, Eindrücke von der Stärke zu ertragen, welche ordentlicher Weise erfordert wird, um Gegenstände mit Bestimmtheit zu empfinden. Die Geschichte des vorhin erwähnten Mannes, der bey Nacht die feinsten Striche in einem Gemählde sahe,

*) Erster Theil. a.a. O.

und Buchstaben erkennen konnte, beweiset dieses. Der Mann hatte sich das rechte Auge, bey dem Stimmen eines Saiteninstruments, mit einer Saite, die zerrissen und ihm mit Heftigkeit in das rechte Auge gesprungen war, verwundet *). Die Verwundung des Auges, hatte eine Schwäche zur Folge, die den Schmerz, den jeder zu starke Eindruck begleitet, verursachte. Diese Schwäche, bey welcher jeder sinnliche Eindruck für den Sinn zu stark ist, wird auch in den Fällen Statt finden, wo die Verletzung eines sinnlichen Werkzeugs nicht so am Tage liegt. Eben deshalb werden diese Krankheiten, und mit Recht, zu den Nervenkrankheiten gezählt **). Sind die Nervenkrankheiten, als Nervenkrankheiten gleich Krankheiten des Körpers; so ist, wie aus dem Gesagten erhellet, doch immer mit ihnen eine Krankheit der Seele verbunden, indem diese durch sie gehindert wird Gegenstände zu empfinden, welche so zu sagen empfunden werden wollen.

Nicht allein mit den starken Eindrücken auf denjenigen Sinn, der an der Ueberfeinheit und

*) Lehrreiche und unterhaltende Sachen a. a. O.

**) Z. B. von Herrn Reil über die Erkenntniß und Cur der Fieber. 4 Th. §. 20.

und Ueberschärfe leidet, sondern auch mit den Eindrücken auf die andern Sinne, wenn sie sehr stark sind, werden schmerzliche Gefühle verbunden seyn. Denn mit jedem stärkern sinnlichen Gefühle, in dem engern Sinne (1 Th. S. 247.) sind Gesammtgefühle verbunden. Mit diesen Gesammtgefühlen aber scheint ein Zustand des Körpers in Verbindung zu stehen, in welchem wir für gleichartige sinnliche Gefühle aller Art empfänglich sind. Ist jenes Gesammtgefühl schmerzlich; so werden sinnliche Eindrücke, welche uns sonst nichts weniger als schmerzlich seyn würden, uns leicht beschwerlich fallen; ist es hingegen behaglich, so werden sinnliche Eindrücke, welche unter andern Umständen uns schmerzlich afficiren würden, jetzt nicht so auf uns wirken.

Ich würde vorhin, als ich von der Verbindung der Gesammtgefühle mit den Eigengefühlen handelte, diesen Punkt näher erörtert haben, wenn es dort meine Absicht gewesen wäre, eine vollständige Theorie der Gefühle aufzustellen. Man erlaube mir also jetzt hierüber, wie nämlich mit jedem Gesammtgefühle eine Empfänglichkeit für gleichartige Eigengefühle verbunden sind, einige Anmerkungen.

Gesammtgefühle und Eigengefühle sind, die einen wie die andern, körperliche Gefühle. Ein körperliches Gefühl nenne ich gleichar-

tig mit einem andern, wenn beyde angenehm, oder beyde unangenehm sind. Das Gefühl, das den Anblick der grünen Farbe begleitet, ist dem Gefühle, das wir haben, wenn wir einen sanften Ton hören, gleichartig; das Gefühl, das die Empfindung eines schmetternden Tons begleitet, ist eben so mit dem Gefühle, das den Eindruck einer zu hellen schreyenden Farbe begleitet, gleichartig.

Auf jenen Satz, daß mit Gesammtgefühlen jeder Zeit eine Empfänglichkeit für Eigengefühle, welche mit ihnen gleichartig sind, verbunden sind, führt die gemeinste Erfahrung. Wo z. B. der ganze Körper ermüdet ist, versagen die einzelnen Sinne ihren Dienst. Zu schwache Eindrücke scheinen gar nicht auf sie zu wirken; die stärkern hingegen, die sich mehr aufdringen, fallen uns lästig und erregen eine schmerzliche Empfindung. Einem Menschen der schläfrig ist, fällt, auch wenn er sich des Schlafs zu erwehren sucht, das Licht beschwerlich; alles was er hört, kommt ihm lauter vor als sonst, wenn er gleich nicht mehr deutlich sieht und nicht mehr deutlich hört.

Dieses scheint auch ganz natürlich zu seyn. Der Zustand der Müdigkeit ist ein Zustand der Schwäche, der sich über den ganzen Körper, und mithin auch über unsere sinnlichen Werkzeuge verbreitet. Je schwächer diese sind,

um so weniger können sie einer Wirkung, die auf sie geschieht, widerstehen. Der Eindruck, den ein und eben derselbe Gegenstand auf einen Sinn macht, wird mithin, wenn die Werkzeuge desselben ermüdet sind, stärker als sonst seyn und daher leichter von schmerzlichen Gefühlen begleitet werden. Daß die sinnlichen Vorstellungen von den Gegenständen, welche auf die Sinne zu stark wirken, gleichwohl nicht zu der Deutlichkeit erhoben werden, zu der sie gelangen, wenn die Gegenstände nicht so starke Eindrücke auf sie machen, scheint gleichfalls leicht zu erklären zu seyn. Denn die Deutlichkeit ist in allen unsern Vorstellungen, und also auch in den sinnlichen, das Werk des Verstandes. *) Dieser aber ist ein thätiges Vermögen, das unter übrigens gleichen Umständen, sich um so leichter äußert, je weniger schwach der Körper ist.

Ist nun mit den Eindrücken auf einen Sinn ein schmerzliches Gefühl verbunden; so ist damit auch ein schmerzliches Gesammtgefühl verbunden. Dieses setzt aber in dem Körper einen Zustand voraus, in welchem wir für schmerzliche Gefühle aller Art, mithin auch für schmerzliche Gefühle, welche die Eindrücke irgend eines andern Sinnes begleiten, empfänglicher sind.

Um hier nicht mißverstanden zu werden, muß ich bemerken, daß die schmerzlichen Ge-

*) Naturl. der Seele S. 100.

fühle, welche, wenn ein Sinn an einer Ueberschärfe und Ueberfeinheit leidet, die stärkern Eindrücke auf die übrigen begleiten, nicht die Stärke haben, als die schmerzlichen Gefühle, welche aus den Eindrücken auf jenen Sinn hervorgehen, und daß sie daher oft nur von dem genauern Beobachter bemerkt werden. Hieraus folgt, daß, wenn alle Sinne gleichmäßig an einer Ueberschärfe oder Ueberfeinheit leiden, der Grund davon in dem ganzen Nervensystem liegen müsse. Von dieser Art ist der Fall, den Herr Reil anführt.*) Eines Mannes Augen, erzählt er, waren in einer hitzigen Krankheit, so empfindlich, daß der Zugang des Lichts zu denselben nur mit vierfachen Vorhängen vor dem Fenster abgehalten werden konnte. Eben diesem Manne war das geringste Geräusch schmerzlich. Seine Ohren mußte er mit Baumwolle verstopfen, und zudem ein Tuch über sie binden, wenn aus einer benachbarten Schule die Kinder nach Hause gingen. Eben so überscharf war der Geruch und Geschmack dieses Mannes. Denn das vaporöse Princip im Mohnsaft, von welchem er nie eine Empfindung gehabt hatte, roch und schmeckte er auf das genauste, und mit einer Ausdauer, daß er diese Empfindung, welche ihm sehr lästig war, nicht los werden konnte.

*) a. a. O.

Allein wenn auch mit der ausnehmenden Schärfe und Feinheit eines Sinnes keine Schmerzen, welche die Eindrücke auf denselben begleiten, verbunden sind, wovon Herr Nicolai Beyspiele anzuführen scheint *); so ist sie doch als eine Krankheit, oder als ein Naturfehler zu betrachten. Denn ein zu leises Gehör hindert den Menschen vielfältig an dem gehörigen Hören, ein zu scharfes Gesicht vielfältig an dem gehörigen Sehen, auch wenn das Hören und das Sehen mit keiner schmerzlichen Empfindung verbunden ist. Ich bleibe, um meinen Satz zu erläutern, bey dem Gehörssinne stehn. Einer also, der im guten Hören einen Andern, der ordentlich hört, ungefähr in eben dem Verhältnisse überträfe, als dieser einen Harthörigen, würde vieles, was andere ordentlich hören, nur verworren und unbestimmt hören, weil jedes stärkere Geräusch ihn betäuben würde. Die leisern Töne würden unter einem Geräusche entweder gar nicht zu seinem Gehör gelangen, oder von den stärker gehörten verdunkelt werden.

*) Pathologie 5 Band. S. 4. Herr N. führt das Beyspiel des Tiberius, der beyden Scaliger, des Rhodiginus und Anderer an, von denen einige funfzehn Minuten oder ganze Stunden des Nachts haben lesen können, ohne daß man bey ihnen eine Krankheit bemerkt hätte.

Hieraus wird eine Erfahrung begreiflich, die sonst allerdings befremdend scheint. Man findet nämlich oft, das Leute die sonst schwer hören, unter einem starken Geräusch genauer hören als andere. Eine Frau z. B. verstand nicht was gesprochen wurde, als wenn neben ihr getrommelt wurde. Um mit ihrem Manne reden zu können, nahm sie daher einen Trommelschläger in das Haus. Ingleichen hörte ein Mann, der von Geburt schwerhörig war, wenn eben getrommelt wurde, was hinter ihm leise gesprochen wurde, ob er gleich sonst ein Geschrey nicht hörte. Ein Dritter der in der Nähe eines Glockenthurms wohnte, hörte nichts deutlich, als wenn eben geläutet wurde und ein Vierter endlich, konnte nur, wenn er in einem bedeckten Wagen fuhr, sich mit denen, die bey ihm waren, unterhalten, weil er sonst ihre Worte nicht verstand *). Daß diese Personen unter dem Läuten der Glocken, oder dem Trommelschlagen u. s. w. besser als andere hörten, sagt Sauvages, der das Angeführte von ihnen erzählt, zwar nicht ausdrücklich; es kann aber wohl niemanden zweifelhaft seyn, der es weiß, wie schwer es uns ist, unter einem Geräusch, schwächere Töne bestimmt zu vernehmen. Doch mir selbst ist ein anderer Fall bekannt. Ein Mann,

*) Sauvages Cl. VI. Paracusis Willisiana Pars III. p. 353.

der äußerst schwer hört, und deshalb große Gesellschaften eben so wenig sucht, als zu ihnen gesucht wird, versäumt doch nicht leicht einen Ball, zu welchem er Zutritt hat. Dieser Mann tanzt auch nicht und spielt nicht. Allein unter der rauschenden Tanzmusik hört er nicht allein alles, was neben ihm gesprochen wird, sondern er hört es auch besser, als die meisten andern. Das habe ich insbesondere daran bemerkt, daß er Andern sehr oft zu leise spricht, und oft etwas hört, was Andere, die auch zuhören, nicht sogleich verstehen. Die Sache ist ganz natürlich, das stärkere Geräusch, das Andere betäubt, und dadurch hindert, die schwächern Töne deutlich zu hören, betäubt den Schwerhörigen nicht. Was jene also nicht hören, kann er gut hören, wenn es anders laut genug gesprochen wird. Das letzte findet sich aber von selbst, denn jeder, der einem Andern unter der rauschenden Tanzmusik etwas zu sagen hat, wird um gehört zu werden die Musik zu überschreyen suchen, eben sowohl wie jemand lauter reden wird, wenn Andere laut um ihm reden. Daher reden denn alle ungefähr so laut, oder schreyen vielmehr so stark, als es nöthig ist, um von dem Schwerhörigen verstanden zu werden. Daß der Schwerhörige selbst, wie ich bemerkt habe, den Andern, mit welchen er redet, im Geräusch zu leise spricht, ist auch daraus begreiflich, daß ihn die Musik

nicht so wie Andere betäubt, und er diesen Umstand nicht gehörig in Rechnung zieht.

Sauvages würde dies, so wie bey den von ihm angeführten Fällen zu erklären suchen. Die Gehörsorgane solcher Schwerhörigen, meint er, müssen erst, um thätig zu werden, in eine stärkere Bewegung gesetzt werden *). Er betrachtet daher die Schwerhörigkeit der von ihm angeführten Personen als eine besondere Art, welche er die Willische Schwerhörigkeit nennt. Jene einfachere, natürlichere, und eben daher auch wohl bessere Erklärung würde er gewiß nicht verfehlt haben; wenn er sich nur genau an die von ihm angeführten Fälle, oder den ganz richtig daraus abgezogenen Begriff hätte halten wollen. Denn alle jene Fälle kommen darin überein, daß die Schwerhörigen Worte ausser einem starken Geräusche nicht verstanden und die Willische Schwerhörigkeit beschreibt Sauvages als eine solche, bey welcher auch laut ausgesprochene Worte nur unter einem starken Geräusch deutlich gehört werden **). Die natürlichste

*) a. a. O. in hac denique specie licet organa auditus bene se habeant, organa auscultatoria torpida erant, et magna commotione indigebant ut agerent.

**) a. a. O. Est paracusis Willisiana ea species, in qua verba prolata non intelliguntur utcun-

Frage wäre hier doch wohl gewesen, ob jene Schwerhörigen nur allein Worte, oder ob sie auch andere Töne unter Lärm und Geräusch deutlicher und vernehmlicher als sonst hörten. Wäre das letzte; so hätte jene Erklärung, die Sauvages von jenen Fällen gegeben, viel für sich: wäre aber das erste; so hätte es doch allerdings einer Untersuchung bedurft, ob die Worte, die jene Schwerhörigen unter Lärm und Geräusch verstanden, nicht lauter als gewöhnlich vorgebracht wären. Hätte sich dieses letzte gefunden; so hätte man nicht auf jene Hypothese fallen können, da sie zu Folgerungen führt, welche der Erfahrung ganz offenbar widersprechen. Denn wenn der Grund, warum jene Schwerhörigen unter einem lärmenden Geräusche Worte, die sie sonst nicht verstehen, deutlich vernehmen, darin läge, daß ihre Gehörswerkzeuge durch einen stärkern Schall erst so zu sagen aufgeregt werden, so würden sie auch jeden andern Ton, und nicht bloß ausgesprochene Worte, deutlicher hören.

Der Schwerhörige, von dem ich redete, hört, wie er mir gesagt hat, und wie ich auch aus Versuchen und Beobachtungen, welche ich

que alta voce proferantur; verum si strepitu vehementer stipata sint, tunc distincte audiuntur.

an ihm angestellt habe, weiß, nur Worte in einem lärmenden Geräusche deutlicher. Das Auf- und Zumachen einer Thür z. B., das er sonst im Zimmer hört, hört er unter dem Rauschen einer Tanzmusik weniger als sonst. Den Glockenschlag einer Repetiruhr, den er sonst drey bis vier Schritt hört, vernimmt er unter einem starken Geräusche kaum, wenn man die Uhr in der Entfernung von einem Schritte von ihm schlagen läßt. Ich habe diesen Versuch öfter mit ihm angestellt, und kann daher aus eigner Erfahrung reden. Noch mehr, jener Mann hört auch, was gesprochen wird, deutlicher, wenn er in einem Wagen, besonders über Steinpflaster und schneller, fährt. Was hiebey am sonderbarsten scheint, ist folgender Umstand. Eine Zeit lang trug er auf den Rath seines Arztes, wenn er sich im Freyen befand, Baumwolle in den Ohren. Daß er mit verstopften Ohren noch schwerer als gewöhnlich hörte, ist natürlich; aber auffallend scheint es, daß er, wenn er schnell besonders über ein Steinpflaster fuhr, alles was im Wagen gesprochen wurde, doch eben so gut, und wie er behaupten wollte, weit besser hörte, als bey unverstopften Ohren. Allein so befremdend dieser Umstand klingt, so natürlich erklärt er sich. So schwerhörig der Mann auch war; so war doch sein Gehör nicht so ganz abgestumpft, als daß das Rasseln eines über Steine

dahin fahrenden Wagens, in dem er fuhr, ihn nicht selbst hätte auf eine gewisse Art betäuben sollen. Vielleicht auch mogten diejenigen, mit welchen er fuhr, selbst den Umstand, ob seine Ohren verstopft oder nicht verstopft waren, mit in Rechnung ziehen, wenn sie mit ihm redeten. Die übrigen Umstände erklären sich aus dem vorhin angegebenen Grunde so natürlich, daß ich kaum ein Wort darüber zu verlieren nöthig habe. Denn jeder sieht, daß der Mann das Schlagen der Repetiruhr im lärmenden Geräusch schwächer, was gesprochen wurde, hingegen lauter, als sonst hörte, weil im Geräusche jeder lauter als sonst redet, hingegen der Schlag der todten Uhr im Geräusche nicht stärker und nicht schwächer als sonst ist.

Ich würde mich bey dieser Art der Schwerhörigkeit nicht so lange aufgehalten haben, wenn ich nicht glaubte, daß sie ganz und gar nicht in der Natur vorhanden, sondern nur eine Erdichtung des Systems ist. Ich leugne die Thatsachen nicht, die von Sauvages angeführt werden; namentlich leugne ich nicht, daß schwerhörige Personen, was im Lärm und Geräusche gesprochen wird, besser verstehen, als was sonst gesprochen wird; sondern nur das leugne ich, daß irgend eine Art Schwerhöriger unter Geräusch leichter hört, als sonst,

daß sie irgend einen Ton, den sie sonst gar nicht deutlich hören würden, unter Lärm und Geräusch deutlich und bestimmt hören sollten. Sauvages, der dieses annimmt, und eben hierin das Eigenthümliche der Willisschen Schwerhörigkeit setzt, nimmt es zu Folge eines Erschleichungsfehlers an. Er setzt nämlich voraus, daß die Leute, welche mit einem Schwerhörigen unter einem stärkern Geräusche reden und von ihm verstanden werden, nicht stärker als gewöhnlich sprechen. Dieses ist aber keine Erfahrung, sondern ein falscher Schluß aus der ganz richtigen Erfahrung: daß Personen, deren Sprache nicht lauter als gewöhnlich von uns während eines Geräusches gehört wird, von dem Schwerhörigen verstanden werden; und ein Schluß dessen Conclusion fälschlich für eine Erfahrung genommen wurde.

Dieses alles, denke ich, ist aus dem Vorhergehenden klar, und eben so klar ist es auch wohl, daß jeder Schwerhörige alles, was unter Lärm und Geräusch gesprochen wird, deutlicher und vernehmlicher hören wird, als was ausser demselben geredet wird. Denn im Lärm wird jeder lauter als sonst reden. Redet dieser so stark, daß der Schwerhörige ihn ausser dem Geräusche verstanden haben würde; so wird er ihn auch im Geräusche verstehen, wenn

das Geräusch nicht so stark ist, daß es auch ihn betäubt. Wird im Geräusche nicht so stark gesprochen, als es nöthig wäre, wenn der Schwerhörige es ausser dem Geräusche verstehen soll, so wird er es auch im Geräusche nicht verstehen. Was Sauvages also, als einer gewissen Art von Schwerhörigen eigenthümlich, anführt, ist allen gemein. Also ist die sogenannte Willissche Schwerhörigkeit keine eigene Art, sondern was sie auszeichnen soll, mögte sich bey jeder Schwerhörigkeit finden.

Die Ueberschärfe und Ueberfeinheit eines Sinnes ist, wenn sie gleich immer ein Fehler ist, doch nicht immer eine Krankheit, sondern sie kann auch ein Naturfehler seyn. Die Krankheit als Krankheit ist nur ein Zustand, und als Zustand etwas Zufälliges und an sich Vorübergehendes. Dieses ist aber bey einem Naturfehler nicht der Fall. Denn den Blind- oder Taubgebohrnen, bey welchem alle Hülfe vergebens seyn würde, weil die Natur ihm die zum Sehen oder Hören erforderlichen Werkzeuge versagt hätte, wird niemand einen Kranken, wohl aber einen mit einem Naturfehler Behafteten nennen. Doch hierüber habe ich mich schon an einem andern Orte erklärt *). Allein wenn Naturfehler gleich unheilbar sind

*) Reils Archiv. III B. 3tes Heft. S. 469.

und durch keine Kunst gehoben werden können; so werde ich der Betrachtung derselben mich doch nicht ganz überheben. Denn was die Kunst nicht aufheben kann, kann sie vielleicht mildern. Dem natürlich Blödsinnigen wird alle Kunst zwar keinen eindringenden Verstand geben können: allein so wie der große Verstand durch eine zweckmäßige Ausbildung noch gestärkt werden kann; so wird auch der Verstandesschwäche des Blödsinnigen durch eine zweckmäßige Erziehung vielleicht zum Theil abgeholfen werden können.

VI.

Krankheiten des Verstandes.

Gemeinhin hält man den Menschen, der in falschen Urtheilen eine Krankheit verräth, für krank am Verstande. Denn von dem Wahnsinnigen und Schwärmer sowohl, als dem Blödsinnigen und Dummen, sagt man, daß sie nicht bey Verstande seyn. Ja was noch mehr ist, von jenen, dem Wahnsinnigen und dem Schwärmer, braucht man jenen Ausdruck vorzüglicher als von diesen, den Dummen oder Blödsinnigen; und ganz natürlich, da des Wahnsinnigen und des Schwärmers Urtheile von den Urtheilen Anderer auf eine viel auffallendere, ja auf eine Art abweichen, die wir uns kaum als möglich denken können, da hingegen des Dummen und des Blödsinnigen Irrthümer oft von der Art sind, daß ein Mensch von ausgemacht gesundem Verstande, in der Hitze der Leidenschaft, oder aus

Uebereilung, oder aus sonst einem ähnlichen Grunde, sie sich kann zu Schulden kommen lassen. Denn je auffallender ein Irrthum ist, um so mehr, scheint es, beweiset er gegen die Gesundheit des Verstandes desjenigen, der ihn begeht. So urtheilt der gemeine Mann, und würde ganz richtig urtheilen, wenn jeder Irrthum dem Verstande, so zu sagen, zuzurechnen wäre. Allein dem Verstande müssen andere Vermögen, die Sinne, die Einbildungskraft, das Gedächtniß u. s. w. in die Hände arbeiten. Die Materialien, welche diese dem Verstande geben, können von ihm nur ordentlich verarbeitet werden, wenn jene Vermögen ihm richtig und gehörig vorgearbeitet haben. Wo dieses nicht ist, wird der Mensch entweder gar nicht, oder falsch urtheilen. Ist eins von den Vermögen, welche dem Verstande vorarbeiten müssen, krank, oder ist das Verhältniß mehrerer dieser Vermögen so gestört, daß der Verstand darüber zu falschen Urtheilen genöthigt wird; so kann man den Verstand deshalb so wenig krank nennen, als man denjenigen, der an einen Ort, wohin er gehen wollte, bloß deshalb nicht kommt, weil er einen unrechten Weg gegangen, an den Füßen krank nennen könnte. Denn nicht in diesen, sondern in dem Irrthume in Ansehung des Weges lag der Fehler.

Die

Die Psychologen haben daher schon längst den Wahnsinn von den Krankheiten des Verstandes unterschieden, und sie mußten sich hiezu um so mehr veranlaßt sehen, da Wahnsinnige oft nicht allein viel Erfindsamkeit zeigen, wie ich schon vorhin bemerkt habe *), sondern oft auch über Gegenstände, die ihnen fremd seyn müssen, mit einem Scharfsinne räsonniren, der in Erstaunen setzt. Den Pater Sgambari, der, wie schon vorhin **) gesagt, sich einbildete zum Kardinal kreirt zu seyn, wollte sein Provinzial durch freundschaftliches Zureden von seinem Wahne zurückbringen. Sgambari hört ihn an, und antwortet nur mit folgendem Dilemma: „Entweder halten Sie mich für „einen Narren oder nicht. Im letzten Falle „begehen Sie an mir ein großes Unrecht, daß „Sie mit mir in einem solchen Tone reden. „Im ersten halte ich Sie, mit Ihrer Erlaubniß, für einen größern Narren, als mich „selbst, weil Sie sich vorstellen, einen Narren „durch bloßes Zureden wieder zurecht bringen „zu können ***).“ Ich weiß nicht, ob dieses so klare als bündige Räsonnement nicht dem Tiefsinn eines Philosophen Ehre machen müßte.

*) 1 Theil. S. 310.

**) Ebend. S. 263.

***) Muratori über die Einbildungskraft 2 Th. S. 9.

Wenn also die Irrthümer, in welchen sich eine Verstandeskrankheit verrathen soll, im Verstande, als Verstande, gegründet seyn müssen; so scheint nichts leichter zu seyn, als die Arten derselben und das Wesen einer jeden genau zu bestimmen. Denn mit keinem Seelenvermögen sind wir so bekannt, als mit dem Verstande, dessen Gesetze der Gegenstand der Logik, nach aller Eingeständniß, der vollkommensten und ausgearbeitesten philosophischen Wissenschaft, sind, und einer Wissenschaft, die selbst der Geometrie nicht an Gewißheit weicht.

VII.

Hauptsitz der Verstandeskrankheiten.

Begriffe, Urtheile und Schlüsse sind die Erzeugnisse des Verstandes, und alle seine Operationen bestehen in nichts anderm, als in der Hervorbringung der einen oder der andern; wenn sie anders nicht aus mehreren einfachern auf eine gewisse Art zusammen gesetzt sind. Wo eine Sache sich unsern Sinnen darstellt, haben wir noch nicht so fort einen Begriff von derselben; sondern hiezu wird noch erfordert, daß wir jene Sache, so zu sagen, aus dem Inbegriffe aller andern, die gleichfalls unsern Sinnen gegenwärtig sind, ausheben und für sich betrachten. Bey dem Anblick eines Blumenbeets, sehe ich jede Blume auf demselben, wenn sie mir nur in das Auge fällt; einen Begriff von dieser oder jener Blume insbesondere werde ich aber nicht eher haben, als bis ich sie, so zu sagen, von dem Uebrigen, was ich zugleich sehe, den anden Blumen,

dem Beete u. s. w., getrennt und in den Gedanken allein genommen habe. Eben so wenig werde ich einen Begriff von den einzelnen Theilen der Blume, den Blättern, dem Stengel u. s. w. haben, bevor ich sie gleichfalls auf dieselbe Art in Gedanken ausgehoben habe.

Soll mein Begriff deutlich werden; so muß ich mehrere Merkmale in seinem Gegenstande unterscheiden. Von jedem dieser Merkmale muß ich wieder einen Begriff haben; jedes derselben muß ich ferner jenem Gegenstande beylegen. Ich muß also schon selbst urtheilen; denn mein deutlicher Begriff geht erst aus einem Urtheile hervor. Auch zu allgemeinen Begriffen, oder Begriffen in dem engern Verstande, wie man sie seit Kant genannt hat, gehören Urtheile. Denn diese Begriffe sind nichts anders, als Vorstellungen von Objekten durch gemeinsame Merkmale. Die Vorstellung von einem Objekte durch gewisse Merkmale, kann ich aber nicht eher haben, als ich mit der Vorstellung von einem Objekt überhaupt die Vorstellung von diesen Merkmalen verbunden habe. Dieses aber geschieht durch ein Urtheil der Form: X ist A und B; wenn X ein Objekt überhaupt und A und B die Merkmale bezeichnen, durch welche ein Begriff Gegenstände vorstellt. Alle unsere deutlichen und auch alle unsere allgemeinen Begriffe

setzen also Urtheile voraus. Deutliche und allgemeine Begriffe, sind aber die Seele unserer Erkenntniß. Also an die Urtheile, scheint es, muß man sich vorzüglich halten, wenn man die Krankheiten des Verstandes bestimmen will. Denn alle Schlüsse, die wir machen, geben ein Urtheil zum Resultat.

Unsere Ueberzeugung von der Wahrheit eines Urtheils schöpfen wir entweder aus der Erfahrung, oder aus der Vernunft. Irrt jemand aus einer falschen Erfahrung, oder weil er etwas für Erfahrung hält, was in der That keine ist, und äussert hierin eben sich bey ihm eine Krankheit; so ist diese seine Krankheit nicht als eine Krankheit des Verstandes, sondern vielmehr entweder als eine Krankheit der Sinne, oder als eine Krankheit, welche in einem falschen Verhältniß der Sinne zu der Einbildungskraft liegt, also als eine Verrückung zu betrachten.

Krankheiten des Verstandes werden sich also, entweder in falschen Vernunfturtheilen oder in dem Unvermögen, diese zu fällen, äussern. Vernunfturtheile sind entweder unmittelbar gewiß, wie die Axiome der Mathematiker, deren Wahrheit jeder, der ihren Sinn gefaßt hat, zugeben muß; oder unsere Ueberzeugung von ihnen beruhet auf Schlüssen. In Ansehung der ersten Art der Vernunft-

urtheile, scheint ein Irrthum unmöglich zu seyn. Es kann allerdings seyn, daß ein Mensch zu schwach am Verstande ist, um den Sinn eines solchen Urtheils zu fassen, und eben deshalb ihm nicht Beyfall giebt; allein es wird ihm unmöglich seyn, das Gegentheil desselben anzunehmen. Eben so wird es jedem unmöglich seyn, einen falschen Satz als eine axiomatische Wahrheit anzunehmen. Denn die Fälle, wo jemand aus Liebe zu einem System solche Sätze fälschlich als Axiome aufstellt, wird man hiergegen nicht anführen können. Denn entweder ist derjenige, der dieses thut, von so einem Satze aus anderweitigen Gründen überzeugt, die er nicht klar und deutlich darzulegen im Stande ist; oder auch er selbst legt dem Satze nicht die Gewißheit bey, mit welcher er ihn von Andern anerkannt wissen will, und giebt mehr Ueberzeugung von ihm vor, als er wirklich hat.

Also in den Schlüssen, und zwar in der Form der Schlüsse, scheint es zu liegen, wenn Leute, die am Verstande krank sind, deshalb irren, oder in ihren Urtheilen aufgehalten werden. Denn wenn bey ihren Irrthümern der Fehler in der Materie eines Schlusses läge; so würden sie einen falschen Satz, aus welchem sie eine falsche Konklusion ziehen, entweder auf eine fälschlich angenommene Erfahrung,

oder auf einen frühern fehlerhaften Schluß gründen. Wäre das erste; so würden ihre falschen Urtheile nicht aus einer Krankheit des Verstandes herrühren. Wäre das letzte; so könnte wiederum der Fehler nur in der Materie oder in der Form des Schlusses liegen. Da aber, wie eben gezeigt ist, ein Fehler in der Materie eines Schlusses nicht nothwendiger Weise eine Krankheit des Verstandes voraussetzt; so müssen die Irrthümer, welche aus einer solchen Krankheit herrühren sollen, zuletzt in einem Fehler in der Form eines Schlusses liegen.

Die Form der Schlüsse ist von den Logikern mit einer Ausführlichkeit untersucht, daß hier alles Nöthige vorgearbeitet scheint, und doch mögte uns mit der logischen Theorie von den Schlüssen hier wenig geholfen seyn. Denn jene Theorie untersucht lediglich die Frage, ob aus gegebenen Prämissen von einer gewissen Form eine Konklusion folge oder nicht; und wenn das erste ist, was für eine Konklusion folge: kurz die Syllogistik untersucht die Schlüsse, durch welche ihre Konklusion, falls ihre Prämissen als ausgemacht wahr zu betrachten sind, nothwendig wird; die Schlüsse, wie sie der Mathematiker in dem reinen Theile seiner Wissenschaft macht, und der Philosoph sie gleichfalls in dem reinen Theile der seinigen

machen sollte. Unter zehn Sätzen, die wir als ausgemachte Wahrheiten betrachten, ob sie gleich so wenig unmittelbar durch die Erfahrung gewiß als für sich selbst evident sind, beruhet kaum von einem einzigen unsere Ueberzeugung auf solchen Schlüssen; bey den übrigen stützt unsere Ueberzeugung sich auf Schlüsse einer andern Art. Wenn wir gleich viele derselben aus Voraussetzungen, welche wir als ausgemacht betrachten, nach der strengsten logischen Form folgern können, und bey den Voraussetzungen, aus welchen wir sie folgern, auf dieselbe Art verfahren, und ihr Abfolge aus andern Voraussetzungen eben so bündig darthun können; ja wenn wir bey vielen derselben gleich einen ziemlich langen Weg zurückgehen können: so stoßen wir doch zuletzt auf solche Voraussetzungen, die zwar niemand im Ernste ableugnen wird, die aber keineswegs entweder für sich evident oder unmittelbar durch die Erfahrung gewiß sind, oder aus solchen für sich evidenten oder durch die Erfahrung gewissen Sätzen, auf die obige Art geschlossen werden können.

Kann, wie es natürlich ist, ein Schlußsatz nicht mehr Gewißheit haben, als die Prämissen, aus welchen er gefolgert ist; so hat der bey weiten größte Theil unserer Erkenntniß nicht Gewißheit, sondern nur Wahrscheinlichkeit. Ich nehme hier den Ausdruck: Gewißheit

in seiner engsten und daher den Ausdruck: Wahrscheinlichkeit in seiner weitesten Bedeutung; ich nenne nur diejenige Kenntniß gewiß, die wir entweder unmittelbar aus der Erfahrung haben, oder die unmittelbar für sich gewiß ist, oder die mittelbar oder unmittelbar aus solchen Voraussetzungen gefolgert ist. Jede andere Kenntniß, von der wir aus Gründen überzeugt sind, nenne ich nur wahrscheinlich, gesetzt auch, daß unsere Ueberzeugung von ihr der völligen Gewißheit sich so sehr näherte, daß wir auf sie Glück und Leben gegen die größte Kleinigkeit unbesorgt wagen würden, mit einem Worte, daß sie den höchsten Grad der moralischen Gewißheit hätte. Alles, was wir auf das Zeugniß der Erfahrung als allgemein annehmen, und sollte unsere Ueberzeugung davon auch auf einer Induktion aus unzählig vielen Fällen beruhen, hat daher nur Wahrscheinlichkeit, nicht eigentliche Gewißheit.

Ich halte es aus keinem andern Grunde für nöthig, zwischen der Wahrscheinlichkeit und der eigentlichen Gewißheit hier so strenge zu unterscheiden, als weil unsere Ueberzeugung bey der einen und bey der andern der Art, und nicht dem Grade ihrer Festigkeit, oder der Zuverlässigkeit nach, die sie in unsern Augen hat, verschieden ist. Bey der gewissen Kenntniß haben wir nicht allein Gründe für

die Wahrheit; sondern wir erkennen jeden Grund für das Gegentheil derselben als unmöglich. Bey der wahrscheinlichen Kenntniß hingegen haben wir immer entweder noch Gründe für ihr Gegentheil, oder wir können dieses doch nicht als unmöglich darthun. Durch die Erfahrung aller Menschen ist der Satz bis jetzt bestätigt, daß jede Materie schwer ist. Einen positiven Grund für das Gegentheil dieses Satzes haben wir nicht, allein die Unmöglichkeit des Gegentheils erkennen wir doch nicht.

Um hier deutlich zu bleiben, halte ich es für nöthig, mehrere Arten der Wahrscheinkeit zu unterscheiden.

Alle unsere wahrscheinlichen Ueberzeugungen beruhen auf Schlüssen. Denn alles was wir erfahren, oder was für sich selbst evident ist, ist nicht wahrscheinlich, sondern gewiß. Sind in einem Schlusse die Prämissen gewiß, und folgt aus ihnen die Konklusion; so wird diese durch den Schluß selbst gewiß: und widrigenfalls nur wahrscheilich. Dieses wird also erstens der Fall seyn, wo die Prämissen zwar gewiß sind, die Konklusion aber nicht aus ihnen folgt; zweytens, wo die Prämissen nicht insgesammt gewiß sind, die Konklusion aber aus ihnen folgt; und drittens, wo die Prämissen nicht insgesammt gewiß sind, und die Konklu-

sion auch nicht aus ihnen folgt. Die Wahrscheinlichkeit der ersten Art, will ich die ursprüngliche; die der zweyten Art, die abgeleitete; und die der dritten Art, die gemischte nennen. Denn in dem ersten Falle ist uns ein Urtheil nicht wahrscheinlich, weil wir schon von einem andern eine wahrscheinliche Ueberzeugung hatten, sondern wegen der Gewißheit der Gründe, auf welche wir uns in diesem Falle mit unserer Wahrscheinlichkeit stützen. Eine Wahrscheinlichkeit beruht also hier nicht auf einer andern Wahrscheinlichkeit. In dem zweyten Falle wird eine Wahrscheinlichkeit auf die andere gestützt, und zwar dergestalt, daß wenn wir voraussetzen dürften, daß dasjenige Urtheil, um dessentwillen wir ein anderes als wahrscheinlich annehmen, nicht bloß wahrscheinlich, sondern gewiß wäre, dieses letzte Urtheil auch im eigentlichen Sinne gewiß seyn würde. Eben deshalb, weil hier ein wahrscheinliches Urtheil aus einem andern folgt, nenne ich diese Wahrscheinlichkeit eine abgeleitete. Bey der ursprünglichen Wahrscheinlichkeit eines Urtheils liegt der Grund derselben zunächst in einem Verhältnisse dieses Urtheils zu andern Urtheilen, und zwar solchen, welche man als ausgemachte Wahrheiten betrachtet. Dieses Verhältniß ist zwar keine Abfolge jenes Urtheils aus diesen; denn sonst würde es nicht bloß wahrscheinlich, sondern

völlig gewiß seyn: sondern ein Verhältniß, um dessentwillen wegen der Wahrheit eines Urtheils auf die Wahrheit eines andern, wenn auch nicht mit der größtmöglichen Zuverlässigkeit, doch in einem gewissen Grade derselben zu rechnen ist. Der dritte Fall, wo die Gründe, auf welche wir uns bey der Wahrscheinlichkeit eines Urtheils stützen, nur wahrscheinlich sind, und zu dem das Urtheil, was wir aus ihnen schließen, nicht aus ihnen folgt, ist mit dem ersten sowohl als mit dem zweyten, aber in verschiedener Rücksicht, verwandt. Mit dem ersten, weil das Urtheil, dessen Wahrscheinlichkeit wir schließen, aus den Prämissen nicht folgt; mit dem zweyten in so fern die Gründe, aus welchen es geschlossen wird, nicht gewiß, sondern nur wahrscheinlich sind. Eben deshalb kann die Wahrscheinlichkeit in diesem Falle gemischt genannt werden. Weil diese dritte Art der Wahrscheinlichkeit aber darin, wie die zweyte von der ersten verschieden ist, daß bey ihr die Gründe, aus welchen man schließt, auch wahrscheinlich und nicht gewiß sind; so kann sie nicht als ursprünglich betrachtet werden, da, wie in jedem Lehrbuche der Logik gezeigt wird, alle Wahrscheinlichkeit zuletzt von der Gewißheit ausgehen muß, und die Wahrscheinlichkeit einer Sache von der Wahrscheinlichkeit einer andern Sache, in Ansehung der Art, wie sie auf die Gewißheit gegründet wird, nur darin verschieden

seyn kann, daß sie in jener entweder unmittelbar oder mittelbar gegründet ist.

Die ursprüngliche und so auch die gemischte Wahrscheinlichkeit ist, wie sich aus dem Bisherigen ergiebt, von der abgeleiteten deshalb zu unterscheiden, weil der Schluß, aus welchem wir zu dieser letzten gelangen, in der Form von den Schlüssen, wie wir sie bey den gewissen Kenntnissen machen, in nichts unterschieden ist; wir hingegen bey jenen Arten von Wahrscheinlichkeit durch eine eigene Art von Schlüssen zu unserer wahrscheinlichen Ueberzeugung gelangen.

Irre ich nicht, so nennt man das Vermögen diese Art Schlüsse zu machen, die man Probabilitätsschlüsse nennen kann, das Beurtheilungsvermögen, oder die Urtheilskraft im besondern Sinne. Zwar weiß ich, daß man das Beurtheilungsvermögen oft durch die Fertigkeit oder das Vermögen die Vollkommenheit einer Sache zu erkennen erklärt *); allein nicht jedesmal, wo über die Vollkommenheit oder Unvollkommenheit einer Sache und richtig geurtheilt wird, mögte man das Beurtheilungsvermögen finden. Wer über die Richtigkeit oder Unrichtigkeit einer verwickelten Rechnung urtheilt, mögte hier-

*) Baumgarten Metaphys. §. 606.

durch noch keinen Beweis seines Beurtheilungsvermögens geben. Denn es kommt alles hier darauf an, die Rechnung mit ausgemachten Regeln zu vergleichen und von diesen auf jene ganz strenge zu schließen. Hingegen wo das Urtheil über die Vollkommenheit oder Unvollkommenheit einer Sache auf einem Räsonnement beruht, bey welchem Gründe und Gegengründe gegen einander abgewogen seyn wollen, da zeigt jemand allerdings Beurtheilungsvermögen, wenn er schnell und richtig darüber urtheilt. Allein nicht hier allein kann er seine Beurtheilungskraft zeigen. Jeder würde sie auch demjenigen zugestehen, der künftige, und wohl verstanden, höchst zufällige, Ereignisse öfter bestimmt und richtig vorausgesagt hatte. Das Beurtheilungsvermögen ist also nicht das Vermögen über die Vollkommenheit einer Sache überhaupt zu urtheilen, auch nicht das Vermögen nach Wahrscheinlichkeitsschlüssen insbesondere hierüber zu urtheilen; sondern das Vermögen nach diesen Schlüssen überhaupt zu urtheilen belegen wir mit dem Nahmen des Beurtheilungsvermögens oder der Urtheilskraft *).

*) Auch Herr Eberhard scheint zu behaupten, daß nach dem Sprachgebrauche das Beurtheilungsvermögen das Vermögen sey, über die Vollkommenheit einer Sache zu urtheilen. „Wer beur-

In dieser Urtheilskraft nun, behaupte ich, wird der Hauptsitz der Verstandeskrankheiten seyn, oder vielmehr werden sie sich hier am sichtbarsten zeigen. Um dieses darzuthun darf ich mich nur an die ursprüngliche Wahrscheinlichkeit halten, bey der immer Gründe für und wider etwas abzuwägen sind.

Haben wir Gründe für und wider eine Behauptung, deren Wahrscheinlichkeit zu bestimmen ist; so kommt es auf das Verhältniß der einen zu den andern an. Bey der Bestimmung dieses Verhältnisses ist, ; wie jeder

theilet, sagt er (Synonymik, im Artikel: Urtheilen, Beurtheilen, Richten), der bejahet oder verneinet Vollkommenheiten oder Fehler von einem Gegenstande.„ Die Beyspiele, die a. a. O. beygebracht, und wie fast immer äusserst glücklich, oder vielmehr treffend gewählt sind, scheinen für die Richtigkeit jener Erklärung zu reden. Denn wer ein Kunstwerk, oder ein Buch, und auch von Seiten seiner Wahrheit beurtheilt, urtheilt über die Vollkommenheiten oder Fehler einer Sache. Allein alle diese Beyspiele beweisen nicht, daß nur die Vollkommenheiten oder Fehler eines Gegenstandes beurtheilt werden. Auch mögte aus ihnen nicht hervorgehen, daß jedes Urtheil über die Vollkommenheit oder Unvollkommenheit von Beurtheilungsvermögen, in dem Sinne nämlich, in welchem wir von ihm vorzugsweise reden, zeuge. Denn in allen jenen

weiß, nicht allein die Anzahl der Gründe, die auf der einen und die auf der andern Seite vorhanden sind, sondern auch das Gewicht der einzelnen Gründe in Betrachtung zu ziehen; wenn nicht alle Gründe einander gleich zu setzen sind, und also die Wahrscheinlichkeit ordentlich berechnet werden kann.

Dieser Fälle, wo die Wahrscheinlichkeit eines Satzes berechnet, und der Grad der Wahrscheinlichkeit mit Gewißheit bestimmt werden kann, sind äußerst wenig. Ich glaube nicht

Beyspielen kam es bey dem Urtheile über die Vollkommenheit oder die Fehler einer Sache auf Gründe an, die einzeln und gegen einander erwogen seyn wollen; nicht auf Gründe, aus welchen die Vollkommueheit einer Sache oder ihre Fehler haarscharf abgemessen werden könnten. Diese Bemerkung würde ich mir hier nicht erlauben, wenn Herr E. nicht an einem andern Orte (Metaph. §. 291.) das Beurtheilungsvermögen, auf eben die Art, als Baumgarten, erklärt hätte, und diese Erklärung nicht durch die oben angeführten Beyspiele bestätigt zu werden schienen. Ich habe bey dieser Frage, die den Sprachgebrauch betrifft, mich um so lieber an Herrn E. Synonymik gehalten, da man in diesem Schatze deutlicher Begriffe wohl nicht leicht vergebens nach der genauen Bestimmung eines Ausdrucks sucht.

nicht zu viel zu behaupten, wenn ich sage, daß unter tausend Fällen, wo wir nach Wahrscheinlichkeit urtheilen und nach Wahrscheinlichkeit handeln müssen, kaum ein einziger vorhanden ist, in welchem wir die Wahrscheinlichkeit einer Rechnung unterwerfen können. Was hier erfordert wird, um möglichst sicher zu gehen, läßt sich im Allgemeinen leicht bestimmen, so schwer die Anwendung davon auf bestimmte Fälle auch meistens seyn mögte.

Bey der Wahrscheinlichkeit also, bey welcher die einzelnen Gründe für und wider nicht bloß abzuzählen, sondern auch abzuwägen sind, bey der auch nicht alle Gründe und Gegengründe aus der Natur der Sache gleich zu finden sind, bey der man endlich in vielen Fällen, wie es scheint, es dem guten Glück überlassen muß, Gründe und Gegengründe aufzufinden, kommt es auf zweyerley an. Einmal nämlich muß man den Fall, über den zu urtheilen ist, im Ganzeu übersehen, um die Gründe für und gegen eine Behauptung aufzufinden; und dann auch jeden einzelnen Umstand für sich in Betracht ziehen, um Gründe und Gegengründe richtig abwägen zu können. Zu dem ersten wird eine gewisse Ausbreitung, und zu dem letzten eine gewisse Schärfe der Aufmerksamkeit erfordert. An der ersten fehlt es nach

dem Vorhergehenden *) dem Dummen, und an der letzten dem Blödsinnigen. Eben deshalb wird der Blödsinnige nicht leicht zu einem Urtheile kommen oder einen Entschluß fassen; der Dumme hingegen oft falsch urtheilen, und zu verkehrten Entschließungen sich hinreißen lassen. Denn der Blödsinnige sieht, wo er über etwas urtheilen, oder sich zu etwas entschließen soll, auf beyden Seiten Gründe; Gründe für und Gründe wider jedes mögliche Urtheil, und beyderley Gründe bey jedem Entschluß, der in seiner Lage zu fassen seyn könnte, ohne das Gewicht eines einzigen gehörig zu würdigen. Der Dumme hingegen hat einzelne Gründe, die bey einer Sache in Betracht kommen, vielleicht ganz richtig gefaßt; allein weil er den vorliegenden Fall nicht gehörig zu übersehen weiß: so urtheilt und handelt er auf einzelne Gründe hin, und urtheilt und handelt in den meisten Fällen verkehrt.

Wenn gleich der Blödsinn und die Dummheit, als Krankheit des Verstandes, wie ich vorhin behauptete, in der Urtheilskraft ihren Hauptsitz haben, und in derselben sich vornehmlich zeigen; so haben sie doch ihren letzten Grund in einer Schwäche der Aufmerksamkeit.

*) Erster Theil. S. 72. u. f.

Wenn gleich diese selbst eine Krankheit ist; so hindert dieses doch nicht, daß es nicht auch die aus ihr nothwendig hervorgehende Folge ist. Eben so wenig leugne ich, daß diese sich nicht auch in den Begriffen, Urtheilen und Schlüssen, wo diese nicht das Werk der Urtheilskraft sind, zeigen sollten; ich behaupte vielmehr nur, daß sie hierin sich nicht so auffallend zeigen werden.

IX.

Dummheit und Blödsinn näher betrachtet.

Ein Freund, dem ich meine Gedanken über die Dummheit und den Blödsinn mittheilte, meinte, daß beyde nicht der Art, sondern nur dem Grade nach verschieden seyen. Blödsinn, meint er, sey der höhere, und Dummheit der niedrigere Grad der Verstandesschwäche. Darin bin ich mit meinem Freunde einig, daß beyde auf die angegebene Art in dem Grade verschieden sind; nur behaupte ich, daß sie nicht allein in dem Grade, sondern auch in der Art verschieden sind, und daß der Unterschied in dem Grade eben in jenem Unterschiede in der Art gegründet ist. Denn derjenige, dem es an Vermögen fehlt, irgend etwas mit seiner Aufmerksamkeit festzuhalten,

wird auch da nicht fertig urtheilen können, wo nicht Gründe gegen einander abzuwägen sind, sondern es nur auf bestimmte Gründe, ohne alle Rücksicht auf Gegengründe, ankommt, dahingegen der Dumme hier nicht immer falsch urtheilt und falsch handelt.

Ich glaube daher, daß der Fleiß eines Menschen, der in einem beträchtlichen Grade dumm ist, in einer Wissenschaft, in welcher alles auf bündigen, und nichts auf Wahrscheinlichkeits-Schlüssen beruhet, vieles erzwingen kann, daß ein solcher Mensch in der Mathematik z. B. Fortschritte machen kann. Denn er wird, wo der Verstand, so zu sagen, immer Schritt für Schritt geführt wird, immer im Stande seyn, seinem Lehrer zu folgen, wenn er sich gleich nie zu der leichtesten Erfindung erheben wird. Denn um zu erfinden, muß man nicht allein die allgemeinen Wahrheiten, auf welchen die Erfindung beruhen mag, einzeln inne haben; sondern man muß auch mit einer gewissen Schnelligkeit, allgemeine Wahrheiten mit allgemeiner Wahrheit zu vergleichen, und eine lange Reihe derselben schnell zu übersehen wissen. Und hieran fehlt es dem Dummen *)

*) Längst nachdem ich dieses geschrieben, hatte ich Gelegenheit einen Mann zu beobachten, dem schon vor mehr als zwanzig Jahren, seiner auffallenden

Eben so wenig wird der Dumme bey einem Geschäft fortkommen, bey welchem es auf eine Menge von Umständen ankommt, welche in Betracht zu ziehen sind; oder in einer

Verstandesschwäche wegen, ein Curator von Gerichts wegen hatte gesetzt werden müssen, und der mehr für dumm als für blödsinnig zu halten ist. An dem Orte, wo ich ihn traf, war auch ein zehnjähriger Knabe zugegen, den ich in seinem älterlichen Hause oft gesehen, und mit welchem ich mich auch öfter unterhalten hatte. Weil dieser Knabe, wie ich wußte, von seinem Lehrer im Kopfrechnen geübt war, und ich ihm sonst schon öfter solche Aufgaben zu lösen gegeben hatte, auch Zeit und Ort es erlaubten demselben dergleichen vorzulegen; so that ich es auch jetzt. Nachdem dieser Knabe mehrere leichtere Aufgaben fertig und richtig gelöset hatte, gerieth er bey einer etwas schweren Aufgabe ins Stocken. Bis dahin hatte jener Mann geschwiegen, nun aber war er mit einem Male mit der Auflösung der Aufgabe da. Die Aufgabe war folgende: „Auf „einem Tische liegt ein Haufe Aepfel. Zu die„sem legt jemand 50 Aepfel, und nimmt hernach „30 davon. Zuletzt findet sich, daß der Haufe „dreymal größer ist, als er Anfangs gewesen. — „Wie viel Aepfel waren also zu erst auf dem Ti„sche?" Daß der Knabe dieses nicht sogleich aus dem Kopfe ausrechnen konnte, wunderte mich nicht; aber ich erstaunte, als ich von dem Manne, der allgemein für blödsinnig gehalten wurde, hörte, daß zuerst 10 und zuletzt 30 Aepfel sich auf dem

Wissenschaft Fortschritte machen, in welcher das strenge Räsonnement des Mathematikers nicht zu Hause, und bey welcher nicht bloß das Gedächtniß beschäftigt ist. Was er gelesen hat, wird er vielleicht im Gedächtnisse behalten, aber dabey von aller eignen Einsicht entblößt seyn. Er wird vielleicht zu einer ungeheuern Belesenheit kommen; aber für ihn selbst ist diese Masse von Kenntnissen ein tod-

Tische befunden haben. Von meiner Verwunderung kam ich aber bald zurück, als ich mit ihm ins Gespräch kam, und dann auch von ihm hörte, daß er bey dem berühmten S — über fast alle partes matheseos, wie er sich ausdrückte, gehört habe. Denn da war es sehr natürlich, daß er von der Algebra das Wenige, was zur Auflösung jener Aufgabe nöthig ist, begriffen haben konnte; denn dazu mögten die gewöhnlichen Fähigkeiten eines zehn bis zwölfjährigen Knaben hinreichen. Hierüber mich in meiner Unterredung mit ihm näher zu unterrichten, war mir nicht möglich. Denn unglücklicher Weise hatte ich seine Familienverhältnisse berührt, die für ihn ein intressanteres Thema wären, über welche er zwar wenig sagte, aber das meiste von diesem oft wiederhohlte. Wie ich von einem einsichtsvollen Manne, dessen Aufsicht und nähern Vorsorge er anvertraut ist, höre, so ist sein Gedächtniß von Definitionen aus philosophischen und medicinischen Lehrbüchern, über die er Vorlesungen gehört haben mag, voll.

tes Kapital, das er zu nichts zu nutzen versteht, als es zur Unzeit zu zeigen.

Da des Dummen Fehler nur darin liegt, daß er seine Aufmerksamkeit nicht auf mehrere Gegenstände zugleich vertheilen kann, keinesweges aber darin, daß er nicht einzelne Punkte beachten könnte; so wird er nicht immer falsch urtheilen und verkehrt handeln. Er wird zuweilen sogar nicht allein richtig, sondern selbst richtiger urtheilen, als die meisten Menschen, welche ihm sonst an Verstande weit überlegen sind. Man verwundert sich über ihn, wenn man ihn einmal treffend urtheilen hört, wo Andere, denen man mehr als den gemeinen Verstand zutraut, die Sache nicht so gut trafen; und doch ist nichts natürlicher, als daß der Dumme dann und wann den gescheidten Mann zu übertreffen scheint. In vielen Fällen nämlich kommt es bey einer Sache mehr auf einen Umstand an, als auf zehn andere. Fällt gerade dieser durch Zufall dem Dummen in die Augen, so wird er richtiger urtheilen als viele Andere, denen, eben weil sie nicht nach einem einzelnen Umstande, sondern nach dem Inbegriff aller Umstände zu urtheilen gewohnt sind, jener Umstand, der, so wichtig er auch war, doch sehr unwichtig scheinen mogte, entwischt war. Daß der Dumme sich an ihn hielt, war bloßer Zufall. Eben deshalb kann es kaum anders seyn, als daß er vielleicht in

hundert Fällen nur ein einziges Mal sich so vortheilhaft zu zeigen scheint; aber deshalb ist in diesem einzelnen Falle unsere Verwunderung um so größer. Denn unsere Verwunderung über etwas ist doch immer seiner Ausserordentlichkeit proportionirt.

Eben so wie wir oft an der Dummheit eines Menschen irre werden, fangen wir oft an der Klugheit anderer an zu zweifeln. Das Urtheil eines klugen Mannes weicht zu Zeiten von der allgemeinen Meinung, die noch dazu die klärsten Gründe für sich zu haben scheint, auf eine so auffallende Art ab, daß man entweder seinen eignen gesunden Menschenverstand, oder die Klugheit des andern in Zweifel ziehen muß. An dem ersten wird niemand gern zweifeln. Was ist daher natürlicher, als den Klugen, wenn auch nicht geradehin für einen Thoren zu halten, doch wenigstens zu glauben, daß ihn hier sein Verstand einmal verlassen habe? Der Erfolg redet indeß, wenn auch nicht immer, doch in den meisten Fällen dieser Art, für den klugen Mann; weil er unter der Menge von Umständen, durch welche die gemeine Meinung irre geführt wurde, den Hauptumstand nicht übersahe, so unscheinbar dieser auch seyn mogte *). So ge-

*) Anschaulich macht dieses der Leinweber in Engels Erzählung, Elisabeth Hill (im Philosophen für die Welt, neunzehntes Stück).

neigt man in dem Fälle, wo der Dumme einmal etwas besser trifft als Andere, ist, seine Dummheit zu bezweifeln, so wenig ist man es, in dem andern Falle, dem Klugen Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Und das ist auch natürlich, denn ihm Gerechtigkeit widerfahren lassen, kann man nicht, ohne sich selbst Unrecht zu geben; und was ist leichter, als unsern Fehler in diesem Falle auf Rechnung des Zufalls zu schieben?

Doch ich kehre von meinem Abschweif um, und komme auf den Dummen und den Blödsinnigen zurück. Daß die Verstandesschwäche des einen und des andern nicht allein in der Art, sondern auch dem Grade nach verschieden sey, ergiebt sich leicht aus dem Vorhergehenden. Denn der Dumme kann im manchen Fällen urtheilen und richtig urtheilen, ja hie und da urtheilt er, wenn auch nur höchst zufälliger Weise, richtiger als mancher sehr verständige Mensch. Bey dem Blödsinnigen wird man von diesem allen wenig oder nichts finden. Er wird meistens ganz ohne Verstand zu seyn scheinen und sich kaum zu den Urtheilen erheben, für deren Wahrheit der unmittelbare Augenschein steht. Eben weil er so wenig zu einem Urtheile kommen kann, wird er so wenig irren, als ein Urtheil hervorbringen, zu dem mehr als der niedrigste Grad des Verstandes erfordert wird.

Ich rede hier noch von dem Blödsinn, der nicht mit Wahnsinn verbunden ist, da ich hier noch die einfachern Seelenkrankheiten betrachte; auch nehme ich gewisse Irrthümer aus, zu welchen der Blödsinnige durch sein Verhältniß zu andern Menschen so leicht verleitet wird. Diese indeß machen den Blödsinn an einem Menschen gerade am meisten sichtbar. Deshalb halte ich es für nöthig, von ihnen und den übrigen Kennzeichen des Blödsinns zu reden.

Es kann beynahe nicht fehlen, daß der Blödsinnige die Ueberlegenheit Anderer über ihn nicht fühlen und nicht oft sehr schmerzlich empfinden sollte. Denn Andere werden nur zu oft ihre Ueberlegenheit über ihn, es sey nun aus Eigennutz, oder auch nur aus einem gewissen Muthwillen mißbrauchen. Deshalb wird der Blödsinnige:

Erstens meistens schüchtern und gegen Alle und Jede, etwa diejenigen, die durch ein liebreiches und schonendes Betragen gegen ihn sein Zutrauen gewonnen haben, ausgenommen, mißtrauisch seyn. Seine Schüchternheit geht nicht allein so weit, daß er allen Umgang mit Andern, so viel es nur immer seyn kann, flieht; sondern auch selbst, mit ihnen zusammen zu kommen, möglichst vermeiden wird. Denn er wird bey Andern immer feindliche Absichten

gegen ihn voraussetzen. Eben deshalb wird ein Blödsinniger:

Zweytens sich leicht von Andern für beleidigt halten, sich daher über eine Kleinigkeit, und wäre sie auch noch so unschuldig, ereifern, wenn gleich, wie vorhin schon (1 Th. S. 105.) bemerkt ist, sein Zorn jederzeit sehr vorübergehend und leicht gestillt ist. Da dieser Punkt daselbst, wie ich glaube, schon hinlänglich erklärt ist, so darf ich mich dabey nicht länger aufhalten. Weil Blödsinnige dieser Art sich fast vor jedem Menschen fürchten, oder gegen ihn mißtrauisch sind; so halten sie sich um so eifriger an die Gottheit. Theils, weil sie von dieser die Kränkungen, die ihnen von andern Menschen ihrer Meinung nach so oft widerfahren sind, nicht erfahren haben; theils auch um bey ihr Schutz gegen ihre Verfolger zu finden.

Man wird daher drittens bey dem Blödsinnigen häufig eine gewisse Religiosität — wenn ich dieses Wort hier gebrauchen darf — finden, die ganz ihren Begriffen von der Gottheit gemäß ist, und ganz auf den Grund hinweiset, aus dem sie entstanden ist. Der Blödsinnige wird, durch sein Kirchengehen, sein Singen, seine Lippengebete und die pünktlichste Beobachtung aller frommen Gebräuche der

Gottheit im eigentlichen Sinne zu dienen glauben. So vergessen und nachlässig er in allen andern Dingen ist; so wenig ist er es hier, weil er durch die kleinste Unterlassung den Zorn der Gottheit wider sich zu reitzen fürchtet.

Doch nicht immer zeigt sich der Blödsinn in den bemerkten Irrthümern. Denn oft ist der Blödsinnige von ihnen frey, und hegt auch wohl Irrthümer, die wenigstens den beyden ersten schnurstarks entgegengesetzt sind; er trauet jedem Menschen das Beste zu, glaubt sich nie oder doch nur selten beleidigt, und ist arglos wie das unschuldige Kind.

So befremdend dieses scheint; so natürlich und leicht ist es mit dem Vorhergehenden zu vereinigen. Diese verschiedenen Erscheinungen nämlich weisen nicht so wohl auf eine Verschiedenheit des Blödsinns selbst, als vielmehr der Lage und der Umstände, in welchen sich der Blödsinnige befunden hat, hin. Ist er durch seinen Stand, durch bürgerliche Verhältnisse, oder bey einer liebreichen Vorsorge der Seinigen, oder derer, denen man ihn anvertrauet hat, vor Kränkungen von andern geschützt, und ist er gleichsam in einer solchen menschenfreundlichen Vormundschaft aufgewachsen; so wird sein Herz nichts Arges bey Andern wähnen. Er wird alsdann je-

den für so gutmüthig halten, als er selbst seyn wird. Ist hingegen der Blödsinnige in den entgegengesetzten Umständen gewesen; ist er vielleicht gar den Neckereyen seiner Gespielen, oder unverständiger Menschen, so zu sagen, Preis gegeben; so werden sich alle vorhin angegebenen Kennzeichen bey ihm finden. Eben dasselbe wird meistens der Fall seyn, wenn der Blödsinn nicht angebohren, sondern späterhin entstanden ist, wenn er als eine eigentliche Krankheit, und nicht als ein Naturfehler zu betrachten, und nicht bis zu dem allerhöchsten Grade, aber doch so hoch gestiegen ist, daß der Blödsinnige sich nicht selbst überlassen bleiben darf. Denn alsdann wird der Unglückliche nur zu geneigt seyn, in den Einschränkungen, in welchen man ihn zu seinem eignen Besten halten muß, nichts als eine willkührliche Behandlung und eine Verletzung seiner Rechte zu sehen. Er wird alsdann leicht glauben, daß die ganze Welt sich gegen ihn verschworen habe, um ihn durch List oder offenbare Gewalt zu unterdrücken. Ist hingegen der Blödsinn bey dem Menschen bis zu dem höchsten Grade gestiegen; so wird er blind gegen alle Einschränkungen seyn, in welchen er gehalten wird. Eben deshalb werden jene Erscheinungen sich alsdann nicht zeigen, gesetzt auch, daß sie übrigens mit diesem höchsten Grade des Blödsinns vereinbar wären. Denn der Mensch, bey welchem der

Gebrauch des Verstandes ganz unterdrückt wäre, würde der Hoffnung und der Furcht, des Zutrauens und des Mißtrauens ganz unfähig seyn. Alles, was dem einen oder dem andern von diesen bey ihm ähnlich sähe, würde nichts als ein bloß thierischer Scheu oder eine Annäherung zu den Menschen seyn, die wir an manchen Hausthieren sehen — eine thierische Geselligkeit, wenn ich dieses widersprechend scheinenden Ausdrucks mich bedienen darf.

Ein viertes Kennzeichen, in welchem sich der Blödsinnige verräth, ist eine Neigung für sich zu reden, die sich meistens nur im Murmeln und oft nur in Bewegungen der Lippen äussert. Nichts ist leichter als diese Erscheinung zu erklären. Des Blödsinnigen Krankheit liegt in einem Unvermögen, seine Aufmerksamkeit auf einen Punkt heften, oder einen Gegenstand in den Gedanken vorzüglich ausheben zu können. Eben hiezu würde uns aber die Sprache, oder ein anderes Zeichenaggregat unentbehrlich seyn, gesetzt auch, daß wir ihrer nicht nöthig hätten, mit Andern unsere Gedanken auszutauschen. Dieses setze ich hier als ausgemacht voraus, da ich es anderwärts glaube bewiesen zu haben *). Worte, deren wir uns bedienen, um vermittelst derselben unsere Gedanken deutlich zu machen,

*) Naturl. der Seele S. 185. u. f.

vergegenwärtigen wir uns entweder durch die Sinne selbst, oder nur durch die Einbildungskraft. Worte, die unsern Sinnen selbst gegenwärtig sind, die wir also hören, leisten uns diesen Dienst in einem höhern Grade, als Worte, die wir nur, so zu sagen, in der Einbildungskraft aussprechen. Je weniger Uebung jemand im Denken hat, oder je mehr andere Hindernisse bey ihm dem Gebrauch des Verstandes entgegenstehen, um so mehr ist er zu der wirklichen Vergegenwärtigung der Worte, oder zu dem Aussprechen derselben genöthigt. Deshalb kann der gemeine Mann etwas kaum anders als laut lesen. In diesem Bedürfnisse, sich durch das wirkliche Aussprechen der Worte, die Beachtung der Sache zu erleichtern, mit welcher man beschäftigt seyn will, fließt des Blödsinnigen Neigung, für sich selbst zu reden. Für sich selbst reden ist auffallend, und die Aufmerksamkeit Anderer auf sich ziehen, will der Blödsinnige nicht. Eben deshalb wird er entweder murmeln, oder so leise reden, daß seine Gespräche Andern sich nur in einer Bewegung seiner Lippen verrathen werden. Allein auch ein solches leises Reden, ein Murmeln oder Flüstern zu sich selbst, ja die bloße unhörbare Bewegung der Lippen und der übrigen Sprachwerkzeuge, die zum Aussprechen gewisser Worte erfordert wird, erleichtert die Aufmerksamkeit auf diejenigen Gegenstände,

welche

welche durch jene Worte bezeichnet werden. Denn durch diese Bewegungen wird die Vorstellung jener Worte in der Einbildungskraft klärer und bestimmter, und eben daher wird es auch der Aufmerksamkeit leichter, die durch dieselben bezeichneten Begriffe festzuhalten. Eben deshalb wird man sie bey dem Blödsinnigen wahrnehmen, wenn er aus Furcht vor Andern glaubt, nicht laut reden zu dürfen *).

*) Nicht allein bey den Blödsinnigen, sondern auch bey mehrern Arten von Wahnsinnigen, findet man eine Neigung für sich selbst zu reden. Seims, der dieses anmerkt, urtheilt über diese Neigung mit sich selbst zu reden, ganz sonderbar. „Wenn „sie, (die an einer idiopatischen Manie Leiden„den) allein gehen, sagt er; so reden sie unauf„hörlich mit sich selbst. Dieses ist indeß in Lon„don kein so auffallendes Symptom, als auf „dem Lande, weil in der Hauptstadt auf den „Straßen viele vollkommen gesunde Personen „dasselbe thun. Das letzte rührt, meines Be„dünkens, von dem anhaltenden Geräusch her, „wodurch der Laut der Stimmen erstickt wird, „welcher in der ländlichen Stille hörbar werden, „und sie mithin abhalten würde, zu sich selbst zu „reden. Man erwäge überdies, daß in London „fast jederman im Gesicht einen Eifer und ein „geschäftiges Wesen zeigt, welches auf dem Lande „unbekannt ist.“ (Pathologische Bemerkungen über den Wahnsinn, aus dem Englischen, in der Sammlung auserlesener Abhandlungen zum Ge-

Bayerische Staatsbibliothek München

Weil es dem Blödsinnigen so schwer fällt, seine Aufmerksamkeit auf irgend etwas zu heften; so wird

brauch praktischer Aerzte B. 19. S. 597.) Allerdings hat die Gewohnheit, für sich selbst laut zu reden, die man in London an vielen Personen auf der Straße findet, ihren Grund in der Geschäftigkeit der Menschen und in dem immerwährenden Geräusch auf den Straßen: aber nicht, wie Seims voraussetzt, weil keiner sich scheute laut zu reden, da er doch sicher davor ist, von andern gehört zu werden; sondern vielmehr, weil die Personen, an welchen man dieses Reden mit sich selbst wahrnimmt, dazu genöthigt sind, um die Gedanken, die sie mit sich herumtragen, unter dem großen Geräusche zusammen behalten zu können. Ein ähnliches Phanomem kann man, dünkt mich, in deutschen Städten wahrnehmen. Wenigstens sind mir oft auf den Straßen selbst kleinerer Städte Juden in einem freylich stillern Monologe, den man zwar nicht hören, aber desto deutlicher an den Lippen, Bewegungen des Kopfs und der Arme sehen konnte, aufgefallen. Meistens waren sie aus der niedrigsten Classe. Allein wer führt auch wohl eine spekulativere Lebensart als sie? Haben sie jetzt z. B. ein altes Kleidungsstück eingeschachert, so müssen sie schon darauf sinnen, wie sie es wieder an den Mann bringen können. So etwas wird dann der Gegenstand eines Monologen. Denn mit allen Ueberlegungen hierüber, ohne Beyhülfe, von wenigstens leise ausgesprochenen Worten, im Geräusch zum Ziele

Fünftens der Blödsinn sich öfter in einem Absprung von einer Sache auf eine andere, die mit ihr in keiner oder doch nicht in

zu kommen, ist einem Menschen von vernachlässigter Erziehung, dergleichen die Schacher-Juden wohl ohne Ausnahme sind, unmöglich.

Ich würde mir diese Anmerkung nicht erlaubt haben, wenn die Sache nicht wichtiger wäre als sie scheint. Bey gewissen Arten des Wahnsinns sind diese Selbstgespräche dasjenige Symptom, welches am bestimmtesten auf die Beschaffenheit und Ursach der Krankheit hinweiset. Eben deshalb glaube ich folgende Beobachtungen, welche alle aus dem Grunde erklärlich werden, daß, je schwerer es jemanden ist, seine Gedanken auf eine Sache zu heften, die gerade seinen Sinnen nicht gegenwärtig ist, er um so mehr der sinnlichen Darstellung der Zeichen benöthigt und um so mehr auf die Worte, welche jene Gegenstände bezeichnen, laut auszusprechen geneigt seyn wird, nicht übergehen zu dürfen. Der ganz gemeine Mann, der vielleicht fertig lesen und schreiben kann, aber hierüber hinaus keinen Schulunterricht genossen hat, wird alles, was er zu lesen hat, mit lauter Stimme lesen müssen, gesetzt auch daß es seine Fassungskraft sonst keinesweges überschreitet, und daß er es nur hören dürfte, um es zu fassen. Der mehr gebildete, der aber doch sich nicht viel mit Lesen befaßt, wird wenigstens die Worte, durch welche er denkt, leise, wenn auch ihm selbst vielleicht kaum hörbar, auszusprechen genöthigt seyn. Ja es kann seyn, daß derjenige, der fertig für

einer solchen Verbindung steht, worauf es in diesem Augenblicke ankommt, zeigen. Dieses ist gewissen Arten blödsinniger Personen mit dem lebhaften Kopfe gemein: nur mit dem Ueterschiede, daß der lebhafte Kopf sich bald dahin wieder zurück findet, von wo er sich durch seine Lebhaftigkeit hatte wegreißen lassen; der Blödsinnige hingegen in dem folgenden Augenblick vergißt, wo er in dem vorhergehenden gewesen ist. Doch dieses mag die Analogie des Blödsinns mit einem Grade der Trunkenheit, auf die ich schon vorhin aufmerksam gemacht habe (1 Th. S. 105.), näher erörtern.

Sechstens wird sich bey dem Blödsinnigen meistens eine Schwäche des Gedächtnisses finden. Dieses ist um so natürlicher, da das

sich, ohne das wirkliche Aussprechen der gelesenen Worte zu Hülfe zu nehmen, lesen kann, doch nicht so zu schreiben im Stande ist, soudern sich alles was er schreiben will, erst vorsagen muß. Wenigstens kenne ich mehrere Personen, die Briefe oder auch in Büchern, ohne eine Lippe sichtbar zu bewegen, lesen können, die aber immer wenn sie etwas zu Papier bringen wollen, es sich, und wären es auch nur sechs Zeilen, selbst, so zu sagen, diktiren müssen. Denn um eine Reihe von Gedanken zusammen zu ordnen, wird mehr Aufmerksamkeit erfordert, als eine Reihe von Gedanken gleichsam in seinen Verstand aufzunehmen.

Gedächtniß von dem Verstande mit abhängt, und man nichts behalten wird, als nur in so fern man es vorher mit dem Verstande gefaßt hat. Eben weil dieses dem Blödsinnigen, wegen seines Unvermögens, seine Aufmerksamkeit auf einen Punkt zu heften, so schwer ist, wird sein Gedächtniß höchst schwach und untreu seyn. Er wird nichts bald fassen, nichts lange, und am wenigsten etwas genau behalten.

In vielen dieser Kennzeichen kommt die Dummheit mit dem Blödsinn überein. Das ist um so natürlicher, da die eine wie der andere in einer Verstandesschwäche besteht, und eben so natürlich ist es auch, daß wenn beyden ein gewisses Kennzeichen gemein ist, es meistens bey der Dummheit anders, als bey dem Blödsinne modificirt seyn wird. Die allgemeine Menschenscheu, die mit dem Blödsinne, wenn er bis zu einem gewissen Grade gestiegen ist, verbunden ist, wird sich bey dem Dummen indeß nicht leicht finden. Er kann zehnmal von andern hintergangen oder sonst gröblich beleidigt seyn; wenn man mit ihm nur nicht selbst zu dumm umgegangen ist, wird er nichts davon merken. Glaubt er sich von jemanden beleidigt oder hintergangen zu seyn, so wird er dieses zwar nicht so leicht vergessen, und denjenigen, von dem er beleidigt oder hintergangen ist, fliehen; aber nicht, wie der Blödsinnige es thun würde, aus

Sorge für seine eigne Sicherheit, sondern vielmehr aus einem gekränkten Stolz. Denn es ist natürlich, daß der Dumme mehr als ein anderer zum Stolze geneigt seyn wird. Gegen seine eignen, wahren oder auch nur scheinbaren Vorzüge ist kein Mensch blind. Daher wird auch der Dumme die seinigen nicht übersehen. Eben seiner Dummheit wegen wird sich aber hierauf seine ganze Selbstkenntniß einschränken, und aus eben demselben Grunde wird jeder seiner Schein-Vorzüge ihm als ein wahrer erscheinen. Daher ist denn sein Eigenthum, der eigentliche Dummstolz, der Stolz auf Vorzüge, die er entweder gar nicht besitzt, oder die doch bey keinem Vernünftigen dafür gelten, sehr begreiflich. Hat der Dumme eines Andern Ueberlegenheit einmal wirklich empfunden, oder, was wenigstens an sich möglich ist, sich diese auch nur eingebildet, so wird er einen ernstlichen Respekt vor diesem hegen. Denn das muß er schon, wenn er nicht seinen eignen Stolz aufgeben will.

Die Religiösität, welche mit dem Blödsinn so oft verbunden ist, ist zwar mit der Dummheit nicht unvereinbar, aber seltner mit dieser als mit jenem verbunden. Ist der Dumme religiös: so wird seine Religiösität natürlich auch selten von der ächten Art seyn und hierin mit der Religiösität des Blödsinnigen übereinkom-

men; allein doch in einem Punkte wesentlich von ihr sich unterscheiden. Statt daß der Blödsinnige nur bloß den Schutz der Gottheit, dessen er sich so bedürftig fühlt, sucht und daher auch alles zu vermeiden strebt, was sie gegen ihn erzürnen könnte, wird der Dumme vielmehr die Gottheit gleichsam zu bestechen suchen. Er wird sich einbilden der Gottheit vorzüglich werth zu seyn, und dieser Glaube wird um so mehr Festigkeit haben, je mehr er, nach seinem dummen Wahne, für die Gottheit hat thun können. Sein Stolz sieht mit Verachtung auf diejenigen herab, die hierin es ihm nicht gleich thun können, die z. B. Kirchen und milde Stiftungen nicht so reich beschenken können. Denn daß die Gottheit nur auf den Willen, und nicht auf die Kraft des Gebers sehe, ist über seine Fassung.

Die Neigung mit sich selbst zu reden, welche den Blödsinnigen so oft verräth, wird seltner bey dem Dummen anzutreffen seyn. Denn dem Dummen fehlt es nicht an dem Vermögen, seine Aufmerksamkeit auf einen Punkt zu heften, sondern vielmehr nur an dem Vermögen, sie unter mehrere Gegenstände zu vertheilen. Er wird zwar auch oft genöthigt seyn, sich die Worte, durch welche er denkt, sinnlich darzustellen, aber gerade in dem entgegengesetzten Falle, als der Blödsinnige.

Nur da also, wo er vieles auf einmal oder in schneller Succession beachten soll, wird sich seine Verstandesschwäche verrathen, und er wird genöthigt seyn, alles anzuwenden, um seine Aufmerksamkeit auf diese Gegenstände zusammengenommen zu richten. Allein der Dumme wird dieses Bedürfniß, seltener als er sollte, fühlen. Denn bey der Einseitigkeit, mit welcher er alles zu betrachten gewohnt ist, wird er immer glauben, alles, worauf es nur ankommen mag, bey einer Sache in Betrachtung gezogen zu haben. Tritt der Fall indessen ein, wo er eine Sache von mehrern Seiten glaubt in Betrachtung ziehen zu müssen; so wird er, besonders wenn sie verwickelt ist, zu sich selbst reden. Nur hat dieses Reden zu sich selbst eine ganz andere Farbe und Gestalt als bey dem Blödsinnigen. Der Blödsinnige ist, wenn er zu sich selbst redet, waschhafter, der Dumme hingegen hat hierbey das äußere Gepräge der Bedächtigkeit.

Wenn der Dumme gleich nicht so leicht als der Blödsinnige von einer Sache auf einen ganz fremdartigen Gegenstand abspringt; so wird er doch bey der mindesten Veranlassung leicht auf gewisse Gegenstände kommen. Ich sage absichtlich auf gewisse. Denn meistens hat er sich dieses oder jenes in den Kopf gesetzt, womit er sich entweder viel weiß, oder das ihn sonst

näher angehet. Es ist immer ein gewisser Kreis von Ideen, in welchen er leicht verschlagen wird. Nur für die Gegenstände derselben und sonst für nichts hat er ein solches Interesse, das ihn Zeit und Ort leicht vergessen läßt. Bey der geringsten Veranlassung kommt er daher immer darauf zurück *). Der Blödsinnige hat keine solche Lieblingsgegenstände. Denn dazu hat er

*) Der Dumme, dessen ich vorhin (S. 85. Anm.) erwähnt, kam, wie daselbst gesagt ist, bey der mindesten Veranlassung auf seine Familienverhältnisse. Sein Großvater, der schon über ein halbes Jahrhundert verstorben ist, war ein weltberühmter Mann. Mehrere Grundstücke, die dieser besessen hatte, waren längst aus der Familie verkauft. Daß er von jenem großen Manne ein Enkel sey, daß dieser in dem jetzigen F** schen Hause, welches ihm eigen gewesen, gewohnt, daß demselben der nachmalige K** sche Weinberg gehört, und mehrere dergleichen Dinge erzählt er mir wiederholentlich, ob ich ihm gleich gesagt, daß mir alles dieses bekannt sey. — Eben so oft als er mir dieses erzählte, verordnete er einem anwesenden, sehr schwerhörigen, um nicht zu sagen, tauben Manne, Mandelöl, gegen sein Uebel; ob dieser ihm gleich gesagt, daß er dieses Mittel schon, allein ohne sonderlichen Erfolg, versucht habe. Ich weiß nicht, ob dieses letzte daher rührt, weil jener Mann, der viel mit ihm sprach, ihn für sich eingenommen, oder weil er es als eine Gelegenheit betrachtete, seine medicinische Gelehrsamkeit zu zeigen.

keine Sache genug ins Auge genommen. Auch die Gedächtnißschwäche hat der Dumme mit dem Blödsinnigen gemein; nur wird sie sich anders bey ihm als bey den Blödsinnigen verrathen. Denn der Dumme wird zwar einzelne Umstände von einer Sache, die er behalten sollte, auffassen, allein nicht so leicht in ihrer Verbindung auffassen; der Blödsinnige hingegen wird auch einzelne Umstände nicht so leicht bestimmt auffassen, dagegen aber wird ihm die Verbindung des Ganzen nicht so leicht durchaus entgehen, wenn er diese, eben deshalb, weil er die einzelnen Umstände nicht genau behält, auch nicht mit der gehörigen Genauigkeit auffaßt. Aus dieser Verschiedenheit in Ansehung des Gedächtnisses bey dem Dummen und dem Blödsinnigen, welche sich ganz aus der Verstandesschwäche des einen und des andern erklärt, wird es auch begreiflich, warum der Mangel des Gedächtnisses bey dem Dummen sich nicht so sehr in einer häufigen Untreue, als vielmehr in einer bloßen Gedächtnißschwäche zeigt, dahingegen das Gedächtniß des Blödsinnigen sich nicht allein schwach, sondern untreu beweiset und eine Sache bey der Wiedererinnerung anders, als sie war, darstellt.

X.

Ueber den richtigen Gebrauch der Kennzeichen der Dummheit und des Blödsinns.

Nicht jeder, bey dem das eine oder andere der angegebenen Kennzeichen des Blödsinns sich findet, ist so fort für blödsinnig zu halten. Es kann z. B. seyn, daß jemand oft, und auch unter andern Menschen für sich allein spricht, oder daß er eine scheue Furcht vor allen Menschen verräth, ohne blödsinnig zu seyn. Seine Neigung für sich selbst zu reden, kann vielleicht in einer Gewohnheit, die durch eine gewisse Lebhaftigkeit des Geistes veranlaßt ist; seine Menschenscheu in einer sklavischen Erziehung, oder in vielen Kränkungen, welche er von andern erdulden müssen, oder was es sonst seyn mag, ihren Grund haben.

Eben so wenig werden sich alle jene Kennzeichen bey jedem Blödsinnigen finden. Denn es kann einer blödsinnig seyn, ohne z. B. auf die vorhin beschriebene Art religiös zu seyn. Alle diese Kennzeichen sind also nicht Merkmale, wie der Logiker sie zu einer untadelhaften Definition verlangen würde; sondern sie charakterisiren den Blödsinnigen nur unter gewissen Umständen. Doch dieses habe ich selbst schon in dem Vorhergehenden zugegeben. Ich habe insbesondere daselbst bemerkt, daß nicht alle Blödsinnige menschenscheu sind, ja daß sich vielmehr bey vielen derselben gerade das Gegentheil findet. Die Umstände, unter welchen ein Blödsinniger sich befinden mag, können indeß in das Unendliche verschieden seyn; jene Kennzeichen, scheint es daher, sind von gar keinem Nutzen.

Allein sind sie gleich keine Merkmale von dem Blödsinn für sich genommen, so machen sie uns doch unter gewissen Umständen den Blödsinnigen kenntlich; wird durch sie der Blödsinn gleich nicht definirt, so wird der Blödsinnige durch sie doch beschrieben. Und eine Beschreibung desselben ist uns unentbehrlich, wenn anders, was auch die gründlichste Theorie lehren mag, zur Anwendung gebracht werden soll.

Der Blödsinn nämlich als ein Zustand der Seele ist Andern nicht im eigentlichen Sinne

sichtbar, wie die Farbe und Gestalt eines Menschen, sondern wir können nur von dem, was uns an einem andern sichtbar oder für uns wahrnehmbar ist, darauf schließen. Der Schluß, den wir hier machen, ist meistens der Schluß von der Folge auf den Grund.

Die Folgen, von welchen wir auf den Blödsinn zurückschließen, sind aber zum Theil in demselben nicht zureichend, sondern nur unzureichend gegründet; zum Theil auch können sie in etwas anderm, eben so gut als in ihm, zureichend gegründet seyn. Ist das erste; so werden diese Folgen nicht überall sich zeigen, wo jemand blödsinnig ist; sondern nur da, wo mit dem Blödsinn die Umstände verbunden sind, in welchem mit dem Blödsinn zusammen genommen jene Folgen zureichend gegründet sind, oder die den Grund derselben, so weit er im Blödsinn liegt, zu dem zureichenden ergänzen. Der Blödsinn wird z. B. nicht menschenscheu und argwöhnisch machen, als wo der Blödsinnige Neckereyen und Kränkungen von Andern vielfältig erfahren und dadurch ihre Ueberlegenheit empfunden hat.

Können die Erscheinungen, welche auf Blödsinn hinweisen, zwar in demselben, aber auch eben so gut in etwas anderm, ihren zureichenden Grund haben; so ist der Schluß von

ihnen auf den Blödsinn nie gewiß; sondern nur mehr oder minder wahrscheinlich. Wahrscheinlich nenne ich hier alles, für welches ein Grund, der aber nicht zureichend ist, gegeben ist, es sey nun, daß dieser Grund die Gründe des Gegentheils überwiege, oder ihnen die Wage halte, oder gar von ihnen überwogen werde. Kurz, ich nehme hier den Ausdruck wahrscheinlich in dem weitesten Sinne, in welchem er selbst, außer dem eigentlich Wahrscheinlichen das Unwahrscheinliche und das Zweifelhafte unter sich befaßt. Redet z. B. ein Mensch häufig für sich; so kann dieses allerdings in einem Blödsinne seinen Grund haben; allein eben so gut ist es möglich, daß ein solcher Mensch mit einem Gedanken, den er überall mit sich herumträgt, so angelegentlich beschäftigt ist, daß er leicht Zeit und Ort, und gewisse Begriffe von dem Schicklichen so sehr vergißt, daß er auch unter andern Menschen für sich redet. Denn der allgemeine Grund, weswegen der Mensch zu sich selbst redet, ist kein anderer, als durch das stärkere oder leisere Aussprechen der Worte, durch welche er denkt, seiner Aufmerksamkeit zu Hülfe zu kommen, weshalb der Blödsinnige dazu, wie aus dem Vorhergehenden erhellet, seine Zuflucht zu nehmen genöthigt ist. Allein wenn gleich, wo Erscheinungen dieser Art nicht nothwendiger Weise gerade im Blödsinn ihren zureichenden Grund haben, der

Schluß auf diesen nicht gewiß ist; so kann er doch den Grad der Wahrscheinlichkeit erreichen, den wir mit dem Nahmen der moralischen Gewißheit belegen. Dieser Schluß wird um so zuverlässiger werden, wenn erstens keine andere Ursach zu vermuthen ist, aus welcher diese Erscheinung zu erklären wäre; oder zweytens sich außer dieser Erscheinung mehrere andere finden, deren jede für sich in dem Blödsinne zureichend gegründet seyn könnte, und eben deshalb ein, wenn gleich unzureichendes, Kennzeichen von demselben abgeben. Durch diesen letzten Umstand würde die Wahrscheinlichkeit um so mehr verstärkt werden, wenn die eine dieser Erscheinungen nicht in der andern selbst ihren Grund hätte. Noch wahrscheinlicher würde der Schluß seyn, wenn mit Kennzeichen dieser Art, oder mit Erscheinungen, die in dem Blödsinn ihren zureichenden Grund haben können, aber auch in etwas anderm gegründet seyn können, Kennzeichen der ersten Art, die in Erscheinungen bestehen, die in dem Blödsinne nur unzureichend gegründet sind, verbunden sind.

Ich bin in Gefahr, dunkel zu werden, wenn ich diese allgemeinen Grundsätze nicht durch einen speciellen Fall zu erläutern suche. Gesetzt also, ein Mensch redet für sich allein; so würde dieses noch wenig für seinen Blödsinn beweisen. Wenn aber kein anderer Grund für

sein häufiges Reden für sich aufzufinden wäre, wenn man z. B. wüßte, daß es nicht aus einer angelegentlichen Beschäftigung mit einer Sache, nicht aus einer Angewohnheit u. s. w. rühre; so würde es schon mehr beweisen. Käme hierzu noch, daß der Mensch von schwachem Gedächtniß wäre, und alles, woran er erinnert würde, nur sehr unbestimmt behalten hätte, und Gedächtnißfehler in Dingen zeigte, bey welchen andere gewöhnlich frey davon sind; so würde hier der Blödsinn schon wahrscheinlicher seyn. Käme dann hierzu endlich noch eine Menschenscheu und eine Religiösität, wie sie vorhin beschrieben ist; so würde es noch weniger zweifelhaft seyn, daß der Mensch für blödsinnig zu achten sey. Die Gedächtnißschwäche, so wie das Reden für sich, sind Folgen, welche in dem Blödsinne zureichend gegründet seyn können, allein nicht nothwendiger Weise gerade diesen zureichenden Grund haben. Die Menschenscheu folgt aus dem Blödsinne nur unter gewissen Umständen, und könnte auch in etwas anderm als in dem Blödsinne und diesen zufällig damit verbundenen Umständen ihren Grund haben. Allein träfe sie mit jenen Anzeigen zusammen, so würden sie sich gegenseitig verstärken. Denn wenn mehrere Folgen so gut aus einer und eben derselben gemeinschaftlichen Ursach, als aus mehrern zu erklären sind, ist es immer

immer natürlicher auf diese eine als auf mehrere Ursachen zu schließen.

Daß mehrere Erscheinungen, deren jede ihren zureichenden Grund im Blödsinn haben kann, sich als Anzeigen desselben gegenseitig verstärken, wird indessen nur da der Fall seyn, wo die eine derselben nicht schon in der andern zureichend gegründet ist, oder sie nicht, wie die Schule es nennt, einander subordinirte Folgen desselben sind. Daß dieses an sich möglich ist, sieht jeder. Denn wenn aus A B folgt und aus B C folgt; so ist C sowohl als B in A zureichend gegründet, d. h. wenn A ist; muß sowohl B als C seyn, die Umstände mögen übrigens seyn wie sie wollen. Hier ist C so wohl als B eine Folge von A, und von demselben eine Anzeige. Hier wird aber die Anzeige, die in B liegt, nicht durch C verstärkt werden können, weil B ohne C ganz und gar nicht vorhanden seyn könnte. Hingegen kann die Anzeige welche in C liegt, in einem Falle noch durch B verstärkt werden; da nämlich, wo aus B zwar C folgt, allein C auch in etwas anderm als B seinen zureichenden Grund haben könnte. Denn alsdann ist es, weil es natürlicher ist mehrere Erscheinungen, die aus Einem Grunde begreiflich sind, aus diesem zu erklären, als zu mehreren Gründen seine Zuflucht zu nehmen, auch natürlich diesen Grund vorauszusetzen.

Findet sich bey jemanden ein äußerst untreues Gedächtniß, und spricht derselbe häufig verschiedene Dinge durch einander; so kann das eine sowohl als das andere in einem Blödsinne seinen Grund haben. Die Anzeige, die in dem ersten Umstande liegt, kann aber nicht durch die Anzeige, die der andere giebt, verstärkt werden. Denn bey einer großen Untreue des Gedächtnisses kann es nicht fehlen, daß man von einer Sache leicht in eine andere käme. Hätte man hingegen den letzten Umstand zuerst wahrgenommen, und bemerkt, daß ein Mensch öfter von einem Gegenstande auf einen andern überspringt, so würde die Anzeige die hierin von Blödsinn liegt, noch verstärkt werden, wenn sich fände, daß diese Gedankenverirrung in einem schwachen untreuen Gedächtniß ihren Grund habe, und eben deshalb um so mehr auf einen Blödsinn hinweise. Denn in dem entgegengesetzten Falle könnte es um so eher seyn, daß dieses öftere Abspringen von einer Sache aus einer habituellen Zerstreuung, die keineswegs ihren Grund in einer Schwäche des Verstandes hätte *), rührte.

Alle diese Kennzeichen beziehen sich nicht auf einen Grad des Blödsinns insbesondere, sondern auf den Blödsinn überhaupt. Sie wer-

*) Erster Theil S. 74—81.

den dem Grade desselben immer proportionirt seyn, außer, daß sie bey dem höchsten Grade desselben unsern Augen sich meistens entziehen. Dieses scheint sonderbar, und ist doch natürlich. Denn die meisten jener Kennzeichen weisen auf ein gefühltes Bedürfniß, oder auf eine gewisse Ueberlegung hin, die der Blödsinnige eben seiner Lage und seiner Verhältnisse wegen anzustellen veranlaßt wird. Dieses wenigstens ist bey der Menschenscheu, der Religiosität, der Neigung sich für beleidigt zu halten, und selbst dem Hange zu sich selbst zu reden, der Fall, wie aus meinen Bemerkungen über diese einzelnen Kennzeichen gleich erhellet. Ueberlegungen, und wären diese auch noch so mangelhaft und verkehrt, anzustellen, wird immer noch ein gewisser Grad des Verstandesgebrauchs erfordert, der mithin dem Blödsinnigen, bey welchem jene Kennzeichen sich finden, nicht fehlen kann. Daher kann aber sein Blödsinn noch nicht den höchsten Grad erreicht haben.

Bey dem höchsten Grade des Blödsinns wird der Mensch öfters so wenig für sich selbst reden, als irgend andere willkührliche Handlungen zeigen, und hier, scheint es doch, ist gerade das Bedürfniß, mit sich selbst zu reden, wenn anders die davon gegebene Erklärung die richtige ist, am größten. Allein ein nicht gefühltes Bedürfniß, ist so gut als gar kein Be-

dürfniß, und ein Mittel das uns gar nicht zum Zweck führen kann, wird von uns ungebraucht bleiben. Dieses wird aber eben, wo der Blödsinn den höchsten Grad erreicht hat, der Fall seyn. Alsdann werden nämlich alle Vorstellungen in der Seele wie in eins zusammenfließen. Der Gedanke, diesen oder jenen Gegenstand, so zu sagen, aus den übrigen auszuheben, kann in der Seele nicht mehr aufkeimen. Eben deshalb wird der Blödsinnige ihn auch nicht durch Hülfe der Sprache festzuhalten suchen. Er wird daher auch nicht für sich sprechen, wenn dieses Sprechen nicht die Folge einer vorher, zu einer Zeit, wo der Blödsinn noch nicht zu seinem höchsten Grade gestiegen war, angenommenen Gewohnheit ist.

Doch diese und einige andere Punkte in ein helleres Licht zu setzen, will ich genauer unter den Gründen des Blödsinns zu unterscheiden suchen.

XI.

Bemerkungen über die Grade der Verstandesschwäche.

Der Blödsinn hat, wie jede Sache die Grade zuläßt, unendlich viele Grade; ja zwischen jeden zwey Graden, diese mögen sich auch noch so nahe kommen, giebt es unendlich viele Zwischengrade. Dieses bringt die Natur der intensiven Größen mit sich. Es bedarf daher keines weitläuftigen Beweises, daß eine Bestimmung der Grade des Blödsinns ein vergebliches Unternehmen seyn würde.

Allein lassen sich gleich nicht alle Grade des Blödsinns bestimmen; so mögten sich doch einige bestimmen lassen: und auf die Bestimmung dieser mögte es vorzüglich ankommen. Man

hätte dadurch auch so viel gewonnen, daß man jedem andern Grade seinen Ort wenigstens zwischen zweyen von jenen Graden anweisen könnte, gesetzt auch, daß der Abstand desselben von dem einen und dem andern sich nicht genauer bestimmen ließe.

Ich will daher zuerst die äußersten Grade des Blödsinns: den höchsten und den niedrigsten, zu bestimmen suchen. In dem höchsten Grade des Blödsinns würde der Gebrauch des Verstandes ganz unterdrückt seyn, weil es dem Menschen gar nicht möglich wäre, seine Aufmerksamkeit auf irgend eine Sache zu heften. Mit der Unterdrückung des Verstandes würde auch der Gebrauch derjenigen Vermögen gehemmt seyn, deren Wirksamkeit von der Wirksamkeit des Verstandes abhängt. Ein solcher Blödsinniger würde daher nichts von leidenschaftlichen Begehren und Verabscheuungen, nichts von Gefühlen, welche irgend Vorstellungen des Verstandes voraussetzen, wie das Gefühl der Schicklichkeit, der Freude u. s. w. empfinden. Ja auch die körperlichen Gefühle, werden bey ihm sehr abgestumpft seyn; er wird keinen Hunger und Durst zu empfinden scheinen, und keine körperlichen Schmerzen fühlen. Das ist der Natur der Sache ganz gemäß. Wenn nämlich die Sinne eines solchen Menschen auch in so weit ganz gut wären, daß er alles

bestimmt empfände, oder alles auch auf seine sinnlichen Werkzeuge einen Eindruck machte, und dieser Eindruck auch, so zu sagen, bis zur Seele fortgepflanzt würde; so würde doch nichts von ihm beachtet, und keiner von allen den Gegenständen, die auf seine Sinne zugleich wirkten, so zu sagen, von den übrigen ausgehoben werden. In allem, was ein solcher Mensch z. B. hörte, würde er nur ein wildes Geräusch vernehmen; in allem was er sähe, würde sich ihm nur eine unordentliche Zusammenstellung von Farben und Gestalten zeigen. Er würde die sichtbare Welt ungefähr eben so sehn, wie ein Mensch, der ganz und gar keinen Begriff von einer Landkarte hätte, diese ansehen würde. Daß in diesem Zustande alle Gefühle und selbst die allergröbsten, die körperlichen Gefühle, so ganz geschwächt sind, ist begreiflich. Es ist, wie ich schon anderwärts (1 Th. S. 252.) bemerkt habe, eine bekannte Sache, daß wir körperliche Schmerzen da nicht zu empfinden scheinen, wo unsere Aufmerksamkeit durch ein stärkeres Interesse auf andere Gegenstände gewaltsam hingezogen, und daher von unserm Schmerze abgelenkt wird *). Dieses ist nun freylich bey

*) Ein merkwürdiges Beyspiel dieser Art findet man in Herz Versuch über den Schwindel S. 14. und dieses mit mehrern andern in Wagners Beyträgen (1 B. S. 146.) Ich darf vielleicht hof-

dem Blödsinnigen keineswegs der Fall; denn eben weil er blödsinnig ist, wird er für nichts ein Interesse haben. Allein aus eben demselben Grunde, aus welchem jenes Gesetz sich erklärt, wird auch des Blödsinnigen Unempfindlichkeit gegen Schmerzen begreiflich. Dieser Grund ist kein anderer, als die Eingeschränktheit der Aufmerksamkeit, die es auch dem Menschen, der nichts weniger als blödsinnig ist, unmöglich macht, seinen Schmerz zu beachten, wenn sie durch ein stärkeres Interesse an einem andern Gegenstande von diesem angezogen ist. Muß nun ein Schmerz, um als Schmerz gefühlt zu werden, und um nicht sogleich zu verschwinden, beachtet werden; so wird der Blödsinnige eben sowohl unempfindlich gegen ihn seyn, als in dem angegebenen Falle ein anderer, nur daß dieser nur unempfindlich ist, weil er etwas anders scharf beachtet, der Blödsinnige aber weil er gar nichts beachten kann.

Dieser Grad des Blödsinns, mit welchem eine gänzliche Unterdrückung aller geistigen Kräfte verbunden ist, existirt wohl nirgend, obgleich Fälle genug vorhanden seyn mögen, die sich nicht weit von ihm entfernen. Und davon

sen, daß wenigstens diese lehrreiche Sammlung oder jenes vortreffliche Werk, den meisten meiner Leser zur Hand seyn wird.

habe ich vorhin selbst schon ein Beyspiel, wenn auch in anderer Absicht *), beygebracht. Es war Dantons Verehrer, der über das Anklagedekret, das gegen diesen seinen Heiligen ausgesprochen war, anfangs in Schwermuth und von dieser in eine so gänzliche Abstumpfung aller seiner Seelenkräfte fiel, daß Pinel von ihm, und wohl sehr treffend sagt, seine Existenz sey zu der Existenz eines Automaten herabgesunken. Ein anderes Beyspiel von einem Blödsinne, der diesen höchsten Grad erreicht hatte oder ihm doch nahe kam, findet man bey Haslam: „Während der Zeit," sagt er *), „daß er (ein Kranker im Bethlehem-Hospitale) „im Hause war, schien er stupide. Er beant-„wortete nie irgend eine Frage, und antworte-„te, wenn man ihn anredete, entweder ganz „kurz, oder wandte sich weg ohne irgend eine „Antwort zu geben. Er schien wenig auf jede „Sache Acht zu geben, die vorging, und wenn „man ihm sagte, er mögte irgendwo ein Ge-„schäft verrichten; so vergaß er gemeiniglich „das, was er vornehmen wollte, ehe er ein „halb Dutzend Schritte gegangen war."

Diesen höchsten Grad des Blödsinns scheint man vorzugsweise zu verstehen, wenn man

*) 1 Theil. S. 191.

**) Beobachtungen über den Wahnsinn X. Fall, S. 35. der deutschen Uebersetzung.

vom Blödsinn spricht. Denn eine Dame, die ihr Alter zu 25 Jahren angab, nach ihrer eignen Angabe schon sechs Jahr verheirathet war, und nicht herausbringen konnte, wie alt sie bey ihrer Verheirathung gewesen, sondern diese zuerst in ihr ein und zwanzigstes und hernach gar in ihr zwey und zwanzigstes Jahr setzte; die überdem ihr Geburtsjahr nicht zu finden wußte, wurde von einem sehr sachverständigen Manne für zwar sehr schwach am Verstande, aber für nicht eigentlich blödsinnig erklärt *). War dieses nicht die Sprache der weisen Schonung, die dem Arzt wohl nirgend nöthiger ist, als in Fällen dieser Art; so konnte dieser so einsichtsvolle Mann unter Blödsinn nichts anders verstehen, als den Blödsinn, wie er vorhin beschrieben worden, in seinem höchsten Grade genommen. Denn von jener Dame wird daselbst **) gesagt, sie habe viele an sie gethane Fragen prompt, gut und mit aller Bereitwilligkeit beantwortet, sobald es aber auf eine Rückerinnerung oder Vergleichung mehrerer Fälle oder Begebenheiten unter einander, und auf Sachen, wo der Verstand und die Beur-

*) Von den seligen Pyl. (S. seine Aufsätze und Beobachtungen aus der gerichtlichen Arzneywissenschaft. 5 Samml. S. 177—179.)

**) a. a. O. S. 178.

theilungskraft auch nur wenig angestrengt werden müssen, angekommen, sey die Antwort entweder ganz ausgeblieben, oder ganz unpassend ausgefallen, oder von ihr selbst das Geständniß abgelegt, daß sie die Frage nicht verstanden.

In seinem niedrigsten Grade äußert sich der Blödsinn bey einem Menschen zwar in einem Unvermögen über neue Gegenstände, wenn auch alle Data zu einem Urtheile gegeben sind, mit einiger Fertigkeit zu urtheilen, und sollte das Urtheil darüber auch noch so leicht seyn. Dennoch aber wird ein Mensch bey diesem Grade des Blödsinns über Dinge, mit denen er täglich umgeht, und die ihm seine Lebensart, so zu sagen, unaufhörlich vorführt, ganz richtig urtheilen. Es versteht sich schon von selbst, daß dieses solche Gegenstände seyn werden, zu welchen kein sonderlicher Verstand erfordert wird; denn auf diese wird der Blödsinnige nicht verfallen, oder, wenn er auch auf sie verfallen seyn sollte, von ihnen bald zurückkommen. Mit dem Blödsinne dieser Art scheint eine vollkommene körperliche Gesundheit, und, wenn auch keine anhaltenden stärkern Leidenschaften, doch leidenschaftliche Aufwallungen bestehen zu können. Bey den Geschäften, denen ein Mensch bey demselben gewachsen ist, wird er eine pünktliche Ordnung um so sorgfältiger und ängstlicher beobachten, da sie ihm ein Bedürfniß ist. Bey

außerordentlichen Geschäften wird er sich zwar nicht in so fern vergeßlich beweisen, daß er eins derselben ganz verabsäumen sollte, allein bey der Ausrichtung derselben sich leicht verwirren und in so fern leicht etwas verabsäumen. Der Blödsinn, der sich in diesen Erscheinungen äußert, läßt zwar noch Unterschiede zu, allein diese werden so unbeträchtlich seyn, daß sie, da einmal keine haarscharfe Bestimmung der Grade dieses Zustandes möglich ist, füglich aus der Acht gelassen werden können.

Von dem höchsten und dem niedrigsten Grade des Blödsinns steht ein Grad gleich weit ab, den ich daher den mittlern Grad desselben nennen will. Auf diesen finden die vorhin (S. 91. ff.) angegebenen Kennzeichen die unmittelbarste Anwendung.

Blödsinnige dieser Art sind zwar nicht sinnlos, wie diejenigen zu seyn scheinen, bey welchen der Blödsinn im höchsten Grade vorhanden ist, allein doch zur Ausrichtung der gemeinsten Geschäfte des Lebens unfähig, wenn sie nicht ganz mechanisch abzumachen sind. Sie sind, nach Verschiedenheit der Umstände, entweder ganz arglos, oder menschenscheu und furchtsam. Auch in dem ersten Falle sind sie meistens gegen fremde, unbekannte Personen blöde. Anhaltender Leidenschaften sind sie noch

weniger fähig, als die Blödsinnigen der vorhergehenden Klasse, wohl aber leidenschaftlicher Aufwallungen, die aber bey ihnen noch vorübergehender sind, als bey jenen. Wenn sie nicht an einer allgemeinen Menschenscheu leiden; so genießen sie meistens ein Gefühl der Wohlbehaglichkeit, dem sie sich um so leichter überlassen, da sie stärkerer Gefühle, sowohl der angenehmern als der unangenehmern unfähig sind, und das Gefühl des Wohlbehagens, wie in dem vorhergehenden (1 Th. S. 242.) bemerkt ist, eben in einem Zustande der Lust besteht, die nicht zu stark ist, um sich eben dadurch in Unlust verkehren zu können. An gewissen äußern Vorzügen, wie denen des Standes, der Geburt u. s. w. weidet sich ein solcher Blödsinniger zuweilen, aber nur als ein Kind, bey dem sich die ersten Begriffe davon entwickeln. Von dieser Art scheint der Blödsinn der vorhin (S. 122.) erwähnten Dame zu seyn *).

Zwischen diesem und dem höchsten Grade des Blödsinns, läßt sich ein mittlerer Zwischengrad annehmen, in welchem zwar alle Seelenkräfte des Blödsinnigen, beynahe wie in die-

*) Ein anderes Beyspiel dieser Art, in welchem der Blödsinn sich aber seinem höchsten Grade mehr nähert, findet sich in Pyls Aufsätzen V Band S. 185 — 187.

sem abgespannt sind, ihm aber das Gefühl der körperlichen und Geistes-Schwäche, das bey jenem ganz unterdrückt ist, lästig wird. Alles was sonst dem Menschen widrig ist, macht keinen Eindruck auf ihn, er giebt den Naturbedürfnissen blindlings nach, und scheint kein heftiges Verlangen zu empfinden als nach den stärksten Reitzmitteln.

Ein Beyspiel dieser Art entlehne ich aus einem Gutachten des Herrn Dr. Kölpin*) über eine Frau. Diese fand er in einem höchst schmutzigen und unaufgeräumten Zimmer, und neben ihr eine Branntweinbouteille, von der sie schon gegen Mittag ein halbes Quart getrunken hatte. Sie war blaß und mager, in ihrem ganzen Betragen ungereimt und so unreinlich, daß sie ihre Nothdurft unter sich verrichtete. Ihre Antworten hatten zwar dann und wann einigen Zusammenhang, aber waren oft auch ohne denselben, und mit einem nicht zur Sache gehörigen Gelächter untermischt. Es mag seyn, daß diese Person, wie Herr Kölpin glaubt, auch wahnsinnig ist, oder wie er sich ausdrückt, am Verstande verrückt ist; dennoch aber ist mit dieser Verrückung ein Blödsinn verbunden, auf den die beygebrachten Umstände hinweisen.

*) Ebend. S. 193.

Zwischen dem niedrigsten und dem mittlern Grade des Blödsinns scheint ein Grad in der Mitte zu liegen, der ausgezeichnet zu werden verdient. Bey diesem wird insbesondere eine Unachtsamkeit auf das Gegenwärtige und daher auch eine Verwechselung desselben mit dem Vergangenen, und eben daher auch mit dem Künftigen sichtbar seyn. Ein Blödsinniger dieser Art wird, was er sich vorgenommen hat, leicht vergessen, oder es schon glauben gethan zu haben, weil er entweder, was er sieht und hört, zu unachtsam sieht, um dagegen gesichert zu seyn, es mit dem Zukünftigen, daß ihm seine Einbildungskraft vorhält, nicht zu verwechseln, oder weil seine Gedanken nicht lange genug bey seinen Vorsätzen verweilen, um sie zur gehörigen Zeit ins Werk zu richten. Zum Beyspiel kann ich einen Mann anführen, den meine Leser sehr gut kennen. Es ist kein anderer als der Brancas, der eine Dame, der er Visite machte, selbst bey sich zu sehen glaubte. Ich will diese und andere lächerliche Stücke, die ich schon anderswo (1 Th. S. 82.) mitgetheilt habe, nicht wiederholen; aber ein einziges, das gleichfalls la Brüyere von ihm erzählt, kann ich mich nicht enthalten anzuführen. Brancas nämlich will Hochzeit machen. Alle Gäste sind schon erschienen, nur eine Hauptperson, Er selbst bleibt ans, weil er nicht daran gedacht hatte. Sollte auch, wie es wohl

seyn könnte, gerade dieser Vorfall erdichtet seyn, so sähe einem Brancas dergleichen doch ähnlich.

Bey solchen Personen hat der Blödsinn noch nicht den mittlern Grad erreicht. Denn sie sind noch nicht ganz unfähig vernünftig und zusammenhängend zu handeln, gleichwohl aber geht dieser Grad schon weit über den ersten hinaus, weil ein Mensch, der in diesem Grade blödsinnig ist, auch in den gewöhnlichsten Handlungen sich vergessen und nachlässig beweiset, und sie daher halb verrichtet liegen läßt oder ganz verkehrt ausrichtet.

Nach dem Bisherigen also könnte man drey, oder wenn man will, fünf Hauptgrade des Blödsinns unterscheiden, die ich mit dem Nahmen des höchsten, des nächsthöchsten, des mittlern, des nächstgeringsten und des geringsten Blödsinns bezeichnen will.

Eben so würden sich auch mehrere Grade der Dummheit unterscheiden lassen. Bey ihrem höchsten Grade würde der Mensch nicht über eine einzige Idee hinausgehen können, alles andere, was er mit derselben zugleich beachten wollte, würde sich in seinem Kopfe verwirren, oder wenn er irgend etwas von demselben in Gedanken festhalten wollte, ihm die erste Idee aus den Augen

rücken. In diesem ihren allerhöchsten Grade, wird die Dummheit wohl nicht leicht irgendwo angetroffen werden, allein doch oft genug in Graden, die ihm sehr nahe kommen. Bey dem niedrigsten Grade der Dummheit wird ein Mensch zwar öfter einen Mangel an Beurtheilungsvermögen in dem vorhin (S. 77.) bestimmten Sinne verrathen, allein ganz richtig urtheilen und schließen, wo sein Raisonnement auf allgemein angenommenen Gründen beruhet, aus welchen nur bündig geschlossen seyn will. Ein solcher kann Manchem, dem es keinesweges am gesunden Verstande fehlt, wo es auf ein strenges Raisonnement ankommt, vielleicht übertreffen; nur wo Gründe für und wider etwas zu erwägen sind, mit Einem Worte, wo Beurtheilungskraft nöthig ist, wird er von Manchem, der ihm sonst beträchtlich nachsteht, übertroffen werden. Personen dieser Art kennen meistens ihre Schwäche, und sind geneigt, nach dem Rath Anderer in Dingen, bey welchen sie sich selbst übel berathen würden, zu handeln. Sie werden meistens nur da falsch urtheilen oder handeln, wo sie einer Analogie folgen, die zwischen dem Falle den sie zur Norm nehmen und demjenigen, in welchem sie sich an diese halten, allerdings Statt findet, aber dabey nicht einzig und allein in Betracht gezogen seyn will.

Zwischen dem höchsten und dem niedrigsten Grade der Dummheit mögte ungefähr der Grad in der Mitte stehen, bey welchem Personen, an denen er sich zeiget, zwar in Dingen, mit welchen sie täglich zu thun haben, richtig und mit einer gewissen Schnelligkeit urtheilen; allein in ungewöhnlichen Dingen, wenn es dabey auf Beurtheilungskraft ankommt, verkehrt urtheilen und handeln, und bey einem strengen Raisonnement, wenn es irgend zusammengesetzt ist, sich verwirren.

Ich halte es, aus Gründen, die sich weiter unten ergeben werden, für unnöthig, noch mehrere Grade der Dummheit zu unterscheiden. Nur noch eine Anmerkung über die Dummheit und den Blödsinn habe ich zu machen. Ich sagte vorhin, daß Blödsinn ein höherer Grad der Verstandesschwäche sey als Dummheit. Diese Behauptung kann ich natürlicher Weise nicht in ihrer strengsten Allgemeinheit verstanden wissen wollen; sondern nur unter einer Einschränkung, die ich jezt erst glaube bestimmter angeben zu können. Ich würde also sagen, daß Blödsinn ein höherer Grad der Verstandesschwäche sey, als Dummheit, wo bey beyden derselbe Grad in ihrer Art vorausgesetzt wird. Denn es fällt aus dem Vorhergehenden in die Augen, daß ein Mensch bey dem niedrigsten Grade der Dummheit noch weit über demjenigen stehe, dessen

Blödsinn nicht über den niedrigsten Grad hinausgeht, und daß der Blödsinn in seinem mittlern Grade eine ungleich größere Verstandesschwäche ist als die Dummheit in ihrem mittlern Grade. Eben so klar ist es gewiß auch, daß der Blödsinn in seinem niedrigsten Grade keine so große Verstandesschwäche sey, als die Dummheit in ihrem höchsten oder auch nur ihrem mittlern Grade.

XII.

Warum zwischen den Graden des Blödsinns zu unterscheiden.

Wozu nützt, die Unterscheidung so vieler Grade des Blödsinns? wird man vielleicht fragen, und würde so mit Recht fragen; wenn nicht jeder dieser Grade, wenigstens in der einen oder der andern Beziehung in Betracht käme, so wenig es auch übrigens der Mühe werth wäre, ihn auszuzeichnen. Denn, außer dem Psychologen, ist, sowohl dem Erzieher als dem Arzte und dem praktischen Rechtsgelehrten, der Blödsinn wichtig; und da könnte es leicht seyn, daß ein Grad, an dessen Bestimmung dem einen nichts gelegen seyn könnte, für den andern um so wichtiger wäre.

In rechtlicher Hinsicht kommt nicht allein oft die Frage vor, ob ein Mensch blödsinnig sey; sondern sehr oft kommt auch viel auf

den Grad seines Blödsinns an. In Kriminalfällen hängt davon die Frage ab, ob eine Zurechnung der That und in welchem Grade sie statt finde, und in Rücksicht auf das bürgerliche Recht kommt er oft bey der Frage, ob jemanden die Ausübung seiner eignen Rechte zu lassen oder ihm die Verwaltung fremder Rechte anzuvertrauen sey, in Betrachtung.

Es ist daher in vielfacher Hinsicht wichtig, zu bestimmen, nicht allein ob ein Mensch blödsinnig sey, sondern in vielen Fällen auch, in welchem Grade er es ist. Es kann z. B. seyn, daß ein Mensch zu blödsinnig ist, als daß man ihm die Verwaltung fremder Angelegenheiten, es sey nun in einem Amte oder einer Vormundschaft, anvertrauen dürfte, ohne doch so blödsinnig zu seyn, daß man ihm die Ausübung seiner eignen Rechte ohne Härte nehmen könnte. Beydes ist doch, wie wohl niemand leugnen wird, sehr von einander zu unterscheiden. Denn der Blödsinnige, kann, wo ihm die Verwaltung fremder Rechte anvertraut ist, andern einen unersetzlichen Schaden zufügen. Bey der Ausübung seiner eignen Rechte kann er nur sich schaden. Wenn man gleich, nur aus der gutgemeinten Absicht, ihn vor diesen Schaden zu bewahren, ihm die Ausübung seiner Rechte entziehen, und diese der Verwaltung eines andern anvertrauen will; so ist doch immer zu besorgen, daß

man ihm, indem man ihn vor einem kleinen Schaden bewahren will, einen unersetzlichen zuzufügen, Gefahr läuft. Denn der Mensch, der seines Verstandes nicht ganz beraubt ist, wird in dieser Wohlthat, die man ihm zu erweisen glaubt, nichts als Unterdrückung sehen; er wird glauben, daß Andere seine Geistesschwäche nur zum Vorwande brauchen, um seine Rechte an sich zu reissen. Da er, gegen die vermeinten Unterdrückungen, die er hier zu leiden glauben würde, keinen Schutz bey der Obrigkeit, auf deren Befehl dieses geschähe, finden könnte; so könnte es kaum fehlen, daß sich seiner eine Schwermuth bemächtigen müßte, die, wenn ihm sein Blödsinn noch Einbildungskraft genug übrig läßt, leicht in einen eigentlichen Wahnsinn übergehen kann *).

Es wäre daher zu wünschen, daß dem Blödsinnigen, so lange sein Blödsinn nicht dem vorhin bestimmten mittlern Grade sich merklich genähert hätte, oder nicht über diesen selbst hinausginge, die Verwaltung seines Vermögens nicht entzogen würde, wenn ihm gleich nur in sehr wenigen Fällen die Verwaltung fremder Angelegenheiten anzuvertrauen seyn mögte. So sehr die Gerechtigkeit jenes fordert, so sehr fordert die Menschlichkeit dieses,

*) 1 Theil. S. 184.

damit er durch seinen Blödsinn nicht Andern, oder vielleicht auch sich selbst Schaden zufügte. Denn sind ihm einmal die Geschäfte eines Andern anvertraut, so muß er natürlich für jeden Schaden, der demselben durch seine Geschäftsführung erwachsen könnte, haften.

Geht der Blödsinn eines Menschen über den mittlern Grad hinaus, oder kommt er diesem nur merklich nahe; so kann ihm auch die Ausübung seiner Rechte nicht gelassen werden. Denn dem Blödsinnigen dieser Art fehlt es an Verstande, um über die täglich vorkommenden Geschäfte richtig urtheilen zu können, und ohne dieses würde er sich bald durch den Mißbrauch seiner Rechte einen unersetzlichen Schaden zufügen.

Allein wie weit ist ein Blödsinniger dieser Art einzuschränken? Ist er bloß unter einer Kuratel zu halten, die der Vormundschaft eines Minderjährigen gleicht; oder etwa wie ein schon herangewachsenes Kind in dem Hause seines Vaters? Alles kommt hierbey auf den Grad des Blödsinns und auf den Charakter des Blödsinnigen an. Im Allgemeinen ist schon so viel klar, daß alle unnöthigen Einschränkungen nicht allein hart, sondern auch schädlich seyn würden, da sie nicht allein den Blödsinn vermehren, sondern unter gewissen Umständen aus diesem

einen eigentlichen Wahnsinn erzeugen können. Es ist also ganz natürlich, daß keine andern Einschränkungen zulässig sind, als die der Charakter des Blödsinnigen und der Grad seiner Krankheit nothwendig macht. In wiefern hiebey auf den letztern Rücksicht zu nehmen sey, erhellet zum Theil für sich. Denn jeder sieht leicht, daß wenn der Blödsinn weit über den mittlern Grad hinausgeht, der Blödsinnige wie ein unmündiges Kind zu behandeln ist, und daß er diese Behandlung sich auch ohne Widerstreben wird gefallen lassen. Denn er hat zu wenig Verstand um noch eignen Willen zu haben. Auch der Mensch, dessen Blödsinn ungefähr den mittlern Grad erreicht hat, wird sich Einschränkungen, in welchen er gehalten wird, gern gefallen lassen, wofern er nur in denselben alle Gemächlichkeit findet, für die er meistens vorzüglich Sinn hat. Denn eben das ist gemächlich, was das Gefühl des Wohlbehagens bey uns unterhält, und dieses scheint die einzige Wollust zu seyn, die der Blödsinnige kennt. Auch werden natürlicher Weise Personen des andern Geschlechts die angegebenen Einschränkungen, wenn diese nothwendig sind, weniger empfinden als Personen männlichen Geschlechts. Denn einmal ist das weibliche Geschlecht schon mehr an Abhängigkeit gewöhnt und dann auch fordert der Wohlstand, daß Personen dieses Geschlechts, wenn sie nicht verheirathet sind,

gleichsam in dem Schooße einer Familie leben. Auf den Charakter eines Blödsinnigen, der sich nicht selbst überlassen bleiben darf, muß in so fern Rücksicht genommen werden, als es nöthig seyn kann, den Blödsinnigen, nicht allein seiner selbst, sondern auch der Menschen wegen, unter welchen er lebt, gewissen Einschränkungen zu unterwerfen. Von dem Blödsinnigen, der nicht sich selbst überlassen bleiben darf, hat man schwerlich gewaltthätige Stöhrungen des Friedens zu befürchten; oder er mögte dazu sehr gereitzt seyn, und alsdann mögte derjenige, der ihn gereitzt hätte, die Folgen seiner Handlungen empfinden. Allein gewisse Handlungen sind, wenn sie auch dem Blödsinnigen selbst, so unverzeihlich sie an sich sind, von demjenigen, der mit seinem Zustande Mitleiden hat, zu Gute gehalten werden, unter den gebildetern Ständen zu anstößig, als daß jemand, der ihrer fähig ist, in ihrer Gesellschaft geduldet werden könnte. Sind Handlungen dieser Art von dem Blödsinnigen zu besorgen, so würde man schon um der Gesellschaft willen ihn von derselben entfernt halten müssen, gesetzt auch, daß sie auch nicht ihn selbst kränkenden Verfügungen aussetzen könnten. Ein Beyspiel dieser Art ist folgendes.

In einem berühmten Bade befand sich vor einigen Jahren ein Mensch von äußerst schwachem

Verstande, der für wahnsinnig gehalten wurde, weil er, wie man sagte, sich für den Prinzen von M— ausgab. Diejenigen, welche ihn näher beobachtet haben wollten, leugneten aber dieses, und erklärten es für eine Erdichtung des Muthwillens, der mit solchen Unglücklichen sein Gespötte treibt. Alle kamen indeß darin überein, daß der Mensch nicht recht bey Verstande sey. In einigen Cirkeln der Badegesellschaft fand er die schonendste Aufnahme, die vielleicht wohlthätiger auf ihn hätte wirken können, als alle Heilmittel, die man bey ihm hätte anwenden können, wenn er sich nicht selbst aus der Gesellschaft verbannt hätte. So stumpfsinnig er war, so hatte doch eine der schönsten Damen einen Eindruck auf ihn gemacht, der ihn zu einer höchst unanständigen Erklärung trieb. Denn er nannte die Dame die schönste H—, die er in seinem Leben gesehen. Anstößig war und blieb doch die Sache bis zu dem Grade, daß die Polizey des Orts, um die übrigen Badegäste vor diesem Menschen zu sichern, ihn in Verwahrung nahm. Wenn er gleich auf Verwendung des Gemahls der Dame, gegen die er sich so anstößig betragen hatte, seines Arrests bald entlassen wurde; so konnte die öffentliche Beschimpfung, welche er einmal erlitten hatte, doch unmöglich eine gute Wirkung auf seinen Gemüthszustand haben.

In Ansehung des Charakters eines solchen Menschen würde also insbesondere darauf zu sehen seyn, ob von ihm ein Betragen zu besorgen wäre, das durch seine Unsittlichkeit anstößig werden könnte. Ueberdem wäre auch in Anschlag zu nehmen, ob er nicht durch einen Hang zu verschwenden, so weit als ihm Spielraum gelassen wäre, sich selbst schaden könnte. Wäre das erste so wenig als das letzte zu besorgen, so würde man ihn auf den Fuß halten können wie den Minderjährigen, der der Volljährigkeit nahe ist. Ueber die Einkünfte von seinem Vermögen, wenn er dergleichen hätte, müßte man ihm freye Verfügung, und ihn übrigens sich selbst überlassen. Wo aber der Blödsinnige, gesetzt auch, daß sein Blödsinn den mittlern Grad noch lange nicht erreicht hätte, einen Hang zur Verschwendung oder zu Handlungen zeigte, die ihn von der Gesellschaft ausschließen könnten, müßte man ihn enger einschränken.

In kriminalistischer Hinsicht kommt der Blödsinn nur in so fern in Betrachtung, als er die Strafbarkeit entweder ganz aufhebt, oder sie mindert. Soll die Uebertretung eines Gesetzes an jemanden strafbar seyn; so muß er einmal im Stande seyn, das Gesetz zu kennen; zweytens auch das Gesetz auf seine Handlungen anzuwenden; und drittens von seinen Handlun-

gen sich Begriffe zu machen. Denn alle Strafgesetze können nur bloß durch die Furcht vor der Strafe, mit welcher sie eine gesetzwidrige Handlung belegt wissen wollen, von dieser abschrecken. Wo eines jener Erfordernisse bey einem Menschen fehlt, kann daher von keiner Bestrafbarkeit desselben die Rede seyn. Hat der Blödsinn den mittlern Grad erreicht oder geht er gar über diesen hinaus; so scheint keines jener Erfordernisse Statt zu finden, und die Strafbarkeit der Handlungen hört auf. Denn ein Blödsinniger, bey dem jenes der Fall ist, kann so wenig Begriffe von seinen Handlungen, als eine Vorstellung von den Strafgesetzen haben, und also noch weniger dieses auf seine Handlungen anwenden.

Der Blödsinn in den niedrigern Graden scheint die Zurechnungsfähigkeit zwar nicht durchaus aufzuheben, allein sie doch nach Zeit und Umständen zu mindern. Denn bey dem Blödsinn in dem niedrigsten Grade, kann so wenig Unwissenheit des Gesetzes, als sonst etwas zur Entschuldigung gereichen. Denn in diesem Grade ist der Blödsinn nicht so groß, als daß er es jemanden unmöglich machte, Begriffe von seinen Handlungen zu haben, mit den Gesetzen bekannt zu seyn und diese auf jene anzuwenden. Allein in dem nächst höhern Grade kann es dem Blödsinnigen nicht zugemu-

thet werden, mit allen Gesetzen bekannt zu seyn, und überdem ist ihm eine Culpa in vielen Fällen weniger zuzurechnen, als einen andern, obgleich, wo ein Dolus ist, billigerweise zwischen einem solchen Blödsinnigen und einem andern Menschen nicht zu unterscheiden ist. Denn nach dem richtigen Grundsatze, daß die Culpa um so zurechnungsfähiger ist, je leichter sie hätte vermieden werden können, und um so weniger zugerechnet werden kann, je schwerer es war, sie zu vermeiden, wird einem solchen Blödsinnigen in vielen Fällen seine Verstandesschwäche zur Entschuldigung gereichen, wenn gleich nicht alle Zurechnung für ihn deshalb aufgehoben wird. Wo einem Andern der größte Grad der Culpa (culpa lata) zur Last fiele, wird ihm oft nur die mittlere oder gar geringste Culpa (culpa levis oder levissima) zur Last gelegt werden können. Dieses wird indessen nur da gelten, wo ein solcher Mensch nicht durch seine Lage und Umstände mit der Handlung, bey der er sich eine Culpa hat zu Schulden kommen lassen, bekannt seyn muß.

Die Unbekanntschaft mit dem Gesetze wird den in dem nächst niedrigen Grade Blödsinnigen nur da entschuldigen können, wo von Handlungen die Rede ist, die nicht schon von selbst widerrechtlich sind. Denn es ist bekannt, daß Strafgesetze entweder an sich widerrechtliche

Handlungen mit einer Strafe belegt wissen wollen, oder etwas, was noch nicht an sich widerrechtlich ist, unter einer bestimmten Strafe verbieten. Bey Uebertretungen der ersten Art kann die Unwissenheit des Gesetzes einem solchen Blödsinnigen, von dem hier die Rede ist, nicht zur Entschuldigung gereichen. Denn es ist immer vorauszusetzen, daß er es weiß, eine solche Handlung sey widerrechtlich, und auch weiß, was er thut. Hingegen kann bey Gesetzesübertretungen der ersten Art es wohl der Fall seyn, daß alle Strafbarkeit deshalb aufhört, weil der Blödsinnige von so einem Gesetze sich nicht einmal Begriff zu machen im Stande seyn würde.

XIII.

Ueber die Verstandesschwäche in pädagogischer Hinsicht.

Der Blödsinn ist entweder angebohren; oder er ist späterhin entstanden. In dem ersten Falle ist er ein Naturfehler; in dem letzten eine Krankheit. Naturfehler, wenn sie anders nicht Fehler in dem engsten Sinne, sondern nur Mängel sind, können, wofern sie nur nicht einen gewissen Grad überschreiten, durch die Erziehung gemildert werden. Denn jeder weiß, daß Fertigkeit einen gewissen Mangel des natürlichen Vermögens ersetzen kann, oder daß wir durch Uebung, aus welcher Fertigkeiten entstehen, dahin gelangen, wohin die bloße, sich selbst überlassene Natur uns nicht gebracht haben würde. Und worin bestände das Geschäft des Erziehers wohl anders, als seinen Zögling zu dem zu machen, wozu die Natur ihn

bestimmt zn haben scheint, und die Anlagen, die sie in ihn gelegt hat, zu entwickeln, oder zu Fertigkeiten zu erhöhen? Dieses ist nur durch Uebung möglich. Selbst aller Unterricht, der dem Zögling ertheilt werden mag, ist entweder Uebung seiner Kräfte, oder soll gewissen Uebungen, bey welchen es auf die Ausbildung der Kräfte desselben angesehen ist, nur den Weg bahnen. Durch zweckmäßige Uebungen wird also auch der natürlichen Verstandesschwäche des Blödsinnigen oder des Dummen zum Theil abgeholfen werden können. Denn die Dummheit sowohl als der Blödsinn besteht in einem Unvermögen des Verstandes, das wieder in einem Unvermögen der Aufmerksamkeit gegründet ist. Ist daher das letzte gehoben, so ist auch das erste so gut wie weggeschafft. Da der Blödsinn in einem Unvermögen gegründet ist, seine Aufmerksamkeit auf einen Gegenstand zu heften, und die Dummheit in dem Unvermögen seine Aufmerksamkeit unter mehrere Gegenstände zu vertheilen, oder neben einer Sache noch andere zu beachten, ohne jene aus den Augen zu verlieren; so ist die Frage nur in Ansehung des Dummen: wie soll man ihm das Vermögen bereiten, mehrere Gegenstände zugleich zu beachten? und in Ansehung des Blödsinnigen: wie soll er dahin gebracht werden, seine Aufmerksamkeit auf eine Sache heften zu können? Die Beantwortung beyder Fragen scheint auf einerley

Grund-

Grundsätzen zu beruhen. Ich will mich daher nur zuerst an eine der obigen Fragen halten. Denn was wir für die eine finden, mögte sich mit wenigen Abänderungen auf die andere anwenden lassen.

Wie soll also der Dumme zu Uebungen gebracht werden, bey welchen er genöthigt wird, seine Aufmerksamkeit unter mehrere Gegenständen zu vertheilen? Im Allgemeinen ist die Antwort leicht. Denn jeder sieht, daß dieses nur dadurch geschehen kann, daß man bey ihm ein Interesse an irgend einer Beschäftigung erregt, bey welcher er genöthigt ist seine Aufmerksamkeit auf mehrere Dinge zu vertheilen, oder daß man ein solches bey ihm schon vorhandenes Interesse nur zu benutzen versteht. Allein wie soll man sein Interesse erregen? Wie ein bey ihm vielleicht schon vorhandenes Interesse entdecken? Und wie soll man es benutzen? Die Beantwortung dieser Fragen scheint sehr schwer zu seyn, und ist doch leicht, wenn man dabey den Umstand nicht aus der Acht läßt, daß hier Beschäftigung Beschäftigung *ist*, wenn sie nur zu dem angegebenen Behufe taugt, und daß es dabey keineswegs in Betrachtung kömmt, ob noch andere Nebenzwecke, auf welche es bey der Erziehung mit abgesehen ist, dadurch befördert werden. Es kommt also hierbey nicht darauf an, ob der Zögling durch diese Uebungen seine Kenntnisse erweitert, ob er mo-

ralisch dadurch vervollkommnet wird. Wenn nur keinem wichtigern Zwecke der Erziehung durch sie entgegen gearbeitet wird; so sind sie gut, wenn sie anders nur zu jenem Zwecke taugen. Also Spiele, Leibesübungen, Beschäftigungen, die dem Knaben oder Jüngling, es sey aus welchem Grunde es wolle, sonst gefallen, sind hier nicht zu verschmähen, im Gegentheile werden die letzten gerade um so nützlicher seyn, je weniger sie einer aufgegebenen Arbeit ähnlich sehen. Alles kommt nur darauf an, daß bey ihnen mancherley zu beachten vorkommt. So schädlich es ist, wenn man für den Zögling, der über die ersten Jahre der Kindheit hinaus ist, den Unterricht immer in Spiel verkleidet, weil man über den allerdings wichtigen Zweck, ihn mit Kenntnissen zu versehen und seine Kräfte auszubilden, einen noch wichtigern Zweck verabsäumen, oder vielmehr demselben gerade entgegen arbeiten würde; da der Mann, der als Jüngling und Knabe, immer mehr angenehm unterhalten ist, als daß er sich hätte angelegentlich und mit saurer Anstrengung beschäftigen müssen, gar zu gern jeder anstrengenden Beschäftigung den Rücken weisen wird, oder was, um recht gethan zu werden, Arbeit erfordert, nur obenhin thun wird: so werden die Beschäftigungen zu dem Behufe, von welchem ich hier rede, gerade um so mehr ihren Zweck befördern, je lieber sie unternommen

werden. Denn um so mehr und um so williger wird die Aufmerksamkeit sich nicht allein auf das Ganze, sondern auch auf die einzelnen Theile derselben und ihre Verbindung richten. Leibesübungen werden insbesondere zu diesem Zwecke tauglich seyn, weil die Aufmerksamkeit bey ihnen mit einer gewissen Schnelligkeit von Gegenstande zu Gegenstande fortgehen muß, mithin zwar nichts überspringen, aber auch bey keinem Punkte, so zu sagen, hängen bleiben darf. Das letzte wird meistens schon durch die Natur der Sache verhindert. Denn bey allen Leibesübungen ist man mit einem wirklichen Gegenstande, und zwar einem solchen, der den Sinnen gegenwärtig ist, beschäftigt. Die sinnlichen Eindrücke von diesen Gegenständen verhindern also von selbst schon, daß die Aufmerksamkeit nicht an einem einzelnen Umstande hängen bleibt.

Es ist durch Leibesübungen schon viel gewonnen, wenn durch sie die Aufmerksamkeit anfänglich nur an eine gewisse Schnelligkeit, oder zu der Fertigkeit gewöhnt wird, in einer kürzern Zeit mehrere Gegenstände, den einen nach den andern, ohne sich auf mehrere zugleich auszudehnen, zu beachten. Denn eben darin besteht der Fehler des Dummen, daß er an einem Punkt, den er in das Gesicht gefaßt hat, hängt, ohne andere zugleich mit zu beachten.

Hat die Aufmerksamkeit erst eine gewisse Schnelligkeit gewonnen, so wird sie auch bald sich mehr verbreiten, oder mehrere Gegenstände zugleich umfassen können, als es ihr vorher möglich war. Denn um so seine Aufmerksamkeit auf mehrere Gegenstände zu gleicher Zeit und gehörig ausdehnen zu können, wird eine gewisse Gewandtheit derselben erfordert, und zu dieser ist die Vermehrung ihrer Schnelligkeit ein Schritt, oder von ihr vielmehr schon ein Grad derselben, von dem man bald zu dem höhern Grade, zu der Fertigkeit, mehrere Gegenstände zugleich, und zwar jeden derselben dergestalt zu beachten, daß man seine Aufmerksamkeit demselben entweder noch mehr zukehren, oder von ihm abziehen kann, gelangen wird.

Wenn in der Natur alles nur nach dem Gesetze der Stätigkeit geht, und mithin auch die Ausbildung unsrer Vermögen diesem Gesetze unterworfen ist; so würde es zweckmäßig seyn, zu dem angegebenen Behufe zuerst solche Uebungen zu wählen, bey welchen nur eine gewisse Schnelligkeit der Aufmerksamkeit und neben ihr noch keine größere Ausdehnung derselben erfordert wird. Zudem müßten diese Uebungen eine gewisse Einförmigkeit haben. Doch ich sehe, daß ich mich, um mich hierüber ganz deutlich auszudrücken, näher erklären muß.

Bey allen Leibesübungen, setze ich voraus, liegen gewisse Regeln zum Grunde; und jede derselben, wenn sie wirklich vorgenommen wird, besteht aus einer Reihe von einfachen Handlungen, deren jede ihre eignen Regeln hat. Hier kann es nun seyn, daß jedesmal auf die einfachere Handlung A, eine andere B, auf diese C u. s. w. folgt; oder es kann auch seyn, daß nach Verschiedenheit eintretender Umstände auf A entweder B, oder C, oder D folgt. In dem ersten Falle nenne ich die Leibesübung einförmiger, als im zweyten. Bey einem Englischen Tanze z. B. ist eine bestimmte Folge der Touren, dergestalt, daß jederzeit, bey eben demselben Tanze, die Ordnung, in der sie folgen, dieselbe bleibt. Um ohne Fehler zu tanzen, wird außer der körperlichen Behendigkeit, dabey nichts weiter erfordert, als die Folge der Touren inne zu haben und von der ersten zur zweyten u. s. w. fortzugehen. Diese Uebung ist also einförmig. Hingegen nehme man das Fechten, so hat man eine weit weniger einförmige Leibesübung. Die Regeln, die dabey zum Grunde liegen, mögen immer, was ich nicht beurtheilen kann, einfacher seyn als bey dem Tanze, so muß der Fechter, so wohl um sich zu decken, als auch um alle mögliche Vortheile über seinen Gegner davon zu tragen, sich nach diesem richten. Was er in diesem Augenblicke zu thun hat, hängt davon ab, was jener

in dem vorhergehenden gethan hat, wenn er ihm keine Blöße zugeben, oder die Blöße, die jener gegeben hat, benutzen will.

Nur erst dann, wenn der Zögling in einförmigern Uebungen versucht ist, kann es rathsam seyn, zu den weniger einförmigen und endlich von diesen zu den zusammengesetztern fortzugehen. Werden hier in dem Uebergange von den einen zu den andern zu rasche Sprünge gemacht; so ist zu besorgen, daß man, anstatt ihn zu ermuntern, ihn ermüdet und ihn ganz von gewissen Leibesübungen abschreckt, bey welchen man etwas viel edlers für ihn beabsichtigt, als worauf es eigentlich dabey abgesehen zu seyn scheint. Denn bey ihm gilt es nicht der Ausbildung seiner körperlichen Kräfte, sondern der Erhöhung des edelsten Geistesvermögens, dessen Thätigkeit in jenen Leibesübungen nur einen Stoff haben soll.

Was ich hier von Leibesübungen gesagt habe, läßt sich von selbst auf Spiele anwenden, die zu dem angegebenen Zwecke tauglich seyn mögten. Doch die Anwendung ist so leicht und klar, daß ich über sie kein Wort glaube verlieren zu dürfen.

Können gleich Spiele und Leibesübungen dazu gebraucht werden, die Verstandesschwäche

des Dummen zu mindern; so sind sie doch nicht die einzigen Mittel. Selbst Beschäftigungen mit Wissenschaften, wenn der Dumme daran Geschmack hat, mögen dazu gebraucht werden. Was dem Dummen an Schnelligkeit des Verstandes abgeht, ersetzt oft, besonders wenn sein Verstandesunvermögen nicht zu groß ist, sein Fleiß. Dieser wird den Gegenständen, mit welchen er sich beschäftigt, bald ein Interesse für ihn geben. Und dieses darf der Erzieher nur nützen. Paßt der Gegenstand dieses Interesses nicht selbst zu den Uebungen, die mit seinem Zöglinge anzustellen wären, so kann er es vielleicht auf einen andern Gegenstand ableiten, oder vielmehr auf jenes schon vorhandene Interesse ein neues gründen. Denn aus den Betrachtungen, welche ich vorher (1 Th. S. 17. u. f.) über das Interesse angestellt habe, ergiebt sich, daß das Interesse an einem Gegenstande ein Interesse an andern, die mit diesem in Verbindung stehen, hervorbringe. Statt hier die Grundsätze, nach welchem ein Interesse mit dem andern verknüpft ist, weiter zu entwickeln, will ich mich an einen einzelnen Fall halten.

Gesetzt also, ein junger Mensch hat durch seinen Fleiß Fortschritte in den Anfangsgründen der Geometrie gemacht, und eben daher diese Wissenschaft lieb gewonnen; so wird es eben

daher leicht seyn, ihm für andere mathematische Wissenschaften eine Vorliebe beyzubringen. So sehr geschickt die Geometrie auch ist, den Verstand in einem strengen bündigen Räsonnement zu üben, so wenig mögte sie dazu geeignet seyn, die Urtheilskraft in dem vorhin (S. 78.) angegebenen Sinne zu schärfen. Denn in ihr sind nicht Gründe mit Gegengründen abzuwägen. Man hat meistens nur auf einen gegenwärtigen Punkt mit Genauigkeit zu achten, um sichern Trittes zu dem folgenden fortzugehen. Nur wo aus der Verbindung mehrerer schon vorher eingesehenen Voraussetzungen Resultate zu ziehen sind, ist Mehreres zugleich zu übersehen, und in so fern schärfen Beweise dieser Art nicht allein die strenge räsonnirende Vernunft, sondern helfen auch die Urtheilskraft ausbilden. Was in dieser Hinsicht die Geometrie nicht leistet, leistet in einem höhern Grade die Algebra. Für diese suche also der Erzieher seinem Zöglinge eine Vorliebe beyzubringen, nicht um ihn in die Tiefen derselben zu führen; sondern seinen Verstand mit der Auflösung von Aufgaben üben zu können. Und dazu brauchen ihm nur die allerersten Gründe derselben bekannt zu seyn. Denn die Verstandesübung, auf welche es hier hauptsächlich ankäme, würde nicht sowohl in der Rechnung, durch welche die Aufgabe gelöset werden soll, zu suchen seyn, als vielmehr in der Auffindung der Grundgleichung, welche

die Aufgabe rein und entkleidet von allen Nebenumständen, unter welchen die Data zu derselben gegeben sind, und so darstellt, daß die Auflösung derselben nach ganz einfachen Rechnungsregeln gefunden werden kann. Denn zu diesem Behufe ist ein vorgegebener Fall, welchen eine Aufgabe betrifft, zuvörderst im Ganzen zu übersehen, und dann sind die Umstände, die bey der Rechnung in Betrachtung kommen, von den übrigen zu unterscheiden. Ist die Grundgleichung gefunden; so sind zwar in vielen Fällen mehrere Auflösungsarten einer Aufgabe möglich, und welche der andern vorzuziehen sey auszumachen, ist gleichfalls die Sache der Beurtheilungskraft; allein hieran mag sich allerdings die Beurtheilungskraft des Algebraisten üben, der Anfänger, als Anfänger, wird sich, da es bey diesen Aufgaben einmal nicht darauf abgesehen ist, ihn zum Algebraisten zu machen, am zweckmäßigsten darin üben, in einem vorgegebenen Falle die Bedingungen der Aufgabe von den übrigen Umständen abzuscheiden und in ihrer Verbindung in der Grundgleichung zu nehmen. Wollte man sagen, daß es zu diesem Behufe, da es doch nur auf die Schärfung der Beurtheilungskraft des Zöglings abgesehen ist, genug sey, ihn die Grundgleichung selbst finden zu lassen, ohne ihn mit der Auflösung der so gefundenen Aufgabe zu behelligen: so würde man die menschliche Natur ganz verkennen; indem

zu einem bloß formellen Zwecke thätig zu seyn, der Mensch bald überdrüßig wird. Denn selbst da, wo man bloß beschäftigt ist, um gegen die Martern der Langenweile gesichert zu seyn, wo man diesen Schutz nicht durch eigentliche Arbeit zu erkaufen Lust hat, wird man immer bey seiner Thätigkeit sich einen materiellen Zweck vorsetzen müssen, wenn einem auch die Erreichung oder Verfehlung desselben gleichgültig ist. Mit Einem Worte, das Interesse des Vorsatzes kann immer nur durch einen materiellen Zweck lebendig erhalten werden. Das sieht man deutlich an den Glücksspielen. Dem Spieler mag immerhin seine Geschicklichkeit im Spiel und seine Ueberlegenheit über seine Gegenspieler weit mehr Vergnügen machen, als der Gewinnst, den er dieser verdankt; so wird doch das Spiel alles Interesse für ihn verlieren, wenn er um nichts spielen, und das Spiel ein bloßer Wettkampf von Geschicklichkeit mit Geschicklichkeit seyn sollte.

Es ist unstreitig für die Menschheit ein eben so wichtiger Zweck, dasjenige, was die Natur bey einem Menschen gleichsam versäumt zu haben scheint, so weit es möglich ist, zu ersetzen, als Abweichungen von dem Naturzustande, die weiterhin zufälliger Weise entstanden sind, abzuhelfen; oder mit andern Worten: Naturfehler, so weit es seyn kann, durch eine zweck-

mäßige Erziehung zu heben, als Krankheiten zu heilen. Deshalb erlaube man mir zu meinen obigen Bemerkungen noch eine hinzuzufügen. Bey den Verstandesübungen, von welchen ich vorhin redete, würde vielleicht nichts mehr Nutzen gewähren, als wenn man die Aufgaben so wählte, daß die Grundgleichung bey denselben immer mit einiger Mühe, die Auflösung hingegen der Aufgabe selbst auf eine ganz leichte Art aus ihr gefunden würde. Denn nichts könnte mehr als dieses den Zögling, den man üben will, aufmuntern, auf dieselbe, als auf die Hauptsache, seine ganze Aufmerksamkeit zu richten.

Auf dieselbe Art, als der Verstandesschwäche des Dummen durch die Erziehung wenigstens zum Theil abgeholfen werden kann, kann man auch bis auf wenige Unterschiede dem blödsinnigen Verstande zu Hülfe kommen. Dieser nämlich ist nur daran zu gewöhnen, seine Aufmerksamkeit mehr zusammen zu ziehen. Es fällt hiebey sogleich in die Augen, daß man gleichfalls einen Gegenstand haben müsse, an welchem man ihn üben kann; daß ferner ebenfalls hierbey möglichst nach dem Gesetze der Stätigkeit zu verfahren ist, und daß nur ein solcher Gegenstand zu diesen Uebungen geeignet seyn kann, an welchem er ein Interesse hat. Leibesübungen und Spiele werden also auch hier schick-

liche Mittel abgeben, gesetzt auch, daß der Knabe oder Jüngling, der mit ihnen beschäftigt seyn sollte, kein anderes Interesse für sie hätte, als was ihnen die Mode, oder sein Wunsch, es seinen Gespielen gleich zu thun, giebt. In Ansehung der Anordnungen dieser Uebungen und ihres Gebrauchs würde eben dasselbe bey dem Blödsinnigen als bey dem Dummen zu beobachten seyn. So wie man diesen zuerst gewöhnen müßte, in einer Succession von Vorstellungen von der vorhergehenden zu der folgenden fortzugehen, ohne bey derselben stehen zu bleiben; so müßte man bey jenem damit anfangen, daß man ihn nöthigte, das jedesmal Gegenwärtige schärfer in das Auge zu fassen, ohne das Zukünftige schon im Auge zu haben und ohne an das Vergangene zurück zu denken. Hierzu würden wiederum im Anfange die einförmigern Leibesübungen, wie ich sie vorhin genannt habe, die geschicktesten seyn. Ist der Knabe oder Jüngling schon durch diese daran gewöhnt, seine Aufmerksamkeit mehr auf einen einzelnen Punkt zusammen zu ziehen; so kann man zu den zusammengesetzten und weniger einförmigen Uebungen mit ihm fortgehen. Bey diesen würde er gewöhnt, unter dem Mannigfaltigen, was seinen Sinnen gegenwärtig ist, oder woran ihn der Zweck dieser Uebungen erinnert, seine Aufmerksamkeit gerade auf das zu richten, worauf es eben jetzt ankäme, mit Einem Worte, seine Aufmerksamkeit zu fixi-

ren. Auch Beschäftigungen mit wissenschaftlichen Gegenständen selbst würden, so wie bey dem Dummen, bey ihm benutzt werden können; nur mögte dieses Mittel bey ihm schwerer als bey jenem anzubringen seyn, da er schwerlich einer Wissenschaft, als Wissenschaft, Geschmack abgewinnen wird. Doch gesetzt, daß diesem so wäre (und es vorauszusetzen, ist um so weniger ungereimt, da hier nicht von einem bestimmten Grade des Blödsinns die Rede ist); so würde die Beschäftigung mit den strengern Wissenschaften für ihn besonders nützlich seyn. Denn diese fordern eine feste Richtung der Aufmerksamkeit auf einen Punkt; und hieran fehlt es bey einer blödsinnigen Verstandesschwäche. Selbst die algebraischen Uebungen, oder vielmehr Spiele, wie ich sie jetzt, nachdem ich mich im Vorhergehenden über sie erklärt habe, nennen mögte, würden bey ihm eben sowohl, als bey dem Menschen von dummen Verstande, mit Nutzen angebracht seyn; nur aus einem entgegengesetzten Grunde. Denn so wie es bey dem Dummen darauf abgesehen wäre, ihn darin zu üben, mit seiner Aufmerksamkeit eine Menge von Gegenständen zu übersehen; so würde es bey dem Blödsinnigen darauf abgesehen seyn, unter dem Mehrern, was seinen Gedanken vorschwebt, einzelne Punkte besonders auszuheben und festzuhalten.

Aber wie weit kann der Erzieher dem Blödsinne oder der Dummheit abzuhelfen hoffen? — Hier scheint es, daß gegen einen Blödsinn oder eine Dummheit, die über den vorhin beschriebenen mittlern Grad hinausgehen, alle Bemühungen des Erziehers vergeblich seyn würden. Denn bey einem solchen Blödsinne wird der Mensch für nichts ein Interesse haben, jede Uebung, zu der man ihn anhalten würde, würde für ihn bald zu anstrengend werden, und eben daher würde er bald in seine gewöhnliche Unthätigkeit zurückfallen. Eben dasselbe gilt von der Dummheit. Geht diese nicht über den mittlern Grad hinaus, so mag eine gutgeleitete Erziehung ihr, wenigstens zum Theil, abzuhelfen im Stande seyn. Allein in dem entgegengesetzten Falle, mögten Erzieher und Zögling, beyde zu früh, ermüden. Denn alsdann scheint die Aufmerksamkeit zu viel Trägheit zu haben, als daß mit einigem Erfolge daran gearbeitet werden könnte, ihr die nöthige Beweglichkeit zu bereiten.

XIV.

Zusammenhang des Blödsinns mit körperlicher Schwäche.

In seinem höhern Grade ist der Blödsinn immer mit einer körperlichen Schwäche verbunden, es sey nun, daß er in dieser, oder daß diese in ihm gegründet ist, oder daß beyde sich gegenseitig verstärken. Daß in Schwäche des Körpers Blödsinn gegründet seyn könne, bedarf wohl keines Beweises. Denn es ist bekannt, daß gerade die Ausschweifungen, die den Körper am meisten entkräften, eine Schwäche des Verstandes, der Sinne, des Gedächtnisses, mit Einem Worte, aller Seelenkräfte nach sich ziehen. Zum Beyspiel beziehe ich mich auf einen merkwürdigen Fall, den Pinel anführt. Ein junger Bildhauer, von acht und zwanzig Jahren, sagt er*), der sich durch sehr ausschwei-

*) Pinel a. a. O. S. 20.

fende Unmäßigkeit in dem Genuß der Liebe erschöpft hatte, fiel in eine gänzliche Abstumpfung aller Seelenkräfte. Er war fast beständig still und unbeweglich, und ließ nur zuweilen ein albernes und dummes Lächeln sehen. In seiner Gestalt war gar kein Ausdruck, und bey ihm alle Erinnerung des Vergangenen verloschen. Keine Spur von Eßlust zeigte sich bey ihm, außer daß er, wenn ihm Nahrungsmittel gereicht wurden, unwillkührlich zu kauen anfing. Hier war zwar nicht Blödsinn allein; ich habe aber schon gezeigt, wie mit dem höchsten Grade desselben eine Abstumpfung aller Seelenkräfte, die uns noch außer dem Verstande verliehen sind, verbunden sey, gesetzt auch, daß diese aus einem andern Grunde rührte.

Noch mehr: Pinel zählt zu den Ursachen der Abstumpfung der Seelenkräfte alles, was schwächt, den Genuß entnervender Vergnügen, übertrieben angestrengtes und ungeordnetes Studiren, unmäßige Anwendung des Aderlasses bey der Manie u. s. w. *), und führt dieses als ein Resultat eigener Beobachtung an.

Zu verwundern hat man sich auch hierüber nicht. Denn, wenn der Körper in einem höhern Grade geschwächt ist, wird es auch die Seele

*) Ebend.

Seele seyn; und umgekehrt. Eben daher würde es schon begreiflich seyn, daß ein höherer Grad des Blödsinns eine körperliche Schwäche nach sich zieht. Allein es tritt noch ein anderer Grund ein. Mit einem höhern Grade des Blödsinns, ist eine Abstumpfung, auch der Sinne, und mithin auch eine Schwäche aller körperlichen Gefühle verbunden. Durch diese aber wird der Mensch vorzüglich zur Befriedigung der körperlichen Bedürfnisse, des Essens, Trinkens und aller andern, welche die Pflege des Leibes nothwendig macht, bestimmt. Sind also jene Empfindungen unterdrückt, so ist es natürlich, daß hierdurch der Körper selbst leiden wird.

Auf der andern Seite werden aber, um dieses hier beyläufig zu bemerken, die wenigen körperlichen Kräfte, die dem Blödsinnigen übrig seyn mögen, auch weniger verbraucht, als bey einem andern Menschen. Denn eben, weil seine Seele so gut als unthätig ist, werden in seinem Körper auch wenig Veränderungen erfolgen, welche eine öftere Ersetzung seiner Kräfte nöthig machten. Sonst würde es auch unbegreiflich seyn, wie Blödsinnige in diesem Zustande der Schwachheit oft jahrelang fortvegetiren können.

Aus dem Vorhergehenden erhellet, wie die Schwäche des Körpers und der Seele gegensei-

tig auf einander einwirken, und wie die eine durch die andere zunehmen müsse. Ich überlasse es billig dem Arzte, wie weit er der körperlichen Schwäche des Blödsinnigen durch stärkende Mittel abzuhelfen wagen dürfe. Allein so viel ist klar, daß alles, was mit Erfolg zur Abstellung der körperlichen Schwäche bey dem Blödsinnigen geschehen kann, auch wohlthätig gegen den Blödsinn selbst wirken wird, es sey nun, daß er seinen letzten Grund im Körper selbst, oder in der Seele habe. Eben so wird auch alles, womit man seine Seelenkräfte in Thätigkeit setzen kann, nicht allein seiner Geistes- sondern auch seiner körperlichen Schwäche entgegen wirken. Nur ist es immer schwer, den Gegenstand, der für ihn Interesse hätte und hierzu tauglich wäre, aufzufinden.

XV.

Wann eine Heilung des Blödsinns zu hoffen ist, und Ideen über dieselbe.

Hat der Blödsinn seine Hauptursach in der Seele, und ist die Veranlassung, aus der er hervorgegangen ist, sichtbar; so mögte noch wohl am ersten gegen ihn ein Mittel zu finden oder auszumachen seyn, daß entweder gar keine Hülfe zu hoffen, oder wo sie zu suchen sey. Denn in Fällen dieser Art kann wohl nichts gerathener seyn, als die Ursach eines solchen Uebels gegen sich selbst zu brauchen. Bey Dantons Bewunderer, den das Schicksal desselben in Verwunderung und Schwermuth stürzte und hernach blödsinnig machte *), hätte man schon so viel sehen können, daß er entweder nur durch den Gegenstand selbst, der alle seine Seelenkräfte zerrüt-

*) Thl. 1. S. 191.

tet hatte, oder gar nicht zu heilen war. Der Unfall, welcher Danton betroffen, hatte alle seine Seelenkräfte in Stillstand gesetzt, weil jetzt nichts weiter für ihn Interesse hatte, als nur Dantons so unerwartetes Unglück, oder vielmehr das Interesse von allen andern Dingen dadurch ganz unterdrückt war. Alles wäre hier, wie in die Augen fällt, darauf angekommen, dieses von neuem wieder aufzuregen. Allein wie wäre das anders möglich als durch das Interesse selbst, durch welches jedes andere in der Seele des Unglücklichen wie erdrückt war?

Es ist mit dem Interesse, das wir an etwas nehmen, wie mit der Wärme eines Körpers. So wie diese sich jedem andern Körper mittheilt, der jenen berührt; so geht das Interesse an einem Gegenstande auf andere, die mit ihm in Verbindung stehen, über; wir sind geneigt diese zu beachten, wie wir jenen beachten. Die Aehnlichkeit geht noch weiter. Denn, so wie ein Körper, der einem andern Wärme mittheilt, eben deshalb von seiner Wärme, wenn auch nur unmerklich verliert; so verliert auch ein Gegenstand von seinem Interesse, wenn ein anderer durch ihn ein Interesse gewinnt: und dieses ist aus der Natur der Sache begreiflich. Denn, wenn das Interesse an etwas nichts anders ist, als dasjenige, was den Grund enthält, warum wir es willkührlich beachten; so muß, wenn durch das Interesse, das wir an einer Sache

nehmen, unsere Aufmerksamkeit auf eine andere gelenkt wird, sie eben daher von der ersten abgeleitet und das Interesse an dieser wenigstens in einigen Graden geschwächt werden.

Es kann daher das Interesse an einem Gegenstande eben dadurch geschwächt werden, daß man die Aufmerksamkeit durch diesen auf andere Gegenstände lenkt, von dem letzten wieder auf andere und so fort. Hierdurch wird das erste Interesse durch sich selbst geschwächt, oder wider sich selbst gebraucht. Denn die erste Sache, welche wir um einer andern willen, die so zu sagen unsere Seele ganz eingenommen hatte, beachten, beachten wir aus keinem andern Grunde, als weil unser Interesse an der ersten Sache unsere Aufmerksamkeit auf sie zieht. Wir glauben in diesem Falle, immer noch mit der ersten Sache allein beschäftigt zu seyn, und doch ist sie uns schon um etwas aus den Augen gerückt. Geht man von der zweyten Sache eben so unmerklich zu einer dritten fort, so läßt die Aufmerksamkeit den ersten Gegenstand noch mehr fahren. Dieses geschieht zuletzt in dem Grade, daß Gegenstände, für welche die Seele sonst ein Interesse hat, gleichsam in ihr Recht wieder eingesetzt werden. Dadurch werden denn die bisher mehr gebundenen als gelähmten Geisteskräfte wieder in das Spiel gesetzt, und allmählich mit ihrer vorigen Stärke sich wieder äußern können.

Vielleicht wäre Dantons Verehrer *), nicht in den beschriebenen Blödsinn verfallen, wenn er sich nicht, um seinen Gedanken ungehinderter nachhängen zu können, mehrere Tage zu Hause eingeschlossen gehalten hätte; oder doch bald von ihm geheilt, wenn er mit einem andern, auf welchen das Schicksal desselben einen gleichen Eindruck gemacht hätte, über dasselbe seine Gedanken hätte auswechseln können. Es ist natürlich, daß Theilnahme an einem und eben demselben Gegenstande einander nähert, daß jeder um so geneigter seyn wird, dem andern seine Gedanken darüber mitzutheilen, und um so begieriger, die Gedanken des andern darüber zu hören. Die Theilnahme mehrer an einer und eben derselben Sache, bringt also zwischen ihnen, wenn sie bey einander sind, eine große Mittheilsamkeit hervor. Bey aller Uebereinstimmung in den Meinungen und dem Interesse, das mehrere an einer und eben derselben Sache nehmen, kann es indeß kaum fehlen, daß nicht der eine in diesem oder jenem Punkte anderer Meinung seyn sollte als der andere. Eben diese Verschiedenheit in den Meinungen des einen von den Meinungen des andern wird sich in ihren Gesprächen bald äußern. Je wichtiger beyden der Gegenstand ist, um so mehr wird jeder seine Meinung

*) Thl. 1. a. a. O.

gegen den andern zu behaupten suchen. Um seine Meinung über etwas zu vertheidigen, muß man auf die Gründe, mit welchen man sie glaubt unterstützen zu können, achten, und man wird um so mehr darauf achten, je mehr man sich für die Sache interessirt, in Ansehung welcher man eine Meinung hegt, die man vertheidigen will. Die Gründe für diese Meinung sind indessen nicht jene Sache selbst; und eben daher wird, indem man auf sie sinnet, von dieser die Aufmerksamkeit allmählich abgelenkt. Das wird um so mehr geschehen, je mehr man für diese Gründe selbst neue, und für diese wiederum neue aufzusuchen genöthigt ist; wenigstens in einem höhern Grade, als wenn man die Anzahl der schon vorhandenen Gründe nur durch neue zu verstärken sucht. In dem letzten Falle nämlich, wo zu schon vorhandenen Gründen, a, b, c u.s.w. nur neue f, g, h hinzukommen, wird jeder derselben mit der Meinung, die man durch ihn unterstützen will, vergesellschaftet: in dem ersten Falle hingegen, wo man die Gründe a, b, c, die man für seine Behauptung zu haben glauben mag, durch andere A, B, C erst zu beweisen sucht, sind diese nicht mit der Hauptsache selbst vergesellschaftet; sondern stehen mit diesen nur in einem Associationszusammenhange. Vorstellungen sind nämlich mit einander vergesellschaftet, wenn sie in einer Totalvorstellung mit ein-

ander verbunden sind und eben deshalb die eine bey Veranlassung der andern wieder hervorgerufen wird; wenn aber a, b, c, d, e u. s. w. eine Reihe von Vorstellungen ausmachen, in welcher jede mit der nachfolgenden vergesellschaftet ist; so wird in derselben a mit c d e, und jede dieser Vorstellungen mit jeder andern, mit welcher sie nicht vergesellschaftet ist, in einem Associationszusammenhange stehen. Je mehr Vorstellungen zwischen zwey in diesem Zusammenhange stehenden Vorstellungen in der Mitte liegen, um so mehr wird das Interesse, welches die frühere von diesen Vorstellungen hat, durch die Aufmerksamkeit, die auf die letztere fällt, geschwächt. Denn nach den Associationsgesetzen wird durch diese zwar die nächst vorhergehende wieder hervorgerufen, allein nur mittelbar eine entfernter vorhergehende. Eben dadurch wird es einem aber um so mehr erleichtert, sich eine solche Vorstellung, auf welche man geführt ist, mit Klarheit zu vergegenwärtigen. Hat eine solche Vorstellung nun außer dem Interesse des Vorsatzes, das sie uns zuerst gleichsam wieder von neuem zuführt, noch ein anderweitiges Interesse für uns; so werden wir um so lieber mit unserer Aufmerksamkeit bey ihr verweilen und die Gewalt des Interesse's, welche die erste Vorstellung für uns hat, wird dadurch um so mehr geschwächt. Aus diesem Grunde würden, in

dem Gespräch, von welchem vorhin die Rede war, Argumente, die für Gründe angeführt werden, nützlicher seyn, als Argumente, die nur zu den schon vorhandenen hinzu gezählt werden sollen.

Doch was ich hier gesagt habe, gilt nicht allein von einer solchen Reihe von Vorstellungen, die aus Argumenten besteht; sondern von jeder andern Reihe von Vorstellungen, die an einer einzigen Vorstellung A hängt. Jede Vorstellung in derselben wird unsere Aufmerksamkeit um so mehr von A abhalten, je weiter sie von ihm in der Reihe absteht und das Interesse, das A haben mag, schwächen können; hingegen das Interesse derselben nicht zu schwächen vermögend seyn, wenn dieses stärker als das ihrige ist und sie unmittelbar mit ihr vergesellschaftet ist. Denn unter zwey Dingen, von welchen das eine ein größeres Interesse für uns hat als das andere, wird das erste die Vorstellung des zweyten verdunkeln, wenn wir diese nicht um des ersten willen selbst beachten.

Hätte Dantons Bewunderer einen andern gefunden, der mit ihm an Dantons Schicksale gleichen Antheil genommen; so wäre es natürlich gewesen, daß jeder seine Verwunderung gegen den andern geäußert hätte. Eben hiedurch würde aber jeder von ihnen die

Aufmerksamkeit des andern von der Sache allmählich abgelenkt haben. Denn dem einen würden vielleicht diese, dem andern jene Umstände aufgefallen seyn, und da jeder bey dem andern leicht Gehör gefunden hätte; so hätte es nicht fehlen können, daß jeder die Aufmerksamkeit des andern unvermerkt auf andere Dinge gelenkt hätte. Alles Interesse, was in der Seele desselben bis jetzt wie eingeschlafen war, wäre dadurch auf einmal wieder aufgeweckt.

Einem Blödsinne, der aus Verwunderung, Schwermuth, oder welcher andern Ursache, die diesen ähnlich ist, rührt, kann daher auf die beschriebene Art nur dann mit Erfolge entgegen gearbeitet werden, wenn der Gegenstand selbst, dessen Vorstellung ihn erregt, mit andern in eine solche Verbindung zu bringen ist, daß diese durch ihn ein Interesse erhalten können, oder daß das Interesse, das jener hat, sich diesem mittheilen kann. Zur Erläuterung führe ich folgenden Fall an. Ein junger Mensch der eben auf Requisition mit seinem Bruder zur Armee gekommen war, erzählt Pinel *), verliert diesen in einem hitzigen Gefechte, wie er gerade an seiner Seite stand, durch einen Schuß. Er bleibt hiebey unbeweglich, wie eine Statüe. Einige Tage

*) a. a. O. S. 23.

nach diesem Vorfalle wird er in diesem Zustande in sein väterliches Haus gebracht. Seine Ankunft und die Nachricht von dem Tode seines Bruders stürzen einen dritten von den Brüdern in denselben Zustand. Keiner von ihnen wurde nach Pinels Aeußerung *) geheilt. Der Blödsinn des einen und der Blödsinn des andern Bruders sind einander so ähnlich, nicht allein in Ansehung ihrer innern Beschaffenheit, als auch in Ansehung ihrer Veranlassung, daß sie dem Psychologen schon deshalb wichtig seyn müssen. Man darf an dem einem und dem andern Falle nur die Veranlassung etwas ändern, und gleich wird die innere Beschaffenheit des Falls geändert. Man setze also, daß die beyden zuerst erwähnten Brüder, erst neuerdings zur Armee gekommen, daß beyde an einem und eben demselben Gefechte Theil genommen, daß der eine in demselben geblieben; nur lasse man ihn nicht an der Seite seines Bruders fallen, sondern diesen ihn erst nach dem Gefechte vermissen und hernach erst die Nachricht von seinem Tode erhalten. Würde unter diesen angenommenen Umständen der Tod des einen Bruders auf den andern

*) a. a. O. J'ai eu long-temps sous mes yeux ces deux freres infortunés dans les infermeries de Bicêtre; et ce qui etoit encore plus déchirant, j'ai vu le père venir pleures sur ces tristes restes de son ancienne famille.

so gewaltsam wirken können, daß er alle seine Kräfte ins Stocken bringt? Augenscheinlich nicht. Denn der Vorfall, so traurig er für ihn auch immer seyn müßte, wäre unter den Umständen, unter welchen er sich ereignet hätte, zu möglich, als daß noch nach einem Wie und Warum vernünftiger Weise gefragt werden könnte. Das war er freylich auch, so wie er sich wirklich ereignete; allein ganz anders wirkt eben dasselbe auf uns, wenn wir Augenzeugen davon sind, und ganz anders, wenn wir es von andern hören, und um so mehr, je mehr wir übrigens dabey interessirt sind. Je unangenehmer ein solcher Vorfall für uns ist, um so geneigter sind wir, wenn wir ihn hören, ihn zu bezweifeln. Indem wir unsere Zweifel zu nähren suchen, werden wir immer an den Gedanken, daß die Sache, so sehr sie auch mit unsern Wünschen im Widerspruche seyn würde, nicht außerordentlich seyn würde, gewöhnt, und eben daher schon mit der Sache selbst vertraut. Dieses empfindet jeder einigermaßen gebildete Mensch. Er wird daher, wo er jemanden eine für ihn traurige Nachricht zu überbringen hat, diesen allmählich dadurch darauf vorzubereiten suchen, daß er die Sache erst als leicht möglich, dann als wahrscheinlich, und zuletzt erst in ihrer traurigen Gewißheit darstellt.

Sind wir aber selbst Zeuge eines solchen Vorfalls, so wird unsere Vernunft unter der Gewalt

der Sinne gefangen genommen. Wie möglich dasjenige sey, was wir sehen, haben wir nicht Zeit uns selbst zu sagen, und es scheint uns doch immer dasjenige, was wir als wirklich setzen müssen, unmöglich, und mit dem, was wir bisher erfahren haben, im Widerspruche zu seyn. Denn eben deshalb weil ein solches Ereigniß unangenehm ist, sind wir nicht geneigt, es für wirklich zu halten, und dann auch, weil es uns aus einem andern Grunde außerordentlicher scheint, als jedes andere ihm ähnliche. Denn es betrifft einen Gegenstand, an welchen man durch die Erfahrung eine längere Zeit hindurch so gewöhnt ist, daß es einem schwer fällt, sich das Ereigniß als möglich zu denken. An eine Person, mit welcher wir täglich umgegangen sind, sind wir durch den Umgang so sehr gewöhnt, daß auch der Gedanke an ihren Tod gar nicht einkommen will, und dieser Gedanke wird uns durch das, was wir sehen und hören, aufgedrungen. In diesem Falle läßt sich die Aufmerksamkeit von dem Gegenstande nicht so abziehen, als in dem entgegengesetzten Falle, besonders wenn das Ereigniß, so sehr es uns auffällt, an sich sehr natürlich ist. Denn alsdann kann der Verstand an ihm nichts zu erklären finden, und derjenige, den es betroffen, beharret in dem Erstaunen, welches ihn ergriffen hat, und je länger es fortwährt, um so mehr alle Kräfte seines Geistes und

mithin auch seinen Verstand in Unthätigkeit setzt.

Das eben gesagte würde ungereimt scheinen, indem wir über nichts uns verwundern und am wenigsten darüber erstaunen können, was der Verstand natürlich findet; wenn wir in so einer Lage auf die Aussprüche des Verstandes zu hören im Stande wären. Da dieses aber nicht ist; so staunen wir das als außerordentlich an, was mehr als außerordentlich, was selbst unmöglich seyn würde, wenn das, was wir bis jetzt erfahren haben, immer von uns erfahren werden sollte. Es ist daher begreiflich, wie der Tod des einen Bruders, der an der Seite des andern blieb, diesen in den beschriebenen Blödsinn stürzen, und wie der Anblick dieses letztern mit der Nachricht von dem Tode des ersten auf den dritten dieselbe Wirkung haben mußte, als der Tod des ersten auf den zweyten gehabt hatte. Denn das schrecklich Ueberraschende in jenem Tode ließ den einfachen Gedanken, wie natürlich ein solcher Tod in der Schlacht sey, nicht aufkommen, und in diesem Gedanken selbst, wenn er von andern aufgeregt wird, hat die Seele zu wenig Beschäftigung, als daß sie dadurch von dem Gegenstande, der sie ganz ergriffen hat, sollte können abgezogen werden. Eben deshalb hängt sie an ihm, und so außerordentlich er in

dem ersten überraschenden Augenblicke schien, scheint er ihr immer fort, weil der Verstand mit seinen Aussprüchen und Urtheilen überhört wird. Was von den Ereignissen gilt, bey welchen für uns ganz und gar nichts zu erklären ist, so natürlich sie der Verstand des weniger dabey interessirten Zuschauers auch finden muß, gilt gleichfalls von solchen, die an sich befriedigend erklärt werden können, wenn die Erklärung derselben über die Fassung desjenigen herausgeht, auf welchen sie einen Eindruck gemacht hat, der der Gesundheit seiner Seele gefährlich werden könnte. Aus diesem Grunde war es schon begreiflich, wie der dritte Bruder bey dem Anblicke des zweyten in denselben Gemüthszustand als dieser gerathen konnte, gesetzt auch, daß die Nachricht von dem Tode des ersten nicht nachtheilig auf ihn gewirkt hätte.

Ein Ereigniß mag jemanden noch so nahe angehen und ihn noch so sehr in Erstaunen setzen; so wird, wenn sich anders nur eine Erklärung von demselben geben läßt, eben dieser Umstand dazu gebraucht werden können, seine Aufmerksamkeit davon abzulenken, und eben daher das Interesse, das es für ihn hat, so weit zu schwächen, als es nöthig ist. Nach dem Wie und Warum bey Allem, was ihm aufstößt, zu fragen, ist dem Menschen, als einem

vernünftigen Wesen, zu natürlich; und wo könnte er sich hiezu mehr veranlaßt sehen, als bey Ereignissen, die ihn zunächst angehen? Wie aber dadurch die Seele allmählich entfernt wird, habe ich schon vorhin gezeigt.

Ich unterschied vorhin zwischen natürlichen und erklärlichen Ereignissen. Jedes Ereigniß muß zwar eben so erklärlich als natürlich seyn. Denn in dem Laufe der ganzen Natur geschieht nichts ohne Ursache, und dann erst erklären wir etwas, wenn wir es aus seiner Ursache erkennen. Allein nicht uns ist es eben deshalb erklärlich: denn um alles erklären zu können, müßten uns nicht allein alle Naturgesetze bekannt seyn, sondern überdem müßten wir auch die ganze Natur nach allen ihren Theilen und den Zustand jedes einzelnen Theils kennen, da die Gesetze der Natur nur Regeln sind, nach welchen aus gewissen Voraussetzungen diese oder jene Erfolge hervorgehen. Eben daher sind uns eben die allergemeinsten Ereignisse, die wir jeden Tag wieder kommen sehen, gerade die unbegreiflichsten, ob wir sie gleich eben deshalb, weil wir sie mit jedem Tage erleben, ganz natürlich finden, hingegen seltnere, so sehr sie uns Anfangs auffallen mögen, oft um so begreiflicher.

Zur Erläuterung mag folgender Fall, den ich gleichfalls von Pinel *) entlehne, dienen. — Ein junger Artilleriste hatte im zweyten Jahre der französischen Republik dem damaligen Wohlfahrtsausschusse die Idee zu einer Kanone mitgetheilt, die schreckliche Wirkungen thun sollte. Es wird ein Tag, wo man die Wirkung derselben zu Meudon versuchen will, angesetzt, und Robespierre schreibt an den jungen Mann einen aufmunternden Brief. Dieser bleibt bey dem Lesen desselben unbeweglich und wird bald darauf aller seiner Geisteskräfte beraubt nach Bicetre gebracht. Daß Robespierre selbst, der sich damals an die Spitze der Republik gestellt hatte, seine Erfindung dieser Aufmerksamkeit würdigen würde, mogte allerdings dem jungen Mann unerwartet schmeichelhaft seyn. Allein nichts war gleichwohl mehr zu erwarten, als daß dieses geschehen würde. Wie leicht hätte es nicht seyn müssen, den jungen Mann, wenn er hierauf geführt wäre, aus seinem Erstaunen zu reissen und eben dadurch vor der gänzlichen Erlahmung seiner Kräfte zu verwahren.

Doch vielleicht war es nicht allein das Erstaunen über die unerwartete Aufmerksamkeit, deren Robespierre seinen Vorschlag würdigte, welches eine so gewaltsame Wirkung auf den

*) a. a. O.

jungen Mann machte, sondern vielleicht hatte an derselben eine Freude, die an Entzückung grenzte, den größten Antheil. Denn auch diese zieht, so zu sagen, die ganze Seele bloß auf einen Gegenstand hin. Wenn dieser nicht Stoff genug zu ihrer Beschäftigung enthält; so gerathen alle ihre Kräfte in Unthätigkeit, und nach dem Gesetze der gegenseitigen Mittheilung des Zustandes zwischen Seele und Körper *) muß der Zustand desselben dem ihrigen analog seyn.

Allein dem sey wie ihm wolle, unerwartet war dem jungen Manne Robespierre's ihm so schmeichelhafte Aufmerksamkeit auf seinen Versuch. Mit seinem Entzücken war immer ein gewisses Erstaunen vermischt. Deshalb hätte auf die vorher beschriebene Art, dem gänzlichen Erlahmen seiner Kräfte vielleicht vorgebauet werden können.

*) 1 Theil. S. 314. und 198. u. f.

XVI.

Mittheilung des Interesse.

Hat der Blödsinn seinen Grund darin, daß die Aufmerksamkeit zu fest auf einen Gegenstand gerichtet, und daher von allen andern abgezogen ist; so kann er, wenigstens wenn er noch nicht zu tiefe Wurzel gefaßt hat, wie aus dem Vorhergehenden (S. 163 u. f.) erhellet, oft dadurch geheilt werden, daß man die Aufmerksamkeit durch diesen Gegenstand selbst auf andere lenkt. Eben dieses ist bey der Schwermuth der Fall, wie sich aus den schon vorhin (1 Th. S. 151.) über sie angestellten Betrachtungen ergiebt. Die Art und Weise, wie ein Gegenstand einem andern sein Interesse mittheilt, scheint daher von der größten Wichtigkeit zu seyn.

Um meine Gedanken hierüber kürzer und deutlicher mittheilen zu können, halte ich es für nöthig, einige Begriffe, auf welche es dabey

vorzüglich ankommt, an bestimmte Ausdrücke zu binden. Wenn A für uns ein Interesse hat, und eben dadurch B ein Interesse für uns gewinnt; so sage ich, A theile sein Interesse dem B mit. Sind A B C D u. s. w. Gegenstände, von welchen jeder dem folgenden sein Interesse mittheilt, so sage ich, daß durch jeden der auf A folgenden das Interesse von A abgeleitet werde.

Nicht jedesmal, wo uns eine Sache, welche für uns ein Interesse hat, vorkommt, wird unsere Aufmerksamkeit auf sie hingezogen. Ein Interesse der Lust an einer Sache mag jemandes Aufmerksamkeit noch so sehr für sich in Anspruch nehmen; sobald er z. B. sich in einer augenscheinlichen Lebensgefahr befindet, wird seine Aufmerksamkeit von jener Sache dennoch ganz abgewandt und nur auf die Mittel zu seiner Rettung gerichtet werden. Ich nenne daher ein Interesse an etwas wirksam, in so fern es unsere Aufmerksamkeit wirklich darauf hinzieht; und unwirksam, in so fern dieses nicht ist. Da ich unter Interesse dasjenige verstehe, was den Grund enthält, warum wir etwas willkührlich beachten; so scheint der Begriff eines unwirksamen Interesse einen Widerspruch zu enthalten. Allein ein Grund von etwas ist nicht so fort ein zureichender Grund; sondern er kann auch unzureichend seyn. Und dieses ist bey einem unwirksamen Interesse der Fall. Es würde

auch da, wo wir die Sache, die für uns ein solches Interesse hat, nicht beachten, unsere Aufmerksamkeit auf sie treiben, wenn diese nicht durch ein anderweitiges und stärkeres Interesse, oder durch einen gewaltsamern sinnlichen Eindruck, auf eine andere Sache gezogen wäre: Das unwirksame Interesse ist also als eine todte Kraft, die keine Veränderung hervorbringt, weil diese durch eine andere und stärkere Kraft gehindert wird; das wirksame hingegen als eine lebendige Kraft zu betrachten. Allein so wie eine todte Kraft ihre Wirkung äußern wird, wenn das Hinderniß, welches ihrer Wirkung bis jetzt im Wege stand, aufgehoben ist; so wird auch ein unwirksames Interesse wirksam werden, wenn das Hinderniß, das seiner Wirksamkeit entgegen stand, aufgehoben ist. In so fern ein Interesse die Wirksamkeit des andern unmittelbar hindert, nenne ich beyde entgegengesetzt, und zwar das erste das stärkere, und das letzte das schwächere. Ist ein Interesse dem andern nicht entgegengesetzt; so stimmt es mit ihm überein. Ein Interesse des Vorsatzes und ein Interesse der Lust, welche beyde die Aufmerksamkeit auf eine und eben dieselbe Sache hinziehen, sind mit einander übereinstimmig.

Ein Interesse, das mit einem andern übereinstimmig ist, wird dieses noch verstärken oder dazu beytragen, daß dasselbe nicht durch

ein drittes Interesse, das ihm entgegen gesetzt ist, und sonst stärker seyn würde, unwirksam gemacht wird. Heftet außer einem Interesse des Vorsatzes noch ein anderweitiges Interesse, und zwar ein Interesse der Lust, unsere Aufmerksamkeit auf eine Sache; so wird ein anderweitiges Interesse der Lust, das jenem entgegengesetzt und sonst stärker wäre, unsere Aufmerksamkeit von der Sache nicht abziehen. Wenigstens wird das der Fall seyn, wenn jenes Interesse der Lust diesem Interesse der Lust gleich oder stärker als dasselbe ist.

Allein, wie in der Körperwelt eine zusammengesetzte Kraft einen Körper in einer andern Linie bewegen wird, als jede der einfachen Kräfte, aus welchen sie zusammengesetzt ist; so wird auch die Aufmerksamkeit anders auf eine Sache gerichtet seyn, wenn sie durch ein zusammengesetztes, und anders, wenn sie durch ein einfaches Interesse auf sie gezogen wird. Anders wird der mit einer Sache beschäftigt seyn, der sie zu einem angelegentlichen Zwecke vorgenommen hat, und anders derjenige, der außerdem durch ein gewisses Interesse der Lust an sie gezogen wird. Der eigennützige Spieler, dem es bey dem Spiele mehr um Gewinn als eine Unterhaltung zu thun ist, wird anders mit demselben beschäftigt seyn, als derjenige, der spielt, um zu spielen, und Gewinn und Verlust nur so weit in Anschlag bringt, als dadurch die Aufmerksamkeit auf das Spiel erhalten wird. Wenn

jener nur mit Hoffnung und Furcht an den jetzt eben bevorstehenden Gewinn oder Verlust denkt, und nur deshalb den bisherigen Gang des Spiels zu übersehen sucht; so wird dieser in demselben die verschiedenen Wendungen, welche das Spiel bis jetzt genommen, nur als solche betrachten. Jener wird mit seinen Gedanken bloß bey dem jetzt Gegenwärtigen oder unmittelbar Vorhergegangenen verweilen, um daraus auf den bevorstehenden Gewinn und Verlust zu schließen, indeß dieser nur das Spiel als Spiel, oder als eine Reihe von Ereignissen betrachtet, die wenigstens zum Theil als ein Werk des Zufalls anzusehen sind, und nur in so fern auf den Gewinn und Verlust achtet, als ohne Gewinn und Verlust keiner bey dem Spiele thätig seyn könnte. Denn dieses ist einmal die Natur der Seele, daß sie, um das Vergnügen, welches das vernünftige Handeln, oder Handeln, das einem vorgesetzten Zwecke gemäß ist, gewährt, zu genießen, sich etwas anders als eben den Genuß dieses Vergnügens zum Zweck machen, und dabey jenen Zweck ganz vergessen muß.

Eben so wie die Richtung, in welcher ein Körper, der von einer zusammengesetzten Kraft getrieben wird, sich bewegt, nach Verschiedenheit des Verhältnisses, in welchem die einfachen Kräfte, aus welchen sie zusammengesetzt ist,

stehen, verschieden ist; eben so wird auch die Aufmerksamkeit, die durch ein mehrfaches Interesse auf eine Sache gezogen wird, je nachdem die Bestandtheile desselben zu einander in einem verschiedenen Verhältnisse stehen, verschiedentlich darauf gerichtet seyn.

Ich halte mich hier an den einfachsten Fall und setze voraus, daß das zusammengesetzte Interesse an einer Sache nur zwey Bestandtheile habe, oder nur als ein gedoppeltes, nicht etwa als ein drey- oder mehrfaches Interesse zu betrachten sey. Denn alles, was sich von jenem einfachern Falle findet, wird sich leicht auf die zusammengesetztern Fälle ausdehnen lassen. Also wo wir ein zweifaches Interesse an einer Sache haben, ist das eine dem andern entweder untergeordnet, oder beyde sind von einander unabhängig, oder endlich sie sind gegenseitig von einander abhängig. Das erste ist da der Fall, wo in einem Interesse A ein anderes B seinen Grund hat; das zweyte wo keines in dem andern gegründet ist, und das dritte, wo das Interesse A das Interesse B, und dieses jenes nach sich ziehen würde, wenn es früher vorhanden wäre. Das Interesse der Lust, das eine vernünftige Thätigkeit begleitet, und das Interesse des Vorsatzes sind gegenseitig von einander bey einer Sache abhängig, mit der wir des einen sowohl als des andern Interesses

wegen beschäftigt sind, wenn gleich entweder jenes oder dieses uns zuerst in Thätigkeit gesetzt hat. Eine Arbeit, die wir zu einem ganz andern Zwecke, als des Vergnügens wegen, das wir etwa hinterher an ihr finden, unternommen haben, lassen wir eben dieses Vergnügens wegen uns um so angelegener seyn. Wir würden jenes Vergnügens wegen jenen Zweck selbst beabsichtigen, weil wir dieses Vergnügen auf keinem andern Wege, als wo wir jenem Zwecke nachgehen, finden können.

Nehmen wir ein Interesse des Vorsatzes an einem Gegenstande, so wird dieses Interesse sich allem mittheilen, was unserm Zwecke uns näher zu bringen scheint. Wir werden deshalb von A zu B, von B zu C u. s. f. fortgehen, so lange wir bey jedem Schritte nur noch A hinlänglich im Auge behalten. Sobald wir hingegen diese Beziehung aus den Augen verlieren, wird das Hauptinteresse des Vorsatzes, dessen Gegenstand A ist, selbst geschwächt. Je länger die Reihe von Gegenständen wird, um so mehr wird jenes Interesse an A selbst geschwächt. Denn bey jedem Schritte in dieser Reihe ist man genöthigt, mehr an den zunächst vorhergehenden als an den Punkt zu denken, an dem die ganze Reihe von Handlungen hängt, vorausgesetzt, daß diese Handlungen uns nicht insgesammt in einem höhern Grade geläufig

sind. Der erste Gegenstand wird uns vollends aus dem Gesichte gerückt werden, wenn wir in dieser Reihe auf einen Gegenstand stoßen, der für uns ein stärkeres Interesse hat als jener Gegenstand selbst. Hierbey ist es denn gleichviel, ob dieser Gegenstand für uns ein Interesse des Vorsatzes oder der Lust, oder ein aus beyden zusammengesetztes hat. Eben deshalb kommen wir so oft von unserm Gegenstande ab, weil wir, indem wir ihn verfolgen, auf einen andern stoßen, der für uns ein stärkeres Interesse hat als jener, und von uns daher fester gehalten wird, als es um jenes Zwecks willen nöthig ist. Die Untersuchung einer Frage führt uns z. B. auf andere, deren Beantwortung nöthig ist, um jene beantworten zu können. Allein die letzte Frage braucht oft nicht in ihrem ganzen Umfange zum Behufe jener erörtert zu werden. Hat sie indeß für den Forscher ein größeres Interesse als die Hauptfrage, so verirrt er sich aus der Untersuchung dieser letzten in jene, und läßt die Hauptfrage ganz aus der Acht. Irre ich nicht, so giebt Lessings Biograph dieses irgendwo als den Grund an, warum jener so manches angefangene Werk unvollendet ließ. Ihm schien die Untersuchung mehr zu gelten als der untersuchte Gegenstand. Wo jene ihren Gegenstand fand, ließ er das Werk liegen, durch welches er auf diesen Gegenstand geführt war. Ich kann es hier dahin gestellt seyn lassen, ob mehr das Interesse des

Vorsatzes oder der Lust, die ganz in der Untersuchung als Untersuchung ihre Nahrung fand, hiervon die Ursach war. So viel scheint indeß klar zu seyn, daß ein Interesse des Vorsatzes, eben indem wir diesen Vorsatz verfolgen, uns um so leichter aus den Augen gerückt wird, je näher der Gegenstand, auf den es uns geführt hat, mit dem Grunde zusammenhängt, aus welchem jener Vorsatz geflossen ist. Hat das Interesse des Vorsatzes bey der Untersuchung einer Wahrheit seinen Grund in dem Interesse der Lust, den wir der Thätigkeit unserer Kräfte, welche durch die Untersuchung in Bewegung gesetzt werden, verdanken; so werden wir die Untersuchung leicht verlassen, wenn wir durch den Verfolg derselben auf einen andern Gegenstand kommen, der diese Lust in einem höhern Grade verspricht. Wir werden ihn weiter verfolgen, als es des Hauptgegenstandes der Untersuchung wegen nöthig wäre.

Eben dasselbe wird der Fall seyn, wenn ein Interesse des Vorsatzes, welches man verfolgt, in einem andern Interesse des Vorsatzes gegründet ist, und man dadurch auf einen Gegenstand geführt wird, der diesem letzten Interesse noch mehr zuzusagen scheint. Eben deshalb verläßt der Projektmacher, indem er auf die Ausführung eines Projekts sinnt, so leicht seinen vielleicht bald ausgeführten Plan, wenn ein ande-

rer, der sich aus seinem gegenwärtigen entspinnt, seiner Ehrsucht oder Gewinnsucht eine vollere Befriedigung verspricht. Darüber macht er denn ein Projekt über das andere und führt so gut als keines aus.

Ich sagte vorhin, daß unsere Aufmerksamkeit von einer Sache A ganz abgezogen werde, wenn wir durch sie auf eine andere B geführt werden, die für uns ein stärkeres Interesse hat. Ist diesem so; so ist wenigstens die allgemeine Regel leicht gefunden, nach welcher das Interesse von einer Sache auf eine andere abgeleitet werden kann, wenn gleich noch andere Regeln nöthig seyn mögten, um die Anwendung jener zu leiten. Denn es liegt gleich am Tage, daß man, um so jemandes Aufmerksamkeit von A abzulenken, ihr einen andern Gegenstand vorführen darf, der ein stärkeres Interesse für ihn hat.

Allein in jener Behauptung scheint ein Widerspruch zu liegen. Hat nämlich B für mich ein stärkeres Interesse als A, von dem meine Aufmerksamkeit abgezogen werden soll; so scheint es, wird meine Aufmerksamkeit von selbst schon auf B gerichtet seyn, und nicht auf A. Wie ist es also möglich, daß sie von diesem erst abgezogen werden soll?

Dieser anscheinende Widerspruch ist leicht gehoben, wenn man zwischen dem Interesse, welches eine Sache im Allgemeinen, und dem Interesse welches sie unter bestimmten Umständen für uns hat, unterscheidet. Mein Freund hat für mich ein größeres Interesse als ein Anderer, mit dem ich jetzt ein unbedeutendes Geschäft zu verhandeln habe. Allein dennoch werde ich jetzt jenen aus den Augen verlieren, und meine Aufmerksamkeit ganz auf diesen und das mit ihm abzumachende Geschäft richten, wenn ich dieses auch unter andern Umständen meinem Freunde willig aufopfern, oder seinetwegen ganz vergessen würde. Denn, gesetzt ich würde von meinem Freunde, wenn ich ihn vielleicht in mehrern Jahren nicht gesehen hatte, überrascht, indem ich gerade in jenem Geschäfte begriffen wäre; so wäre wohl nichts natürlicher, als daß meine Aufmerksamkeit jetzt ganz auf ihn hin, und von jenem Geschäfte weggezogen würde. Ich würde über ihn auch wohl einen anwesenden theurern Freund, den ich aber jeden Tag zu sehen Gelegenheit hätte, aus der Acht lassen.

Ein anderes also ist das Interesse, das ein Gegenstand für mich im Allgemeinen, und ein anderes, welches er für mich unter diesen oder jenen individuellen Umständen hat. Das erste will ich das absolute, und das zweyte das

bedingte Interesse nennen. Von jenem nur, und nicht von diesem, kann die Rede seyn, wenn die Aufmerksamkeit von einem Gegenstande A auf einen andern B, der ein stärkeres Interesse für mich hat, abgeleitet werden soll. Denn es fällt aus dem Gesagten in die Augen, daß wenn für mich gleich A im Allgemeinen ein schwächeres Interesse hat als B, es unter diesen oder jenen Umständen doch ein größeres bedingtes Interesse haben könne als B. Durch eben diese Umstände aber wird die Wirksamkeit des Interesse von dem letzten gehindert. Denn es verhält sich mit der Seele nicht anders als in der Körperwelt. Sie beharrt in dem Zustande, in welchem sie sich befindet, wenn nicht eine wirkende Ursach eine Veränderung herbeyführt. Ist einmal die Aufmerksamkeit von einem Gegenstande eingenommen; so wird sie nicht eher für einen andern empfänglich, als dieser sich ihrer durch einen stärkern sinnlichen Eindruck bemächtigt, oder durch jenen Gegenstand selbst ihr vorgeführt wird. Deshalb kann man sie von einem solchen Gegenstand kaum anders als auf die letzte Art abbringen. Denn starke sinnliche Eindrücke werden die Aufmerksamkeit zwar auf einen Augenblick von einem Gegenstande abziehen können, allein bey einem entschieden überwiegenden Interesse für denselben wird sie bald zu ihm zurückkehren.

Alles scheint also hier darauf anzukommen, daß man das bedingte Interesse, das ein Gegenstand A, von welchem jemandes Aufmerksamkeit abgezogen werden soll, haben mag, auf die vorhin beschriebene Art auf einen Gegenstand B, der ein stärkeres absolutes Interesse für ihn hat, ableitet. Da das absolute Interesse an B immer stärker seyn wird als das Interesse an A, wenn dieses ihm untergeordnet ist; so darf man dieses nur auf einen solchen Gegenstand leiten, wenn das anders möglich ist. Doch nicht jederzeit ist dieses nothwendig. Denn das Interesse an einem Gegenstande kann sich auch durch andere Gründe auflösen, wie sich aus den Folgenden ergeben wird.

XVII.

Anwendung des Vorhergehenden auf das Interesse des Vorsatzes insbesondere.

Soll jemand von einer Sache abgebracht werden, an welcher er aus einem Interesse des Vorsatzes hängt; so will man entweder ihn von der Ausführung eines gefaßten Vorsatzes abbringen; oder nur von der Vorstellung einer Sache abziehen. In dem ersten Falle wird sein Vorsatz immer eine Stärke haben, die ihn taub gegen alle Gegenvorstellungen, und wenn diese auch noch so laut gegen jenen Vorsatz redeten, machen würde, wenn man sie unmittelbar gegen ihn vorbringen wollte. Allein seinem Vorsatze wird noch ein anderer, wenn gleich nicht so deutlich gedachter, Zweck zum Grunde liegen; er wird jenen nur auszuführen suchen, um

um diesen dadurch zu erreichen. Auf diesen seine Aufmerksamkeit zu leiten, wird leicht seyn; es wird ferner in vielen Fällen leicht seyn, ihn eben hierdurch von der Ausführung seines Vorsatzes auf einige Zeit abzuhalten, oder wohl gar dahin zu bringen, daß er sie freywillig auf einige Zeit hinaus verschiebt, wenn auch aus keinem andern Grunde, als um seinen Zweck um so sicherer zu erreichen. Mittlerweile kann indeß die Vernunft in ihre Rechte wieder eintreten, der Mensch das Thörichte seines Vorsatzes einsehen und ihn aufgeben, weil er zu der Einsicht gekommen, daß er durch die Ausführung desselben seinem eigenen Zwecke entgegen handeln würde. So wurde Moliere der Retter einer ganzen Gesellschaft, indem er sie abhielt, einer tollen Aufwallung eines Aufsehn machen wollenden Ehrgeitzes ihr Leben aufzuopfern.

In dieser Gesellschaft, welche bey ihm zu Abend speisete, war nämlich, als aller sich schon der Wein in einem hohen Grade bemächtigt hatte, die Rede auf die Mühseligkeiten des Lebens gekommen. Man fand einen frühen Tod wünschenswerth, und fand es schön, mit seinem Freunde Hand in Hand zu sterben. Der Enthusiasmus ergriff bald alle, und alle wollten sich aufmachen, in dem nahe vorbey fließenden Flusse ihr Leben mit einander zu endigen.

Moliere der seiner Kränklichkeit wegen sich früh aus der Gesellschaft entfernt und schon zu Bett gelegt hatte, wurde zum Glück noch früh genug geweckt. Hätte er seine Gäste geradezu von ihren Vorhaben abbringen wollen; so wäre wohl nichts gewisser gewesen, als daß er seinen Zweck verfehlt hätte. Einem so feinen Menschenkenner, wie ihm, konnte dieses nicht entgehen. Was that er also? Er preiset ihr Vorhaben als ruhmwürdig; macht ihnen dann freundschaftliche Vorwürfe, daß sie ihn nicht daran haben wollen Theil nehmen lassen, und schlägt ihnen darauf vor, die Ausführung ihres gemeinschaftlichen Vorsatzes bis zum hellen Tage zu verschieben, damit eine so edle Handlung ja nichts von ihrem Glanze verlöre, und von allen Mißdeutungen frey bleibe. Das war ihnen einleuchtend, die Sache wurde also verschoben, und der Rausch darüber ausgeschlafen *).

*) So wird die Sache in den Lebensbeschreibungen von Moliere, welche sich bey den meisten Ausgaben seiner Werke befindet, erzählt; und so erzählt sie auch Cailhava (Etudes sur Moliere S. 248.). Daß nur die tolle Sucht, Aufsehn zu machen, ihnen den Gedanken, ihr Leben in dem Flusse zu endigen, gegeben hatte, geht schon aus der Erzählung hervor, wenn es gleich mit keinem Worte ausdrücklich erwähnt wird. Voltaire scheint dieser Erzählung in seiner Lebensbeschreibung von Moliere, die sich auch vor der letzten Ausgabe von Moliere's

Der unsinnige Vorsatz sich zu ertränken, war aus einer Eingebung des Ehrgeitzes entstanden, durch diesen Ehrgeitz selbst wurde seine Aus-

Werken (Paris l'an VII.) befindet, zu widersprechen. Denn er erzählt den Vorfall nicht und sagt, er habe nicht nur alle Erzählungen, womit man sich über Chapelle und seine Freunde herumtrage (Contes populaires touchant Chapelle et ses amis), ausgelassen, sondern halte sich auch für verpflichtet, sie für falsch zu erklären. Chapelle, muß man nämlich wissen, war von der Gesellschaft (On connoit aussi l'anecdote, sagt Cailhava a. a. O. de ce fameux soupé, que firent a Autevil chez Moliere, Lully, La Fontaine, Mignard, Chapelle etc.), und hatte wahrscheinlich zuerst jenen tollen Einfall gehabt. Wenigstens läßt Cailhava's Erzählung dieses vermuthen. Denn nachdem er jenen Vorfall auf die vorige Art erzählt hat, setzt er hinzu: Mais tout le monde ne sait pas, que Moliere fut réveillé par Baron, et que son mentor l'en recompensa en lui faisant sentir a quel point la dèbauche et la passion du vin son indignes d'un homme. Il saisit aussi cette occasion, pour l'exhorter à ne pas imiter Chapelle etc. — Voltaire scheint also diesen Vorfall für erdichtet zu halten; allein aus welchem Grunde? — Le feu duc de Sully, sagt er, le dernier prince de Vendôme, l'abbé de Chaulieu, qui avaient beaucoup vécu avec Chapelle, m'ont assuré, que toutes ces historiettes ne

führung verschoben, und eben daher so lange die Aufmerksamkeit davon abgezogen, bis die Vernunft in ihr Recht gegen sie eingesetzt war.

Geht ein Mensch damit um, eine wirklich erlittene oder vermeinte Beleidigung auf eine gewisse Art zu rächen; so mögten gleichfalls alle Vorstellungen, die ihn von seinem Vorsatze unmittelbar abbringen sollten, vergebens verschwendet seyn. Wenn man aber auf seinen eigentlichen Zweck, den er bey seinem Vorsatze, sich zu rächen, hätte, zurückginge; so würde man seine Aufmerksamkeit leicht von seinem Vorsatze, gerade diese oder jene Rache zu nehmen, abziehen und dadurch ihn wohl davon ganz zurückbringen können. Wer sich rächt, will in der Rache seine Ueberlegenheit über seinen Feind fühlen und diesen sie empfinden lassen. Gesetzt man brächte ihn zu der Einsicht, daß er durch die Rache, die er nehmen will, anstatt seinen Feind zu kränken, ihm vielleicht einen Triumph bereiten würde; so würde er gewiß von dem Gedanken, jene Rache zu nehmen, abstehen. Aber wie soll man ihn zu jener Einsicht bringen? — Vielleicht

meritaient aucune creance. Zu geschweigen, daß Chapelle selbst wohl dergleichen Dinge nicht Wort haben wollte, so war es wohl nichts weiter als Schonung gegen einen Freund, was sie bestimmten, diese Erzählung insgesammt für falsch zu erklären.

am leichtesten dadurch, daß man ihm eine andere Art, sich zu rächen, vorschlägt, eine solche nämlich, durch welche er seinen Feind seine Uebermacht ganz würde fühlen lassen. Hierdurch wären seine Gedanken vorerst von seinem ersten Vorsatze entfernt. Wäre sein zweyter Vorsatz nun von der Art, daß die Unausführbarkeit desselben sich leicht offenbarte, so würde er eben so gut als der erste aufgegeben, und eben daher vielleicht kein dritter eben der Art wieder entstehen.

Soll jemand bloß von der Vorstellung einer Sache, an welcher er mit einem Interesse des Vorsatzes hängt, abgezogen werden; so ist, wenigstens in vielen Fällen, die Sache schwieriger.

Doch hier muß ich vorher bemerken, daß wir ein Interesse des Vorsatzes haben, wo wir für etwas hoffen oder fürchten, gesetzt auch, daß wir nichts dafür oder dawider zu thun im Stande sind. Ein solches Interesse des Vorsatzes will ich ein vergebliches nennen. Wo wir es an einer Sache nehmen, sind wir nicht sofort von unserm Unvermögen, sie herbeyzuführen oder zu entfernen, überzeugt; sondern unsere Aufmerksamkeit hängt an der Sache, um die Mittel für das eine oder andere aufzufinden, bis hierdurch das Interesse an jeder andern Sache unterdrückt ist. Haben wir

z. B. die traurige Gewißheit, daß unser Freund in einer Gefahr umgekommen ist; so sind wir begierig zu wissen, wie er umgekommen ist, gleich als könnten wir noch zu seiner Rettung herbeyeilen. Daß dieses nicht aus dem natürlichen Interesse der Wißbegierde allein rühre, sieht man schon daraus, daß wir, wenn eine uns gleichgültigere Person derselbe Unfall getroffen hätte, weniger darum bekümmert seyn würden, das Wie und Warum bey demselben zu wissen. Daß nicht allein der Wunsch von allem, was unsern Freund betrifft, unterrichtet zu seyn, unsere Wißbegierde erregt; sondern daß wir vornehmlich, weil wir uns im Geheim schmeicheln, etwas für ihn thun zu können, den geringsten Umstand zu wissen, begierig macht; sieht man daraus, daß unsere Wißbegierde mehr rege ist, wenn das Unglück, wenn es zu unserer Wissenschaft kommt, sich erst neuerdings, als wenn es sich schon vorlängst zugetragen hat, und eben so auch sie mehr sich regt, wenn es sich in unserer Nähe, als wenn es sich von uns entfernt ereignet hat. Und das ist auch begreiflich. Denn bey längst geschehenen Dingen bescheiden wir uns leicht, daß wir nicht vermögend sind, sie ungeschehen zu machen; und so auch sehen wir sogleich ein, daß wenn wir zu weit davon entfernt sind, unsere Hülfe zu spät kommen würde.

Eben dieser Umstand aber, daß der Mensch bey allen Ereignissen, an welchen er einen nähern Antheil nimmt, nach dem Wie und Warum zu fragen, sich getrieben fühlt, macht es, wie aus dem Vorhergehenden (S. 163. u. f.) erhellet, leicht, die Aufmerksamkeit desjenigen, der aus einem Interesse des Vorsatzes an einem Gegenstande hängt, von demselben abzuziehen. Denn es können doch nur solche Sachen seyn, in Ansehung deren nichts zu ändern ist, die aber der Gedanken eines Menschen sich anfänglich bemächtigt haben, weil er dieses nicht einsahe, und von welchen er sie weiterhin nicht abziehen kann, weil das Interesse an jeder andern Sache dadurch zu sehr geschwächt ist. Sieht der Mensch sich einmal überführt, daß in einer Sache, die seiner ganzen Seele sich bemächtigt hat, nichts zu ändern steht, daß mithin alles, was er deshalb unternehmen mögte, vergebens von ihm unternommen seyn würde; so verschwindet das Interesse des Vorsatzes. Denn dieses hört auf, wo der Zweck, auf den es geht, entweder erreicht ist, oder man sich überführt sieht, daß er nicht erreicht werden kann. Denn kein Mensch strebt nach etwas, was er für unmöglich hält, und keiner nach etwas, in dessen Besitz er sich zu befinden glaubt. Keiner wird daher seine Gedanken aus einem Interesse des Vorsatzes auf eine Sache richten, wenn bey ihm die Ueberzeugung, daß alles Streben nach derselben vergeblich seyn

würde, oder daß er sich schon an seinem Ziele befinde, schon bey ihm Eingang gefunden hat; wenn er gleich in dem letzten Falle, wo er nämlich seinen Zweck erreicht hat, bey dem Gedanken hieran gern aus einem Interesse der Lust verweilen wird.

Aus dem Bisherigen ergiebt sich leicht, wie der Mensch, eben dadurch, daß bey allen Dingen, die für ihn ein Interesse des Vorsatzes haben, nach dem Wie und Warum zu fragen, geneigt ist, von einer Sache abgebracht werden kann, an welcher er nur aus einem vergeblichen Interesse des Vorsatzes hängt. Denn wo wir das Wie und Warum bey einer Sache zu wissen verlangen, ist uns an jedem Umstande bey derselben gelegen, weil dieser uns vielleicht zu Aufschlüssen über dieselbe führen könnte. Eben dadurch ist es einem andern möglich, unsere Aufmerksamkeit auf die einzelnen Umstände bey der Sache zu ziehen. Die Vorstellung des Ganzen wird dadurch zergliedert. Indem die Seele aber einzelne Umstände bey einer Sache mit der größtmöglichen Klarheit auffassen will, wird sie genöthigt, von dem Ganzen, als Ganzen sich zu entfernen. Hierdurch aber wird die Seele gewöhnt, die Vorstellung des Ganzen allmählich immer mehr aus den Augen zu verlieren, und das Interesse wird von selbst dadurch geschwächt. Was aber noch mehr ist; so wird,

indem wir auf diesem Wege zu der Einsicht von dem Zusammenhange der Sache gelangen, allmählich unsere Ueberzeugung von ihrer Wirklichkeit und von unserm Unvermögen bey ihr etwas zu thun befestigt. Wir bescheiden uns alsdann leicht, daß wir ganz vergeblich mit unsern Gedanken an ihr hängen würden, und wenn nicht ein anderweitiges Interesse der Lust sie an sich zieht, wird die Seele gleichsam wieder für andere Gegenstände geöffnet.

XVIII.

Wie die Aufmerksamkeit von einem Gegenstande, an welchem sie aus einem Interesse der Lust hängt, abzubringen sey.

Hat eines Menschen sich eine Vorstellung durch ein Interesse der Lust bemächtigt; so mögte es schwer, wenn nicht gar unmöglich seyn, ihn auf die vorhin beschriebene Art davon abzubringen. Denn alsdann mögte der Gegenstand wohl nicht zu finden seyn, der ein grösseres Interesse für ihn hätte, als die Sache, von deren Vorstellung man ihn abziehen will. Denn aus keinem andern Grunde hängt er so fest an ihr, als weil er in der Vorstellung derselben sich über alles wohl gefällt. Man hat daher schon längst bemerkt, daß die Narren, die in ihrem Wahnsinn sich glücklich fühlen, schwerer zu heilen sind, als andere, und daß ein uner-

wartetes Glück mehrere Menschen um den Verstand gebracht, als die härtesten Schläge des Schicksals *).

Kann daher auch ein Mensch, dessen sich eine Idee, an welcher er aus einem Interesse der Lust hängt, nicht auf die vorhin beschriebene Art, dadurch nämlich, daß man das Interesse, das sie für ihn hat, auf eine andere ableitet, von derselben abgebracht werden; so giebt es doch eine andere Art, welche ihres Zweckes wohl nicht leicht verfehlt. Anstatt mit einer allgemeinen Beschreibung derselben anzufangen, will ich mich vorerst lieber an einen einzelnen Fall halten, der in Herrn Wagners Beyträgen **) erzählt wird.

„In dem W**r Irrenhause," heißt es daselbst: „befand sich vor einigen Jahren ein Mahler, welcher sich einbildete, Fürst von Schw**g zu seyn. Man wollte ihn durch Hunger von dieser Einbildung zurückbringen, allein das Mittel blieb ohne Erfolg. Endlich bemerkt einer der Aerzte, daß er sich bisweilen mit Zeichnen und Mahlen beschäftigte, und versprach ihm die Entlassung aus dem Irrenhause, wenn er alle daselbst befindliche Narren abmahlen wür-

*) Arnold über den Wahnsinn 2 Th. S. 242. der deutschen Uebersetzung.

**) Thl. 1. S. 282.

„de. Mit Freuden begann der Kranke die Ar„beit, und wurde, ehe sie noch vollendet war, voll„kommen hergestellt.“ — Die fixirte Idee, setzt der Erzähler hinzu, sey vermuthlich durch die neuen Vorstellungen, welche jene Beschäftigung veranlaßt habe und die angestrengte Aufmerksamkeit auf einzelne Gegenstände verdunkelt, die thätige Einbildungskraft habe neue Nahrung und eine bestimmtere Richtung erhalten (eigentlich hatte sie wohl ihre vorige Richtung verloren), und der Mann habe darüber seine fürstliche Würde vergessen.

Allerdings wurde er dadurch von seiner vorigen Vorstellung abgebracht; allein wodurch zog der Arzt seine Aufmerksamkeit auf andere Gegenstände? Durch nichts anders, als dadurch, daß er bey ihm ein Interesse des Vorsatzes erregte, das für lange Zeit stärker war als das Interesse der Lust, das seine vermeinte fürstliche Würde für ihn hatte. So schmeichelhaft der Gedanke an diese auch für den Mahler seyn mußte, so mußte doch der Wunsch, seine Freyheit wieder zu erhalten, noch stärker auf ihn wirken. Bey der Aussicht, zu dieser wieder zu gelangen, wenn er die ihm gemachte Bedingung erfüllte, war eben hierdurch ein Interesse des Vorsatzes erweckt, das die Wirksamkeit des andern unterdrückte. Wenn jenes Interesse des Vorsatzes, das den Mahler an seine Arbeit zog, sich gleich, sobald er damit fertig war, auflösen mußte (S. 199.);

so war es schon genug, ihn dadurch nur für eine gewisse Zeit von seiner Idee abzuziehen. Denn wenn wir zu einem Gegenstande, von dem unsere Aufmerksamkeit, nachdem sie lange an ihm gehangen, abgezogen ist, wieder zurückkommen, betrachten wir ihn selten genau eben so als das erste Mal. Denn bey einer neuen Betrachtung desselben werden uns andere Bestimmungen desselben in das Auge fallen, und das können natürlich dann leicht solche seyn, durch welche unser erstes Interesse an demselben geschwächt, oder gar aufgehoben wird. Eben dadurch, daß des Mahlers Aufmerksamkeit lange Zeit hindurch durch seine Arbeit von seinem Wahne und eben daher auch von der angenehmen Seite desselben abgehalten war, war es ihm jetzt vielleicht auch möglich die Umstände genauer zu beachten, die jenen seinen Wahn mit einem Male zerstören konnten und mußten, weil sie mit ihm nicht zu vereinigen waren. Vielleicht erinnerte sich der Mahler jetzt, indem er mit der Abbildung dieses oder jenes seiner Mitgefangenen beschäftigt war, Anderer, die er gleichfalls abgemahlt hatte, und die diesen ähnlicher waren. Denn das sind Erinnerungen, denen auch die ernsthafteste Beschäftigung Raum läßt. Bey jener Erinnerung wurde der Mahler auch wohl darauf geführt, daß er ehemals seine Kunst des Erwerbes wegen getrieben habe. War diese Idee wieder aufgeregt, so mußte

sein närrischer Wahn verschwinden. Ich habe mich schon in dem Vorhergehenden (1 Th. S. 101.) über die Hypothesen dieser Art erklärt, und konnte sie mir daher auch hier erlauben. Doch genau genommen, brauche ich sie hier nicht nothwendig. Denn wie wäre es, wenn der Narr, der doch nicht Tag und Nacht mahlen konnte, wenn er seine Arbeit weglegen mußte, anfänglich zu seiner Lieblingsidee öfter zurückgekehrt, aber eben hierdurch auf die vorhin (1 Th. S. 175. u. f.) beschriebene Art immer mehr und mehr gewöhnt wäre, sie weiter und weiter aus dem Auge zu verlieren? Denn ein stärkeres Interesse des Vorsatzes beschäftigte ihn anderweitig zu sehr, als daß er jedesmal lange an jener Idee hätte hängen können. Der Gedanke an seine Befreyung und die Arbeit, die ihn dazu führen sollte, mußte ihn bald davon abrufen. Je angelegentlicher er seine Freyheit wünschte, um so mehr mußte er seine übernommene Arbeit sich angelegen seyn lassen und um so genauer alles, was zu ihrem Behufe nöthig war, beachten. Mit Einem Worte, er wurde bey seiner Arbeit mit dem Gegenstande derselben ganz anders beschäftigt, als er bisher mit seinem närrischen Wahne beschäftigt gewesen war. An diesem hatte er sich bloß im Allgemeinen geweidet, ohne ihn irgend zergliedert zu haben. Er hatte seinen herrlichen Stand sich bloß im Ganzen gedacht, weil ihn

Zergliederungen und Erörterungen einzelner Umstände bald von seinem Wahne zurückgebracht haben würden. Durch die ihm aufgegebene Arbeit wurde er aber veranlaßt, die Bilder seines bisherigen Traums schärfer in das Auge zu nehmen, und dadurch denn von dem Ungrunde seiner närrischen Einbildung überzeugt. Einen Irrthum, von welchem wir zurückgekommen sind, verlieren wir bald ganz aus den Augen, und so verlosch denn bey dem eingebildeten Mahler die Vorstellung von seiner ehemaligen Fürstenwürde gänzlich.

Die zweyte Erklärung hat eben dieselbe Wahrscheinlichkeit als die erste, und ich würde anstehen, ob ich jene oder diese vorziehen sollte, wenn nicht die Ursachen, welche die eine und welche die andere Erklärung annimmt, vereinigt zu der Wiederherstellung des Mahlers gewirkt haben könnten. Und, die Sache genau betrachtet, mögte dieses der Fall seyn. Denn durch das stärkere Interesse des Vorsatzes war zwar des Mahlers Aufmerksamkeit von seinem Lieblingswahne abgezogen, allein immer noch mußte dieser ihn noch dann und wann auch unter seiner Arbeit anlocken. Das Interesse des Vorsatzes, das an diese ihn zog, nöthigte ihn, sich gewisse Gegenstände genau, und nicht bloß obenhin, von der einen oder der andern Seite zu betrachten. So war er bis jetzt gewohnt,

seine vermeinte fürstliche Würde anzusehen; denn diese hatte er nur von der Seite, wo sie seinem Ehrgeitz, Stolz oder welcher Leidenschaft es sonst seyn mögte, schmeichelte, im Auge gehabt, ohne dabey andere Umstände in Betracht zu ziehen, durch welche er sogleich von seinem Wahne hätte zurückgebracht werden müssen.

Es käme in dem Falle, wo jemand von einer Idee, an welcher er aus einem Interesse der Lust hängt, abgezogen werden soll, also nur darauf an, bey ihm ein Interesse des Vorsatzes zu erregen, das stark und anhaltend genug ist, für eine längere Zeit ihm jene Idee aus den Augen zu rücken, oder das wenigstens eine längere Zeit hindurch ihm nicht erlaubt, jener, seiner Lieblingsidee, nachzuhängen.

Ein solches Interesse des Vorsatzes bey ihm zu erregen ist wenigstens, wenn man ihn in seiner Gewalt hat, leicht. Denn alsdann kann man ihn leicht in solche Umstände setzen, in welchen sich aus den natürlichen Trieben, welche jedem Menschen beywohnen, ein solches Interesse des Vorsatzes entwickeln muß. So entwickelte sich aus dem Triebe nach Freyheit bey dem Mahler, wie ihm sein Arzt auf die vorbemeldete Art die Aussicht auf seine Entlassung aus dem Irrenhause gegeben hatte, das Interesse des Vorsatzes, mit welchem er sich seiner übernommenen Arbeit annahm.

Es versteht sich dabey, daß man mit der Lage, dem Charakter u. s. w. des Subjekts, dem geholfen werden soll, bekannt seyn müsse. Zu dieser Kenntniß gelangt man indeß leicht durch Beobachtung des Kranken, wie der Arzt des Mahlers, der ohne den Stand des Patienten zu kennen, bloß weil er ihn öfters hatte zeichnen und mahlen sehen, zu dem Rathe, der ihm so heilsam wurde, veranlaßt wurde. Daß diese Heilart nur da angebracht werden kann, wo der Kranke noch Seelenstärke genug hat, ein Interesse des Vorsatzes an irgend etwas zu nehmen, fällt von selbst in die Augen. Man würde z. B. vergebens auf diese Art, an der Heilung des vorhin (S. 178.) erwähnten jungen Menschen, der durch das Erstaunen über Robespierre's ihm so schmeichelhafte Aufmerksamkeit auf seinen Versuch in eine gänzliche Geistesohnmacht gefallen war, gearbeitet haben. Denn für einen solchen Menschen kann nichts ein Interesse des Vorsatzes haben.

XIX.

Ueber die Gewalt gewisser sinnlicher Eindrücke über die Aufmerksamkeit.

Es wäre an sich nicht unmöglich, daß der Mahler, dessen ich in dem Vorhergehenden erwähnte, schon dadurch von seinem Wahne zurückgebracht wäre, daß ihm durch die ihm aufgegebene Beschäftigung, der Gegenstand desselben aus den Augen gerückt wäre. Denn der Portraitmahler arbeitet nicht allein, indem er Hand an sein Werk legt, an demselben; sondern seine Einbildungskraft arbeitet seiner Hand vor, so daß, wenn er zu seinem Werke zurückkommt, die Hand das nur darstellen darf, was die Einbildungskraft schon entworfen hat. Wenigstens versichert mir dieses einer meiner Freunde, dessen Kunst, wenn sie schon nicht in dem größern Publikum bekannt ist, seiner Leidenschaft für diese Mahlerey gleich ist.

Gleichwohl wollte ich aus dieser Ursache die Heilung des obigen Mahlers allein nicht herleiten. Denn so stark auch das Interesse des Vorsatzes war, das ihn an seine Arbeit zog, so hatte doch wenigstens Anfangs, ehe seine Heilung schon merklich fortgerückt war, die Vorstellung von seinem eingebildeten Stande ein größeres absolutes Interesse. Daraus wird es wahrscheinlich, daß er mit seiner Arbeit anfänglich nicht weiter in Gedanken beschäftigt gewesen, als er damit beschäftigt seyn müssen, d. h. wo er sie wirklich unter den Händen gehabt, und daß jene Einbildung durch sie erst allmählich, auf die vorhin beschriebene Art, aus den Augen verdrängt sey. Dieses ist um so wahrscheinlicher, da der Mahler sich auch vorhin mit Mahlen beschäftigt, aber wohl nur so obenhin, wie ein großer Herr, der eine solche Beschäftigung aus bloßer Liebhaberey treibt.

Doch gesetzt, daß die ihm aufgegebene Arbeit ihn gleich von Anfang an ganz beschäftigt habe, so würde seine Heilung eben so erklärlich, als die Heilung andrer Wahnsinnigen, durch starke sinnliche Eindrücke. „Mit Erfolg,“ schreibt Richerz *), „hat man zuweilen (aber „oft auch ohne denselben) die Narren unters „Wasser, und zwar so lange es sich ohne Ge-

*) Muratori über die Einbildungskraft. 2 Th. S. 64.

„fahr ihres Lebens thun ließ, getaucht. Die „hierdurch verursachte Sensation muß freylich „sehr erschüttern, und auf das Gehirn einen „gewaltthätigen Eindruck machen. Wo ich „nicht irre, las ich in van Swieten Comment. „in Boerhave Aphorismos Tom. III., daß „ein Zufall zur Ausübung dieser Kur Gelegen„heit gab, da ein Rasender, den man auf ei„nem Wagen ins Tollhaus führen wollte, un„terwegs sich losriß und in ein nahes Wasser „sprang, aus welchem man ihn einige Zeit nach„her ganz vernünftig wieder hervorholte. — „Die Trunkenheit soll einer solchen Operation „auf der Stelle weichen.“ — Auf das Gehirn mag freylich ein solcher Fall in das Wasser eine gewaltthätige Wirkung hervorbringen. Allein was ist damit erklärt? Wir wissen doch nicht, wie von dem Zustande des Gehirns die Raserey des Menschen abhing, und wie dieser Zustand dadurch, daß er in das Wasser fällt, aufgehoben wird; und nach den Regeln der Logik müssen wir doch das eine wie das andere wissen, wenn jene Erklärung etwas gelten soll.

Folgende Erklärung, denke ich, ist viel natürlicher. Durch den starken sinnlichen Eindruck, den der Fall in das Wasser auf den Rasenden machte, wurden alle Vorstellungen, die seine Raserey unterhalten hatten, mit einem Male verdunkelt. Wie der Rasende aus dem

Wasser hervorgezogen, und wieder zu sich selbst gebracht war, — würde ich sagen, wenn er vorher bey sich selbst gewesen wäre, — waren alle Vorstellungen, welche seine Raserey unterhalten hatten, aus seiner Seele wie verdrängt. Die Sinne waren wenigstens auf einen Augenblick wieder in ihre Rechte eingesetzt; und mehr bedurfte es auch für sie nicht, um sich in dem Besitze zu behaupten, und so ihn vor einem Rückfall in seine vorige Raserey zu verwahren. Denn waren, wenn nur auf einen Augenblick, alle Bilder und Gedanken, welche seine Raserey nährten, aus seiner Seele entfernt; so waren die Sinne den äußern Eindrücken der Gegenstände offen. Der Mensch sah und hörte, wie jeder bey dem vollen Gebrauche seiner Sinne hört und sieht. Dadurch gewannen denn die Vorstellungen von den Gegenständen, welche seinen Sinnen gegenwärtig waren, eine Stärke und Lebhaftigkeit, welche die Vorstellungen, die vorher seine Tollheit unterhalten hatten, völlig unterdrückten. Die folgenden Gegenstände, welche auf seine Sinne wirkten, wurden eben so beachtet, wenn nicht ein Interesse des Vorsatzes oder der Lust seine Aufmerksamkeit anders wohin lenkte.

Doch vielleicht wirkte hier noch eine andere Ursach mit. In der Raserey ist die ganze Seele gleichsam im Aufruhr. Alle Veränderungen

derselben erfolgen auf die gewaltsamste Weise. Der Lauf der Vorstellungen ist so wild, als die Begierden des Rasenden. Eben so wild gehen alle Veränderungen im Körper vor sich. Nach dem Gesetz, nach welchem Seele und Körper sich gegenseitig ihren Zustand mittheilen (1 Th. S. 313.), muß alles auch in ihm in Aufruhr seyn. Nichts ist begreiflicher, als daß dieser durch eine so plötzliche Veränderung, als der Fall in ein tieferes Wasser gestillt werden müßte. War aber dieser gestillt, so mußte nach dem obigen Gesetze auch in den gewaltsamen Seelenveränderungen ein Stillstand entstehen, der die Raserey unterbrechen mußte. Allein ich bleibe bey der Ursach, die die erste Erklärung annimmt, da alles auch ohne die Mitwirkung der hier angegebenen Ursach begreiflich ist.

Bedarf dieses noch einer anderweitigen Erläuterung; so nehme man einen Menschen, der, indem er eben in tiefem Nachdenken begriffen wäre, das Unglück hätte in das Wasser zu fallen. In seiner Vertiefung sahe und hörte er gewiß nicht besser, als der Rasende sahe und hörte, d. h. ohne von dem Gehörten und Gesehenen klare Vorstellungen zu erhalten. Bey seinem Falle in das Wasser würde ihn gewiß seine ganze Meditation verlassen haben. In den ersten Augenblicken, wo er sich eben von seinem Unfalle erholt hätte, würde er sich gewiß

auch nicht an seine Meditation wieder erinnern können, sondern diese würde ihm vielmehr als ein dunkler Traum entwischt seyn, und nur mit Mühe und Anstrengung würde es ihm möglich seyn, darauf wieder zurück zu kommen. Dagegen würde er jetzt klar und deutlich sehen und hören.

Richerz setzt zwar hinzu, daß die Trunkenheit eben der Operation, die mit Erfolg gegen die Raserey gebraucht werde, auf der Stelle weiche, und ich kann dieses um so weniger in Abrede stellen, da ich von einem glaubhaften Manne weiß, daß ein längst verstorbener General ein ähnliches Mittel nie ohne Erfolg brauchte. Dieser nämlich ließ sich, wenn er zur Unzeit, d. i. wenn er eben seinen Verstand nicht entbehren konnte, zu viel getrunken hatte, unter eine Pumpe stellen, und vermittelst derselben jenes Mittel am Kopfe anwenden; und gleich war der Rausch verschwunden. Allein wäre es zu verwundern, wenn der Wein, der durch Erhitzung auf den Körper und durch diesen auf die Seele wirkt, seine Wirkung verlöre, wenn der Körper so gewaltsam abgekühlt wird, als er vorher erhitzt war? Hieraus erhellet, dünkt mich, daß von dem einen, von der Wirkung des Wassers auf den Berauschten, auf das andere, seine Wirkung auf den Rasenden, wohl nicht zu schließen ist.

Noch mehr. Ein Rasender kam, wie van Swieten *) erzählt, den Augenblick zu seiner völligen Vernunft, als das nächste Haus brannte, und er das Wehklagen der durch die Straße laufenden Menschen hörte. Entweder war es der Schreck oder andere Gemüthsbewegungen, denen er seine Wiederherstellung dadurch verdankte, daß mit Einem Male seine Aufmerksamkeit von den Vorstellungen, die seine Raserey unterhielten, abgezogen wurde; oder es war der starke sinnliche Eindruck selbst, den das Feuer auf ihn machte. Wäre auch das erste und nicht das letzte; so würde es schon begreiflich seyn, wie auch starke sinnliche Eindrücke von äußern Gegenständen dieselbe Wirkung hervorbringen können. Denn sie reißen eben so als zu starke Gemüthsbewegungen unsere Aufmerksamkeit von den Gegenständen weg, an welchen sie gerade hängen mag.

Ein sinnlicher Eindruck ist vielleicht zu schwach, alle Vorstellungen, welche jetzt der Seele vorschweben mögen, zu verdunkeln; und doch kann es seyn, daß eine Reihe solcher Eindrücke jene Wirkung hat. Ein Wahnsinniger wurde, wie van Swieten ver-

*) Commentar. in Boerhave Aphorismos Tom. II. p. 334.

sichert *), dadurch geheilt, daß man in das Zimmer, in welchem er gelegen, ein kupfernes Becken setzte, und in dasselbe von der Decke des Zimmers tropfenweise Wasser fallen ließ. Der sanfte Klang des Tropfenfalls erregte Anfangs des Kranken Aufmerksamkeit, und brachte ihn bald in einen sanften Schlaf, von dem er vernünftig erwachte. — Der immer gleichförmige wiederkehrende Schall regte seine Aufmerksamkeit auf, aber beschäftigte sie nicht hinlänglich. Das letzte führte hier, wie überall, den Schlaf herbey, und das erste verhinderte, daß ihn sein Wahn nicht in denselben begleiten konnte. Bey dem Erwachen aus demselben mußte jener Wahn um so sicherer entfernt seyn, da in dem Schlafe auch seine Sinne gestärkt waren.

Noch auf eine andere Art können sinnliche Eindrücke, wenn sie gleich an sich nicht so stark sind, alle Vorstellungen, die jetzt in der Seele seyn mögen, verdunkeln, und die Aufmerksamkeit von einer Sache, mit der sie sehr beschäftigt ist, abziehen. Wenn nämlich mit so einem sinnlichen Eindrucke die Vorstellung eines Gegenstandes vergesellschaftet ist, der entweder ein stärkeres Interesse für mich hat, als die Sache, mit welcher ich jetzt beschäftigt bin, oder der doch ein Interesse hat, welches unter den Umständen, in welchen ich mich jetzt befinde,

*) a. a. O.

leicht wirksam werden kann; so wird meine Aufmerksamkeit von dem Gegenstande, der sie bis jetzt beschäftigte, entfernt werden.

Junker Western, ein leidenschaftlicher Jäger, verfolgt seine Tochter, die durch ihre Flucht Sicherheit vor einer Heirath, zu der er sie aus einem Uebermaß väterlicher Liebe zwingen wollte, hatte suchen müssen. Am dritten oder vierten Tage seiner Reise, als er ungefähr zwey (englische) Meilen auf der Worcester Landstraße fortgeritten war, hört er mit einem Male Jagdhunde in seiner Nähe anschlagen, und sieht neben sich eine Jagd. Der Zweck seiner Reise ist in einem Nu vergessen. Denn er nimmt nicht allein Theil an der Jagd, sondern begleitet den Jäger, der wie er, ein Landjunker war, auf sein Gut, und würde noch den folgenden Tag mit ihm auf die Jagd gegangen seyn, wenn er nicht von seinen Begleitern und seinem Wirthe selbst, und mit vieler Mühe, von seinem Vorhaben abgebracht, und von jenen, weil es doch jetzt zu spät seyn würde, seine Tochter einzuholen, zur Rückreise bestimmt wäre *). — Die Sache scheint wirklich unglaublich **). Denn Western liebte in der

*) Geschichte des Thomas Jones Buch XII. Kap. 2.

**) Das schlimmste hierbey ist noch, daß die Geschichte des Thomas Jones, aus welcher dieser

That seine Tochter über alles, und sie wieder zu finden, mußte er daher mehr als alles andere wünschen. Und doch war es unter den Umständen, welche in der angeführten Geschichte beygebracht werden, ganz natürlich. Western nämlich war, ehe er die Worcester Landstraße eingeschlagen war, auf einen Scheideweg gekommen, und hatte mit seinen Begleitern, um mit Fielding, dem Verfasser der angezogenen Geschichte, zu reden, einen kurzen Kriegsrath gehalten, ob er die Worcester Heerstraße oder den andern Weg einschlagen sollte. Hierzu kam noch, daß es gerade ein ganz herrlicher Morgen für die Jagd war, daß Western über diesen seine Betrachtungen, die in die bittersten Verwünschungen seines Schicksals ausliefen, anstellte, und eben die Schwere seines Schicksals in ihrem ganzen Gewicht fühlte, als, wie vorhin erwähnt, die Jagdhunde, wie Fielding, ganz in die Seele des Junkers, sagt, in einer kleinen Entfernung ihre melodischen Kehlen öffneten. Der sinnliche Eindruck davon mußte stark genug seyn, seiner Aufmerksamkeit sich zu bemächtigen, und weil mit ihm die Vor-

Vorfall entlehnt ist, nicht mehr und nicht weniger als ein Roman ist. Warum ich gleichwohl kein Bedenken getragen, mich hier an sie, gleich als wenn sie nichts als die ausgemachteste historische Wahrheit enthielte, zu halten, darüber werde ich mich weiter unten erklären.

stellung der Jagd mit allen ihren Annehmlichkeiten vergesellschaftet war, sie auf diese ganz hinziehen. Ein sinnlicher Eindruck für sich allein war nöthig, ihn, wenn auch nur für einen Augenblick, von seinem Vorhaben abzuziehen, und die mit ihm vergesellschaftete Vorstellung von der Jagd, ihn ganz von demselben abzuhalten. Diese mußte sich seiner um so leichter bemächtigen, da bey ihm das Interesse des Vorsatzes, seiner Tochter sich durch die Reise wieder zu versichern, durch zweyerley sehr geschwächt war. Einmal nämlich durch die Ungewißheit zu seinem Zwecke zu gelangen; denn kurz vorher hatte er, wie gesagt, noch Ueberlegungen angestellt, ob er diesen oder einen andern Weg einschlagen sollte: und dann zweytens durch die harten Entbehrungen, welche sie ihm auferlegte. Eben nun als diese ihm die bittersten Klagen über sein Schicksal auspreßten, hörte er in seiner Nähe die Hunde bellen, sahe die Jagd und mit ihr die herrlichste Gelegenheit, dasjenige zu genießen, dessen Entbehrung ihm so schmerzlich fiel: was Wunder also, daß er seinem Pferde flugs die Sporen gab, seine Tochter vergaß, und an der Jagd Theil nahm *)?

*) Ich habe zwar schon anderwärts (Naturl. der Seele S. 296. u. f.) im Vorbeygehen gesagt, inwiefern Dichtung dem Psychologen die Stelle der historischen

Dem Bisherigen nach, wird ein Interesse an B leicht durch ein anderes an A, und selbst

Wahrheit vertritt; allein hier, glaube ich, ist der rechte Ort, mich ausführlicher darüber zu erklären.

Es kann hier nur von solchen Dichtungen die Rede seyn, in welchen Menschen empfinden, denken und handeln. Hier fordern wir von dem Dichter, daß er seine Personen, ihrem Charakter, den Situationen, in welchen sie sich befinden, mit Einem Worte, den von ihm angenommenen Voraussetzungen gemäß, urtheilen, empfinden und handeln lasse; oder daß er sie uns so darstelle, wie wir sie finden würden, wenn wir sie unter den von ihm angenommenen Voraussetzungen beobachten könnten. Es versteht sich dabey von selbst, daß wir nicht jene Voraussetzungen selbst dürfen in Anspruch nehmen können, oder daß sie weder Unmöglichkeiten, noch Unwahrscheinlichkeiten, die uns nach einem weitern Wie und Warum fragen lassen, enthalten. Ist seine Dichtung so beschaffen; hat sie poetische Wahrheit, die hier psychologische ist: so leistet sie uns denselben Dienst als die historische Wahrheit. Ja was noch mehr ist, der Dichter giebt uns in neun Fällen unter zehnen einen Unterricht, den wir bey dem Geschichtschreiber vergebens suchen. Giebt dieser uns gleich die historische Wahrheit lauter und unverfälscht; so giebt er sie uns doch nicht vollständig. Denn er kann und darf nicht anders erzählen, als was er selbst gesehen und gehört, oder von glaubwürdigen Zeugen hat; und alles, was wir, in psychologischer Hinsicht, von ihm zu vernehmen wünschen, kann er in den wenigsten Fällen wissen.

gegen dasselbe wirksam gemacht, wenn mit B eine überwiegende Lust, mit A aber eine Unlust,

Der Dichter hingegen weiß alles, oder er muß seinen Gegenstand so darstellen, als wenn er alles wüßte. Er darf, wenn er Personen handeln läßt, keinen Umstand verschweigen, nach dem wir bey ihm fragen könnten; sondern alles, woran uns zu wissen gelegen ist, muß er darstellen oder uns aus dem, was wir dargestellt sehen, finden lassen. Wir müssen, mit Einem Worte, von der Handlung, welche der Dichter darstellt, durch ihn mehr wissen, als alle dabey interessirte Personen. Denn der Dichter soll die Handlung in ihrer ganzen Individualität darstellen, die keine wahre Erzählung erreichen kann, in einer Individualität, in welcher sie selbst die dabey interessirten Personen nicht kennen. Dadurch wird denn allem, was er uns erzählt oder sehen läßt, das Gepräge der psychologischen Wahrheit aufgedrückt, was der Geschichtschreiber, in vielen Fällen seiner Erzählung, eben weil er nicht alles weiß, nicht geben kann. Die unglaublichsten Dinge können historisch wahr seyn. Denn der Geschichtschreiber verschweigt vielleicht einen Umstand, ohne welchen der ganze von ihm erzählte Vorgang unglaublich scheint; der Dichter darf das nicht, oder es ist um die Wahrheit seines Werks geschehen. Der Geschichtschreiber hätte uns, wenn er den Vorfall, der die Veranlassung zu diesen Betrachtungen gegeben, erzählt hätte, ihn vielleicht mit den wenigen Umständen erzählt, mit welchen er oben (S. 218.) mitgetheilt ist, und die übrigen nicht berichten können, weil er sie so wenig aus

welche jener entgegengesetzt ist, verbunden ist. Der Uebergang von der Wirksamkeit des letzten

eigner Erfahrung als von einem sichern Gewährsmanne wußte. Die Sache würde uns dann unglaublich seyn, wenn wir ihm nicht auf das Wort glauben: würde sie aber gleichwohl dadurch auch nur das geringste von ihrer historischen Wahrheit verlieren? Der Dichter stellt sie uns nicht allein mit den obigen Umständen dar: sondern wir erfahren von ihm auch, daß Western kurz vorher bey sich angestanden, ob er diesen oder einen andern Weg hätte einschlagen sollen; daß Western den Morgen ganz vortrefflich zur Jagd gefunden; daß er unter den Beschwerlichkeiten seiner Reise nichts schmerzlicher empfunden, als daß er ihrentwegen sich die leidenschaftlich geliebte Jagd versagen müsse; daß er endlich eben in Verwünschungen seines Schicksals begriffen war, als er die Jagdhunde anschlagen hörte und sich im Stande sahe, das mit Sehnsucht vermißte Vergnügen zu genießen. Und nun ist alles so natürlich, daß wir dem Dichter williger glauben als dem wahrhaftesten Geschichtschreiber. Dieses ist das Gepräge der Wahrheit, welches das Werk des Dichters an sich tragen muß, und es lehrreicher für den Psychologen macht, als, in den meisten Fällen, die beste Geschichte für ihn seyn kann. Es versteht sich, daß dieses nur von dem wahren Dichter, wie einem Fielding, Shakespear, Lessing, Wieland, kurz nur einem solchen gilt, der den Menschen in allen Beziehungen kennt, und den diese Kenntniß in seinen Schöpfungen leitet.

zu der Wirksamkeit des ersten wird vermittelst eines sinnlichen Eindrucks geschehen, wenn mit dem=

Allein woran erkennen wir das Gepräge der Wahrheit, womit er sein Werk ausstattet? — In der Seele eines jeden Menschen liegen unendlich viele unentwickelte Erfahrungs-Kenntnisse, wie auch unendlich viele unentwickelte Vernunft-Wahrheiten. Jene Erfahrungen sind aber, weil sie nicht sogleich entwickelt sind, der Seele nicht sofort entschwunden; sondern warten nur auf ihre Entwickelung bey Fällen, die denjenigen ähnlich sind, aus welchen wir sie zuerst geschöpft haben. Hierbey ist es gleichviel, ob jene Fälle historisch wahr, oder erdichtet sind. Die Dichtung, wenn sie anders Naturwahrheit hat, führt uns auf unsere, mehr oder minder entwickelte wirkliche Erfahrung zurück; wir finden sie mit ihr übereinstimmig, und erkennen in ihr unter den Voraussetzungen, von welchen der Dichter ausgeht, die historische Wahrheit; oder, daß alles, unter den angenommenen Voraussetzungen sich so, wie es dargestellt ist, nach den Gesetzen, die wir aus unsern Erfahrungen abstrahirt haben, hätte zutragen müssen, und entwickeln dabey, in den meisten Fällen, jene Erfahrungskenntnisse weiter. Die Wahrheit, welche in solchen Dichtungen von einem andern meistens nur empfunden wird, wird der Psychologe mehr oder minder nachzuweisen wissen. Denn eine deutliche Kenntniß der Gesetze, welche in jenen Dichtungen, wie abgedruckt sind, ist der Gegenstand seiner Wissenschaft.

demselben die Vorstellung von B vergesellschaftet, und er stark genug ist, die Aufmerksamkeit

Ich habe zu oft meine Behauptungen mit Stellen aus Dichtern belegt, als daß diese Anmerkung überflüssig seyn sollte.

So lang diese Anmerkung auch ist; so erlaube man mir zu ihr noch einen Zusatz. Ich redete vorhin (1 Th. S. 101 f.) gewissen Hypothesen das Wort, denjenigen nämlich, durch welche wir, um einzelne Thatsachen aus allgemeinen Gründen zu erklären, einzelne Umstände, welche nicht historisch gewiß sind, beliebig annehmen. Ich habe dort nicht allein behauptet, daß jene Hypothesen, unter den daselbst angegebenen Einschränkungen, nicht allein zulässig sind, sondern auch, daß wir in vielen Fällen zu ihnen nothwendig unsere Zuflucht nehmen müssen. Ich setze hinzu, daß sie uns unentbehrlich seyn würden, auch wenn wir in Ansehung der Naturgesetze der Seele und der Körperwelt allwissend wären. So lange uns diese Allwissenheit, in Ansehung der Thatsachen, als Thatsachen, versagt bliebe, würde unsere Kenntniß des Alls der Naturgesetze, alles in dem Laufe der Natur zu erklären, doch unzureichend seyn. Denn jede Erklärung resultirt aus der Anwendung von Gesetzen auf gegebene Thatsachen. Wo uns die Kenntniß derselben fehlt, würden wir also, sie zu erklären, unvermögend seyn. Die Richtigkeit dieser Bemerkung bestätigt sich aus dem unmittelbar Vorhergehenden. Deshalb glaubte ich, sie gerade hier am besten anbringen zu können.

von A wenigstens so lange abzuhalten, daß die Vorstellung von B wieder erweckt werden kann. Ist das letzte geschehen; so wird die Aufmerksamkeit von A auf B um so leichter fortgehen, und bey dem letzten verweilen, je größer die mit B verbundene Lust, oder die mit A verbundene Unlust ist. Denn um so mehr wird jene nach dem bekannten Gesetze des Kontrastes gehoben, und dadurch das Interesse an B um so mehr verstärkt.

An sich ist freylich zu dem Uebergange von der Wirksamkeit des Interesse von A zu der Wirksamkeit des Interesse von B ein solcher sinnlicher Eindruck keineswegs nöthig, allein ohne denselben wird das letzte gegen das erste, besonders wenn dieses ihm nicht untergeordnet oder nicht sehr geschwächt ist, nicht wirksam werden. Denn alsdann wird die Aufmerksamkeit, eben deshalb weil sie durch das Interesse, welches sie an A nimmt, an dasselbe gehalten wird, B nicht fest halten können, gesetzt auch, daß sie durch eine Vergesellschaftung von Vorstellungen darauf geführt wird. Denn eben weil A ein Interesse für mich hat, werde ich meine Aufmerksamkeit nicht von demselben ab, auf einen andern Gegenstand, der mir vorkommen mag, lenken wollen, wenn dieser letzte Gegenstand nicht zum Behuf des erstern selbst beobachtet seyn will, oder nicht ein überwiegen=

des Interesse an demselben sich sogleich, so zu sagen, geltend macht. Ein sinnlicher Eindruck hingegen, mit welchem die Vorstellung von B vergesellschaftet ist, wird, wenn er einen hohen Grad der Stärke hat, von A die Aufmerksamkeit abziehen, und eben deshalb, weil B mit ihm vergesellschaftet ist, sogleich die Aufmerksamkeit darauf hinziehen. Hierzu kommt noch, daß ein sinnlicher Eindruck, so transitorisch er an sich auch seyn mag, doch immer eine Zeitlang dauert. Während derselben wird die Aufmerksamkeit von dem Gegenstande, der sie bis dahin inne hatte, immer mehr abgelenkt, und auf die Sache, deren Vorstellung mit jenem sinnlichen Eindrucke vergesellschaftet ist, hingezogen. Denn der Uebergang der Aufmerksamkeit von einem Gegenstande auf den andern geschieht, wie jede Veränderung, immer nach dem Gesetze der Stätigkeit, und nie in einem Sprunge. Wenn der Aufmerksamkeit, indem sie mit einem Gegenstande beschäftigt ist, ein anderer, der sie anzieht, vorkommt, wird sie, wenn sie auch auf diesen gerichtet wird, doch jenen nicht so fort ganz verlassen, sondern ihn immer noch mit in dem Auge behalten.

Hieraus wird es also begreiflich, warum ein sinnlicher Eindruck, eben durch seine Dauer, die Aufmerksamkeit um so mehr

von Gegenständen, an welchen sie bisher hing, abziehen, und wenn mit jenen Eindrücken die Vorstellung anderer Gegenstände vergesellschaftet ist, auf diese hinziehen wird; und hieraus wird es auch begreiflich, um dieses hier beyläufig zu bemerken, wie es uns möglich ist, zu einem Gegenstande, von welchem unsere Aufmerksamkeit eine Zeitlang abgezogen war, wieder zurückzukehren.

XX.

Ueber eine gewisse Assimilation.

Ich sagte vorhin, daß es außer den Regeln, nach welchen die Aufmerksamkeit eines Andern von gewissen Gegenständen abzulenken ist, noch anderer bedürfe, um die Anwendung derselben richtig zu leiten.

Zum Glück kann ich hier auf ein Beyspiel verweisen, in welchem jene Regeln so glücklich befolgt sind, daß man sie mit leichter Mühe daraus abstrahiren, und die nähern Bestimmungen, deren sie, nach Verschiedenheit der Umstände, noch bedürftig seyn mögten, hinzu thun kann. Es ist die Geschichte, welche ich vorhin (S. 193.) aus Moliere's Leben erzählt habe.

Denn was that Moliere, als er seine Freunde von dem tollen Vorhaben, ihr Leben in Gesellschaft zu endigen, abbringen wollte?

Er billigte es nicht allein, er pries es vielmehr und wollte sogar selbst von der Gesellschaft seyn, die auf eine so ruhmwürdige Art ihr Leben Hand in Hand endigen wollte. Kurz er stellte sich, seinen berauschten Freunden ganz gleich zu seyn; er schien mit ihnen einerley, und schien es aus demselben Grunde als sie zu wollen; und diese Assimilation — so will ich es nennen — verfehlte ihres Zweckes nicht. Denn je übereinstimmiger wir die Gedanken, Gesinnungen, Wünsche, kurz die ganze Gemüthsstimmung eines Andern unserer eigenen finden, um so geneigter sind wir, wenigstens in der Regel, nicht allein uns ihm mitzutheilen; sondern auch ihn selbst zu hören. Denn wir erwarten, daß er uns nichts sagen wird, als womit wir gern beschäftigt seyn wollen. Eben dadurch aber, daß er unsere Gedanken auf eine Sache hinlenkt, zieht er sie von einer andern ab.

Daß wir um so geneigter sind, einem Andern Gehör zu geben, je ähnlicher wir seine Gemüthsstimmung unserer eigenen finden, ist bis auf wenige Ausnahmen, die ich hernach zu bestimmen suchen werde, so wahr, daß sich hieraus einige der auffallendsten Erscheinungen erklären lassen. Wer z. B. über ein Ereigniß erschrocken ist, wird sich leichter durch Hülfe desjenigen, der gleichfalls darüber erschrocken ist, aber sich von seinem Schreck erholt hat,

ermannen, als durch das Zureden des unerschrockensten Mannes, wenn dieser nicht Geistesgegenwart genug hat, sich selbst erschrocken zu stellen. Ich werde ferner den Jähzornigen, der über etwas aufgebracht ist, leichter besänftigen können, wenn ich seinen Zorn Anfangs mit ihm zu theilen, ja wenn ich ihn noch mehr anzufachen scheine, als wenn ich meine Absicht ihn zu besänftigen zu offenbar vor mir trage. Denn indem ich ihm Recht gebe, gewinne ich bey ihm Gehör und kann ihn jetzt allmählich von dem abbringen, was seinen Zorn unterhält, und ihm entweder den Ungrund seines Zornes, oder was ihn sonst besänftigen kann, vor Augen führen. Ich würde hinzusetzen, daß ich meinen Zweck um so sicherer erreichen werde, wenn er von selbst darauf gekommen und nicht erst durch mich darauf gebracht zu seyn glaubt; wenn es mir um diesen Fall an sich, und nicht bloß als ein Beyspiel zu einem allgemeinen Satz zu thun wäre.

Hieraus geht, dünkt mich, hervor, daß man die Aufmerksamkeit eines Menschen um so leichter von einem Gegenstande, mit welchem sie nicht beschäftigt seyn soll, abbringen kann, je mehr er, indem man gerade daran arbeitet, ihn davon zu bringen, sich einbildet, sich selbst überlassen zu seyn, oder viel-

mehr denjenigen selbst zu leiten, von dem er geführt wird. Denn um so williger und angelegentlicher wird er auf alles achten, wodurch er seinen Führer zu leiten meint, und eben darüber dasjenige aus den Augen verlieren, was dieser seiner Aufmerksamkeit entrücken will. Auf diese Art ist wenigstens oft ein Wahnsinn geheilt. Der Arzt fügte sich in den Wahn des Kranken; behandelte ihn so, wie er ihn allerdings hätte behandeln müssen, wenn jener in seiner Einbildung recht gehabt hätte, und befreyte ihn von seinem wahren Uebel dadurch, daß er gegen das eingebildete nach dem Willen des Kranken zu wirken schien.

Ein Mann z. B. bildete sich ein, einen Vogel im Kopfe zu haben. Sein Arzt heilte ihn dadurch, daß er einen Einschnitt in seinen Hinterkopf machte und ihm einen blutigen Sperling, den er ihm aus dem Kopfe geholt haben wollte, vorzeigte *). Und das war ganz natürlich. Des Kranken Einbildung wurde wohl, wie die meisten Einbildungen dieser Art, durch ein gewisses körperliches Gefühl erregt, und durch die beständige Aufmerksamkeit darauf genährt und immer mehr und mehr verstärkt. Die Aufmerksamkeit auf die Operation, welche zum Schein mit ihm

*) Maaß über die Einbildungskraft. S. 271.

vorgenommen wurde, zog seine Gedanken von jenem Gefühl ab, und dadurch verlor denn der Wahn die Nahrung, welche ihn bisher unterhalten hatte.

Also selbst falsche für wahr gehaltene Vorstellungen, mit einem Worte Irrthümer kann man auf diese Art aufheben, wenn man die Vorstellung, an der sie hängen, zu verdunkeln weiß, indem man die Aufmerksamkeit anderswohin lenkt, und zwar dadurch, daß man durch jene Vorstellung die Aufmerksamkeit auf eine andere zieht, die durch sie erst ein Interesse hat.

In dem zuletzt angeführten Falle, glaubte zwar der Arzt seinem Kranken, oder schien ihm zu glauben; aber weiter assimilirte er sich ihm nicht; und weiter sich ihm zu assimiliren wäre nicht allein unnütz, sondern sogar schädlich gewesen. Der Arzt nämlich mußte, um den Kranken zu heilen, Zutrauen zu seiner Kunst erwecken, um dadurch die Aufmerksamkeit desselben von dem, was seinen Wahn unterhielt, abzuziehen; welches Zutrauen aber hätte der Kranke zu dem Arzt fassen können, wenn dieser an demselben Uebel gelitten, und sich selbst nicht hätte helfen können? Auch in andern Fällen mögte eine solche gänzliche Assimilation schädlich seyn. Denn

z. B. um einen Jüngling von einer Liebe abzubringen, die seiner unwürdig, oder seiner Ruhe oder seinem Glücke gefährlich wäre, würde es unweise seyn, sich in eben denselben Gegenstand verliebt zu stellen. Allein wer hier etwas ausrichten wollte, müßte jenen Gegenstand doch wenigstens von irgend einer Seite liebenswürdig zu finden, und die Neigung, die er bekämpfen wollte, zu billigen scheinen; oder alles, was er gegen sie vorzubringen gedächte, würde tauben Ohren geprediget seyn.

Eben so mußte der Arzt in dem vorhin erwähnten Falle dem Kranken Glauben über die Natur seiner Krankheit beymessen, und sich ihm in sofern assimiliren, wenn er ihn in seine Gewalt bringen wollte. Denn nur dazu, und also auch nur soweit, als es zu diesem Behufe nothwendig ist, kann die Assimilation nützlich seyn; wo sie diesem Zwecke hinderlich wäre, würde sie schädlich werden.

Dieses wird der Fall seyn: erstens, wo meine Wünsche und Absichten, der Erfüllung und Erreichung der Wünsche eines Andern, wenn sie auf denselben Gegenstand gingen, entgegen ständen; zweytens, wenn er von mir Hülfe erwarten sollte, und diese, wenn ich mich mit ihm in einer und eben der-

selben Lage befände, von mir nicht zu hoffen wäre; und endlich drittens, wenn er in einer Lage, in der er sich glücklich fände, zu seyn glaubte, und eben darin, daß er der einzige wäre, der sich darin befände, sein Glück setzte. Der Schwärmer z. B. der sich einbildet, eines näher Umgangs mit der Gottheit gewürdigt zu werden, wird allerdings Zutrauen zu demjenigen fassen, der an seine Vorzüge, die er in Anspruch nimmt, glaubt; allein wird er der Freund eines Andern seyn, der ähnlicher Auszeichnungen sich rühmt? — Ich zweifele hieran um so mehr, da er eben darin sich glücklich fühlt, daß er der Einzige ist, der vorzugsweise einer solchen Gnade der Gottheit genießt *). Er wird also von demjenigen, der eben dieses Vorzugs sich rühmen wollte, nichts wissen wollen; er würde ihn entweder für einen Narren oder Betrüger halten. Es könnte daher auch unmöglich gerathen seyn, sich, in der Absicht, ihn von seiner schwärmerischen Einbildung abzubringen, ihm gleich zu stellen.

*) Bey den meisten dieser Schwärmer scheint dieses wenigstens der Fall zu seyn, wie mehrere Beyspiele, welche bey Arnold (1. Thl. S. 228. u. f. der deutsch. Uebers.) und Muratori über (die Einbildungskraft 2. Thl. 9. Kap.) gesammelt sind, beweisen.

In diesen und vielleicht auch andern ihnen ähnlichen Fällen, die man leicht selbst finden wird, kann eine gänzliche Assimilation mit einem Menschen, den man von einer Vorstellung abbringen will, nicht an ihrem Orte seyn.

Allein in jedem andern Falle, wo eines Menschen Aufmerksamkeit von einer Sache, die sich ihrer ganz bemächtigt hat, mehr abzulocken, als gewaltsam davon zu ziehen ist, werde ich ihn um so mehr in meiner Gewalt haben, je ähnlicher ich ihm wenigstens in seiner Meynung bin; ich werde also um so mehr im Stande seyn, ihm den Gegenstand, an welchem er hängt, auf die vorhin beschriebene Art aus den Augen zu bringen. Hier würde also eine vollständige Assimilation, wenn unter dieser eine solche verstanden wird, durch welche ich mich ganz in den Gemüthszustand des Andern versetze, so wie in dem entgegengesetzten Falle eine mehr oder minder unvollständige angebracht seyn.

Denn je mehr mein Gemüthszustand dem Gemüthszustande des Andern ähnlich ist; um so mehr wird er, bis auf die vorhin bemerkten Ausnahmen, geneigt seyn, sich mir mitzutheilen, und um so williger und begieriger, alles zu hören, was ich vorbringen mag. In vielen

Fällen kann es selbst nicht schaden, wenn ich mehr thue, als mich ihm zu assimiliren, wenn ich das in einem höhern Grade zu seyn scheine, was er in dem niedrigern ist. Ist der andere unwillig, so kann ich immer zornig auf den Gegenstand seines Unwillens seyn; ist er über etwas erstaunt, so kann ich immer ungläubig an demjenigen scheinen, worüber ihn ein Erstaunen ergriffen hat. Ein solcher Vorfall ist ihm zu wichtig, als daß er mir nicht alles, was er davon gesehen oder gehört haben mag, sollte erzählen wollen.

Zuerst bin ich selbst ungläubig an der Sache, hernach erstaunt, und gehe alsdann zur Erklärun g derSache über, oder zeige, daß hier kein Grund zum Erstaunen ist, und daß alles, wenn es auch unerklärlich ist, doch an sich nicht befremden könne; und bin mit ihm am Ziele.

Ich betrachtete eben den Unglauben an etwas und das Erstaunen darüber, als Grade eines und eben desselben Gemüthszustandes, einer Stimmung gegen eine Sache, und zwar den ersten als den höhern, und den letztern als den niedrigern. Denn, wenn wir über etwas erstaunen, schweben wir gleichsam zwischen Glauben und Unglauben; was wir sehen oder hören, verwerfen wir nicht geradehin als unmöglich, wir betrachten es

bloß als etwas, dessen Gegentheil eher, als es selbst, zu erwarten gewesen wäre; bey dem Unglauben, von welchem ich redete, können wir uns nicht überzeugen, weil wir die Sache, an welcher wir ungläubig sind, geradezu als unmöglich verwerfen.

Es erhellet leicht, wie und wo eine solche, mehr als vollständige Assimilation, man verzeihe mir diesen Ausdruck — mit Nutzen zu gebrauchen ist.

Hier entsteht noch eine andere Frage. Um mich einem Menschen zu assimiliren, muß ich mit ihm bekannt seyn, wissen, wofür er sich interessirt, oft eine Kenntniß seines Charakters, seiner Lage und Schicksale haben. In vielen Fällen aber bin ich hiervon nicht unterrichtet; ich kenne den Menschen so wenig selbst, als ich über ihn zuverlässige Nachricht von Andern einziehen kann: wàs ist alsdann zu thun?

Auch hier führt eine gewisse Assimilation in vielen Fällen zum Ziele. Ob ein solcher Mensch vergnügt oder traurig, ruhig oder aufgebracht ist, mit Einem Worte, sein gegenwärtiger Gemüthszustand, offenbart sich leicht. Seine Reden und Handlungen, von denen man Zeuge ist, bringen einen auch wohl auf die Spur. In dem, was aus diesen, was

man selbst unmittelbar wahrnimmt, hervorgeht, assimilire man sich dem Menschen, wenn überhaupt, nach dem Vorhergehenden, eine Assimilation angebracht ist, und in vielen Fällen, wird man ihn hiedurch gegen sich offen machen. Man wird z. B. die geheime Ursach seines Kummers, den er in sich verschließen will, anfänglich vielleicht errathen, sie dann deutlicher sehen, und zuletzt wohl ganz bestimmt von ihm erfahren, wenn man ihn Anfangs nicht durch eine zu große Lebhaftigkeit von sich entfernt, und weiterhin durch Theilnahme sein Zutrauen gewonnen hat. Denn so sehr der Traurige dem Fröhlichen, oder überhaupt demjenigen, der sich in einem lebhaftern Gemüthszustand befindet, eben weil der seinige ein gehaltener ist, aus dem Wege gehen wird; eben so sehr wird er, aus Gründen, die in dem Vorhergehenden *) ausgeführt sind, demjenigen sich zu nähern geneigt seyn, dessen Gemüthszustand wie der seinige gehaltener ist. Kommt dieser ihm entgegen, und findet er bey demselben Theilnahme, die er nie verschmähet; so wird seine Seele sich demselben allmählich öffnen. Dieser wird alsdann bald von allem unterrichtet seyn, was er zu wissen nöthig hat.

So wahr und einleuchtend diese Regel ist; so schwer ist ihre Anwendung. Denn derje-

*) 1. Thl. S. 161.

nige, der sie überall mit Glück anwenden wollte, müßte der zweyte Proteus seyn, der jede Gestalt, wo es nöthig wäre, annehmen könnte, und dem jede Gestalt natürlich wäre, der das, was er in diesem Augenblicke schiene, nicht zu scheinen, sondern wirklich zu seyn schiene. Er müßte die geschmeidigste Gewandtheit im Handeln mit einer Schnelligkeit und Behutsamkeit, die den Augen Anderer sich ganz entzöge, vereinigen; er müßte immer beobachten und nie zu beobachten scheinen.

Alle diese Eigenschaften können schwerlich nach Regeln erworben werden; sondern nur das Resultat einer selbst erworbenen und sehr geübten Menschenkenntniß seyn.

XXI.

Krankheiten der Einbildungskraft.

Der Wahnsinn und die Schwärmerey sind, wie schon vorhin bemerkt ist, nicht eigentlich Krankheiten der Einbildungskraft, obgleich der Grund derselben immer auf eine gewisse Weise in derselben zu suchen ist; sondern vielmehr Krankheiten, welche in dem Verhältnisse derselben zu andern Vermögen liegen *). Ja vielmehr ist in dem Wahnsinne sehr oft die Einbildungskraft dergestalt erhöhet, daß, wenn ihr eine gleichmäßige Erhöhung der übrigen Vermögen zur Seite stände, der Mensch, bey dem die Einbildungskraft so erhöhet wäre, keinesweges krank, sondern mehr als gesund, und gewissermaßen in ein übermenschliches Wesen verwandelt seyn würde, welches zwar vor dem

*) Erster Theil S. 288.

Menschen kein einziges Seelenvermögen voraus hätte, aber doch darin über ihn erhaben wäre, daß ihm alle Seelenvermögen in einem Grade verliehen wären, der der menschlichen Natur fremd ist.

Von diesen Krankheiten also kann hier nicht die Rede seyn; auch nicht von der Krankheit des Nachtwandlers, bey welchem sich in den meisten Fällen eine Erhöhung der Einbildungskraft findet, die jeder Mensch sich sehr zu wünschen hätte, gesetzt auch, daß ihm eine gleichmäßige Erhöhung der übrigen Vermögen versagt wäre. Denn ein solcher Mensch würde alles, was er einmahl gesehen oder gehört hätte, sich immer mit eben derselben Bestimmtheit, als wenn er es wirklich empfände, wieder vergegenwärtigen können. Wo wir andern Menschen zum zweyten, dritten oder mit einem Worte einem nachfolgenden Male eine Sache, wo es möglich ist, sehen, oder hören müssen, würde er sich bloß an die Einbildungskraft halten dürfen. Wenn die Stärke seiner Einbildungen ihn nicht, wo seine äußern Sinne durch den Schlaf abgespannt sind, zu wirklichen Handlungen, gegen seinen anderweitigen Willen, triebe, würde er keineswegs krank, sondern vielmehr, wie jetzt am Tage liegt, vor ihnen von der Natur ausnehmend begünstigt seyn.

Die Krankheiten, auf deren Untersuchung ich mich hier einlassen kann, sind solche, in welchen die Einbildungskraft für sich, ohne noch auf ihr Verhältniß zu andern Vermögen zu sehen, leidet.

Es ist bekannt, daß man das Wort Einbildungskraft in einem mehrfachen Sinne nimmt. Denn man versteht unter der Einbildungskraft theils das Vermögen, Gegenstände, die wir jetzt nicht empfinden, der Art nach so vorzustellen, als ob sie von uns empfunden würden; theils das Vermögen, die ehemals empfundenen jetzt aber abwesenden Gegenstände so vorzustellen; und drittens das Vermögen das Mannigfaltige, was uns die Empfindung von einem Gegenstande giebt, gleichsam in ein Bild zu fassen.

Unter diesen Bedeutungen muß ich mich hier an die zweyte halten, oder unter der Einbildungskraft das reproduktive Vermögen, in so fern es sich in der Wiederholung sinnlicher Vorstellungen äußert, verstehen; wenn ich anders zum Behufe einer genauen Klassifikation der Seelenkrankheiten zuerst zwischen den einfachen und zusammengesetzten Vorstellungsvermögen, und bey jenen zwischen den produktiven und reproduktiven Vermögen unterscheiden will. Denn die Einbildungskraft in dem wei-

tern Sinne, oder das Vermögen abwesende Gegenstände überhaupt, es sey nun, daß wir sie vorher empfunden haben, oder nicht, vorzustellen, hat zwey Zweige: die eigentlich sogenannte Einbildungskraft und das Dichtungsvermögen, von welchen der letzte keinesweges als ein bloßes reproduktives sondern als ein zusammengesetztes Vermögen, welches theils produktiv theils reproduktiv ist, zu betrachten ist *).

Durch die Einbildungskraft, in dem vorherbestimmten Sinne, wiederholen wir eine ehemals gehabte Vorstellung entweder absichtlich oder unabsichtlich. Das erste lehrt die Erfahrung unmittelbarer, und das letzte geht schon aus den Gesetzen hervor, nach welchen die Einbildungskraft in jedem Falle, wo sie wirksam ist, ehemahls gehabte Vorstellungen wieder hervorruft, wenn uns nicht auch die Erfahrung lehrte, daß die Einbildungskraft uns ohne und selbst wider unsern Willen das Bild gewisser Dinge wieder vorführt. Denn die Einbildungskraft erneuert eine Vorstellung immer auf Veranlassung einer gegenwärtigen Vorstellung, deren Gegenstand dem Gegenstande derselben entweder ähnlich ist, oder durch Zeit und Raum mit demselben in einer gewissen Verbindung steht, oder mit demsel-

*) S. 10. und Nat. der Seele S. 137. u. f.

ben kontrastirt. Mit Einem Worte: die Vorstellung, durch welche eine andere wieder erneuert werden soll, muß mit derselben in einer Totalvorstellung verbunden seyn. Daraus wird es denn begreiflich, daß, wenn mit einer gegenwärtigen Vorstellung A eine andere B in diesem Zusammenhange steht; diese auch wider unsern Willen, nicht allein wieder hervorgerufen, sondern auch wieder geweckt werden kann. Denn ein anders ist die bloße Wiedererneuerung und ein anders die Wiedererweckung einer Vorstellung, indem eine Vorstellung wieder erweckt wird, wenn sie bey ihrer Wiedererneuerung von neuem klar wird.

Der Mensch, den die Natur auf das glücklichste bey der Einbildungskraft ausgestattet hätte, würde nicht allein die Vorstellung jeder Sache, welche seinen Sinnen irgend einmahl gegenwärtig gewesen wäre, beliebig wieder bey sich erwecken können, sondern diese wieder hervorgerufene Vorstellung würde ihrem Urbilde, der sinnlichen Vorstellung ganz ähnlich seyn. Dem Nachbilde in der Einbildungskraft würde kein charachteristischer Zug fehlen, und eben so wenig würde sie ihm einen falschen Zug leihen.

Die Fehler der Einbildungskraft, es seyen nun Naturfehler oder Krankheiten dersel-

ben scheinen also in dreyerley zu liegen: erstens in dem Unvermögen, die Vorstellung gewisser Gegenstände, willkührlich wieder zu erwecken; zweytens in einer unvollständigen Wiederholung derselben, und drittens in der Verfälschung derselben durch Zusätze. Das erste will ich die Unwillfährigkeit, das zweyte die Schwäche, und das dritte die Untreue der Einbildungskraft nennen.

Allein sind alle diese Fehler wirklich Fehler der Einbildungskraft? — Von der Schwäche fällt dieses freylich sofort in die Augen; aber verhält es sich eben so mit den beyden übrigen?

Was zuvörderst die Unwillfährigkeit der Einbildungskraft betrifft; so kann es seyn, daß die Einbildungskraft mir eben deshalb das Bild der einen Sache versagt, weil sie mir schon das Bild einer andern vorhält. Ich kann mir vielleicht das Bild dieser oder jener Person nicht vergegenwärtigen, weil sich mir das Bild einer andern aufdringt. Wenn hiervon der Grund nicht in der Schwäche der Einbildungskraft liegt; so ist er in etwas Anderm zu suchen.

Denn wir haben in der Seele nicht allein mehrere Vermögen, welche sich insgesammt

auf das Vorstellungs= Gefühls= und Begehrungsvermögen zurückführen lassen; sondern auch eine gewisse Gewalt über diese Vermögen, die uns, den einen mehr und den andern minder, in den Stand setzt, die Aeußerungen jener Vermögen zu regieren, sie zu befördern oder einzuschränken, sie vielmehr auf diesen als auf jenen Gegenstand zu lenken. Diese Gewalt liegt in der Willkühr *). Diese will ich, in so fern sie sich in Ansehung unserer Seelenvermögen äußert, die innere Willkühr im Gegensatz der äußern **), durch welche die Seele den Körper nach ihren Absichten gebraucht, nennen. Irre ich nicht, so nennt man diese innere Willkühr, bey dem seltenen Menschen, der durch sie im Stande ist, alle seine Seelenvermögen seiner Absicht gemäß zu regieren, oder ihre Aeußerungen aufzuregen, zurückzuhalten oder auf einen besondern Gegenstand, ganz wie es seinen jedesmaligen Absichten gemäß ist, zu leiten, Geist in ausnehmender Bedeutung. Wenigstens scheinen die Ausdrücke: Geistesgegenwart und geistreich hierhin zu deuten. Wer Geistesgegenwart beweisen will, muß nicht allein seine einzelnen Seelenvermögen, wo es nöthig ist, klugs zu gebrauchen, sondern die Aeusserung derselben, zu welchen sie

*) 1 Th. S. 293.

**) ebend. S. 294.

aus einem natürlichen Triebe gleichsam gereitzt wären, eben so aufzuhalten verstehen. Er darf so wenig durch Furcht, Zorn oder andere Leidenschaften sich zur Unzeit in Thätigkeit setzen, als den rechten Augenblick zum Handeln ungenutzt lassen. Er ist der Mann, der alle seine Seelenkräfte in seiner Gewalt hat, und dieser Gewalt sich immer gehörig zu bedienen weiß. Der Geist, der sich bey ihm immer gegenwärtig zeigt, belebt die Kräfte der Seele, eben so wie von dieser der Körper belebt wird. Geist ist also das letzte belebende Princip und dieses scheint auch gemeint zu seyn, wenn wir in einem Kunstwerke Geist finden, seinen Urheber und metonymisch das Werk desselben geistreich nennen. Wir nennen einen Mann nicht schon deshalb geistreich, weil er witzig, scharfsinnig oder tiefsinnig ist; mit Einem Worte: nicht wegen einer einzelnen Vollkommenheit, und wäre diese auch in einem noch so ausgezeichneten Grade bey einem Menschen vorhanden, legen wir ihm Geist bey; sondern dieser Geist ist das Eigenthum desjenigen, in welchem jene Vermögen sich nicht allein zusammen, sondern auch in der glücklichsten Verbindung befinden, wo die Aeusserung des einen die Aeusserung des andern nicht stört, sondern vielmehr unterstützt; das Eigenthum desjenigen, der aller dieser Vermögen Herr ist, und seiner Herrschaft sich immer zweckmäßig zu bedienen weiß.

Aus diesem Grunde ist der Genievollste nicht immer der Geistreichste. In dem Genie sind selten alle Kräfte in der glücklichen Harmonie, in welcher alle zu einem gemeinschaftlichen Ziele streben, und jede ihm unterthan ist. Vielmehr es ist eins, oder es sind einige Vermögen bey ihm in so einem ausnehmenden Grade vorhanden, daß dadurch die Aeusserung der übrigen mehr aufgehalten und gehindert, als zweckmäßig geleitet wird. Eben deshalb steht das Genie, sobald es seine Sphäre verlassen hat, oft dem gemeinsten Kopfe nach.

Dem Bisherigen nach ist die Unwillfährigkeit der Einbildungskraft wohl nicht so sehr ein Fehler der Einbildungskraft selbst, als vielmehr eine Geistesschwäche, die in einem Mangel an Gewalt über dieses Vermögen besteht.

Auch die Untreue der Einbildungskraft ist, genau betrachtet, kein Fehler dieses Vermögens, sondern des Gedächtnisses. Denn die Einbildungskraft kann keinen Gegenstand schaffen, sie kann uns nichts vergegenwärtigen, als was unsern Sinnen gegenwärtig gewesen ist. Die Bilder von solchen Gegenständen, können freylich auf mannigfaltige Art zusammengestellt und mit einander vermischt werden. Dieses aber geschieht nicht durch die Einbildungskraft, sondern durch das Dichtungsvermögen.

Aber auch diesem nicht fällt die Untreue der Einbildungskraft zur Last. Denn nur da kann von einer Untreue der Einbildungskraft die Rede seyn, wo wir ein Geschöpf des Dichtungsvermögens für das Bild eines ehemals empfundenen Gegenstandes halten. Dieses kann aber nur durch einen Fehler des Gedächtnisses, oder vielmehr des Erinnerungsvermögens geschehen. Denn das Gedächtniß ist das Vermögen ehemals gehabte Vorstellungen mit dem Bewußtseyn, daß man sie schon ehemals gehabt hat, zu erneuern und das Erinnerungsvermögen das Vermögen, eine ehemals gehabte Vorstellung bey ihrer Wiederholung wieder zu erkennen *). Wir erinnern uns aber einer Sache unmittelbarer oder mittelbarer Weise, oder was eben dasselbe sagt: entweder vermittelst gewisser, mit ihr vergellschafteter Vorstellungen, oder ohne Dazwischenkunft derselben **). Bey jeder mittelbaren Erinnerung, wird der Fehler, in welchem sich die Untreue des Gedächtnisses äußert, daraus entspringen, daß mit der Vorstellung des Gegenstandes, welchen wir, so wie wir ihn uns jetzt vorstellen, fälschlich glauben empfunden zu haben, eben die Vorstellungen vergesellschaftet sind, als mit der Vorstellung des wirklich empfundenen. Jene unterscheidet sich von

*) Naturl. der Seele, S. 168. u. f.

**) ebend. S. 171.

dieser durch nichts, als durch einen oder den andern Zusatz. Diesen glauben wir alsdann selbst mit empfunden zu haben, und hierin besteht alsdann unser Irrthum. Haben wir uns schon mehrmals auf die beschriebene Art getäuscht; so können wir auch in der unmittelbaren Erinnerung bey jener Vorstellung irren. Wir glauben nämlich alsdann A, dessen Vorstellung mit der Nebenbestimmung B wieder bey uns erneuert wird, mit eben dieser Nebenbestimmung empfunden zu haben, weil wir schon vorher die Vorstellung von A mit der Vorstellung von dieser Nebenbestimmung erneuert, und das erste Mal, wo dieses geschehen, ein Bild unsers Dichtungsvermögens mit dem eigentlich empfundenen Gegenstande verwechselt haben.

Nach dem Bisherigen kann also die Einbildungskraft, für sich allein genommen, keinen andern Fehler, als Schwäche haben, da die Unwillfährigkeit und die Untreue derselben nicht Fehler der Einbildungskraft, sondern eines andern Vermögens sind, welches mit ihr zusammen wirken sollte. Ja überdem, nicht alles was Schwäche der Einbildungskraft zu seyn scheint, ist es wirklich; sondern vieles davon kommt oft auf Rechnung der Sinne. Denn die Einbildungskraft kann nichts mit Bestimmtheit wiederholen, was von den Sinnen nicht mit Bestimmtheit empfunden ist. Wo wir al-

so, es sey nun durch, oder ohne unsere Schuld, eine Sache nicht mit der gehörigen Bestimmtheit empfunden haben, kann es der Einbildungskraft nicht zum Vorwurfe gereichen, wenn sie die Vorstellung derselben nicht zu wiederholen im Stande ist. Denn hier fehlt es an gewissen Bedingungen ihrer Wirksamkeit, welche ganz außer ihr liegen. Gesetzt also, daß die scheinbare Schwäche der Einbildungskraft in einer Abstumpfung der Sinne ihren Grund hätte; so wäre deshalb die Einbildungskraft so wenig krank zu nennen, als die Sinne krank zu nennen wären, wenn sie nichts empfinden, wo kein empfindbarer Gegenstand vorhanden ist.

Es ist also nach dem Vorhergehenden keinem Zweifel unterworfen, daß die Einbildungskraft keiner andern Krankheit, als einer Schwäche ausgesetzt ist. Was hier insbesondere von der Einbildungskraft gesagt ist, läßt sich auf das gesammte reproduktive Vermögen *), als reproduktives Vermögen, ausdehnen. Denn alle Gründe, welche zum Beweise dieser Behauptung für die Einbildungskraft angeführt sind, leiden eine allgemeinere Anwendung auf das reproduktive Vorstellungsvermögen, als solches, überhaupt genommen.

*) S. 10.

XXII.

Krankheiten des Gedächtnisses.

Ich sagte absichtlich, daß die aufgestellte Behauptung sich auf das reproduktive Vermögen, als solches, ausdehnen lasse. Denn bey demjenigen Vermögen, welches nicht als ein angewandtes Vermögen von ihm allein zu betrachten ist, dem Gedächtnisse, kann nicht allein Schwäche, sondern auch Untreue und Unwillfährigkeit entweder ein Naturfehler oder eine Krankheit seyn.

Die Schwäche des Gedächtnisses äussert sich theils in der Unfähigkeit desselben oder in dem Unvermögen, etwas überhaupt zu behalten; denn demjenigen legt man ein fähiges Gedächtniß bey, der leicht etwas behält: theils in der

Vergeßlichkeit oder dem Unvermögen, zur gehörigen Zeit durch das Gedächtniß eine Vorstellung zu erneuern. Man verwechselt zwar oft die Vergeßlichkeit und Unfähigkeit des Gedächtnisses; allein um vergeßlich in Ansehung einer Sache zu seyn, braucht dieselbe meinem Gedächtnisse nicht ganz und gar entschwunden zu seyn; sondern es ist genug, daß ich nur nicht zur rechten Zeit daran denke. Denn der Vergeßliche braucht oft nur mit Einem Worte an das, was er vergessen hatte, erinnert zu werden; und gleich ist es ihm mit der größten Ausführlichkeit und Bestimmtheit gegenwärtig.

Die Unwillfährigkeit des Gedächtnisses hat ihren Grund theils in der Schwäche, theils auch in einer zu großen Bereitwilligkeit desselben, bey jeder Veranlassung gewisse Vorstellungen wieder hervorzurufen. Denn eben deshalb, weil andere bestimmte Vorstellungen durch das Gedächtniß mit Klarheit wieder hervorgerufen werden, wird man nicht im Stande seyn, gerade diejenigen herbeyzurufen, um welche es einem jetzt eben zu thun ist. Das Gedächtniß wird einem also den rechten Dienst, welchen man von ihm erwartet, versagen, weil es einem einen unzeitigen Dienst leistet. Diese unzeitige Dienstfertigkeit des Gedächtnisses ist nicht allein darum ein Fehler, weil eben darüber, daß das Gedächtniß etwas Unzeitiges thut, es

uns seinen Hauptdienst versagt; sondern auch deshalb, weil ein so übergeschäftiges Gedächtniß uns leicht in eine Zerstreuung und daher von der Sache, um die es uns zu thun ist, abzieht. Diese Ueberwillfährigkeit des Gedächtnisses zeigt sich daher am meisten bey Leuten, deren Verstand nicht durch die Erziehung gebildet ist, oder denen die Natur nicht so viel Verstand als Gedächtniß verliehen hat. Gewöhnlich haben Menschen dieser Art viel weniger Gedächtniß, als sie zu besitzen scheinen. Ihr Gedächtniß zeigt sich meistens auf Unkosten ihres Verstandes, da hingegen der gebildetere Mann aus dem Schatze, den sein Gedächtniß aufbewahrt, etwas nie anders hervorholt, als wo es zum Behufe des Verstandes herbey geholt werden muß, alles andere hingegen an seinem Orte ruhen läßt, weil sein Reichthum sonst, anstatt ihm in der That nützlich zu seyn, zu einer beschwerlichen Last würde. Indeß auch der gebildetste Mann wird diese Gewalt über sein Gedächtniß selten in dem Grade haben, daß er nicht mit dem Themistokles, sich mehr eine gewisse Kunst, etwas zu vergessen, als es durch das Gedächtniß sich zu vergegenwärtigen, wünschen sollte *).

*) Cic. de Or. Libr. II. Cap. 86. „Non sum tanto ego, inquit (Antonius) ingenio, quanto Themistocles fuit, ut oblivionis artem, quam memoriae malim," konnte Cicero daher wohl

Dessen ungeachtet ist nicht zu leugnen, daß der ungebildete Mensch vieles behält, was dem Gedächtnisse des Gebildeten sofort entschwindet, wenn es überhaupt in dasselbe aufgenommen wird. Es giebt eine gewisse Kunst zu sehen und zu hören, die das Eigenthum des gebildeten Mannes ist, und welche dem ungebildeten Menschen, bey übrigens ganz gesunden Sinnen fehlt; ich meine die Kunst, bey dem Gegenwärtigen gerade auf das zu achten, worauf es ankommt, und bey der Beachtung desselben alles Unwichtige ganz aus der Acht zu lassen. Weil wir eine Sache um so genauer und länger behalten werden, je genauer wir sie beachtet haben, so ist es ganz natürlich, daß der gebildetere Mann, eben

nicht ganz mit Recht sagen. Denn Themistokles schien sich bloß deshalb die Kunst der Vergessenheit zu wünschen, weil sein Gedächtniß ihn mitunter zur Unzeit an etwas erinnerte. Dieses scheint Cicero auch selbst vorauszusetzen. Denn an einem andern Orte (Academ. quaest. IV. cap. I.) erzählt er, daß Themistokles jemanden, der sich gegen ihn erboten, ihn die Gedächtnißkunst zu lehren, geantwortet habe, oblivisci se malle discere, und fügt hinzu: credo, quod haerebant in memoria quaecumque audierat vel viderat. Denn in seinem Gedächtnisse hätte immerhin alles, was ihm je vorgekommen wäre, haften mögen. Wenn er nur nicht zur Unzeit von demselben an etwas erinnert wäre; so hätte ihm dieses nicht Ursach geben können, sich weniger Gedächtniß zu wünschen.

eben deshalb, weil er jene Kunst zu sehen und zu hören besitzt, sich vieler Umstände, die den ungebildeten Menschen unvergeßlich seyn werden, nicht wieder erinnern kann. Dagegen werden ihm andere Umstände, welche der ungebildete Mensch nicht einmal ahndet, nicht entwischen und immer erinnerlich bleiben. Dieses werden aber Umstände seyn, von welchen oft ein einziger Hunderte, welche das Gedächtniß des ungebildeten Menschen belästigen, aufwiegt. Die Sache verdiente durch ein Beyspiel erläutert zu werden; wenn ich es meinen Leser nicht überlassen könnte, das Gemählde, welches Shakespeare so ganz nach dem Leben von der Redseligkeit einer guten alten Frau, aus einem überströmenden Gedächtniß gezeichnet hat, und welches ich ihnen bey einer andern Veranlassung (1 Th. S. 92. Anm.) mitgetheilt habe, mit seinem Gegenstücke zusammen zu stellen.

So schwer die Krankheiten des Gedächtnisses zu heilen seyn mögten, so leicht mögte es seyn, dem Menschen durch eine zweckmäßige Erziehung ein gutes und glückliches Gedächtniß zu bereiten. Dieses kann ich um so eher hier übergehen, da ich mich schon in einer andern Schrift darüber erklärt habe *).

*) Ueber die Perioden der Erziehung. Abschn. IX-X.

XXIII.

Von dem Einflusse der Einbildungskraft auf die sinnlichen Vorstellungen.

Die Einbildungskraft, wiederholt die Vorstellung abwesender Gegenstände, nach dem vorhin (S. 244.) erwähnten Gesetze, nicht allein bey Veranlassung früherer Vorstellungen, welche sie gleichfalls reproducirt hat; sondern auch auf Veranlassung der Sinne, des Verstandes, oder jedes andern Vermögens, dem wir Vorstellungen verdanken.

Hieraus entspringt leicht eine gewisse Täuschung, die uns verleitet, etwas für Empfindung zu halten, was keine ist, und uns wirkliche Gegenstände entweder anders vorstellt, als sie sind, oder Gegenstände, welche gar nicht vorhanden sind, vorspiegelt. Denn wenn unsere Empfindungen zu schwach und

zu unbestimmt sind; so gewinnen Vorstellungen, die mit ihnen vergesellschaftet sind, leicht eine Klarheit und Stärke, welche uns verleitet, die Gegenstände derselben für empfundene Gegenstände zu halten. Denn was wir empfinden, unterscheiden wir von dem, was die Einbildungskraft uns vorhält, in der Regel durch den größern Grad der Klarheit, mit welcher es uns gegenwärtig ist, und der, je nach dem das Verhältniß desselben zu unsern Sinnen sich ändert, zu- oder abnimmt. Ist die anschauliche Vorstellung einer Sache, die mit der Vorstellung eines dunkler empfundenen Gegenstandes vergesellschaftet ist, uns mit mehr Klarheit als jene gegenwärtig; so glauben wir ihren Gegenstand zu empfinden, besonders wenn ihre Klarheit, immer mehr und mehr zunimmt, je länger wir damit beschäftigt sind.

Dieses wird aber immer der Fall seyn, wenn sie nicht sogleich durch stärkere sinnliche Eindrücke, oder eine andere Ursach gänzlich verdunkelt wird. Denn wenn unsere Empfindungen zu unbestimmt sind, als daß wir uns angeben könnten, was wir eigentlich empfinden; so wird der Verstand die Ursach dieser Empfindungen zu bestimmen suchen.

Die Einbildungskraft wird, wenn diese Ursach, auf welche der Verstand geschlossen

hat, schon vorher von uns vorgestellt ist, sie uns sofort von neuem vorstellen. Die Vorstellung derselben wird alsdann nicht bloß reproducirt, sondern wieder erweckt werden, und uns um so mehr mit Klarheit gegenwärtig seyn, als die Empfindung selbst, welche wir auf sie beziehen, uns dunkel ist. Ist der Gegenstand, auf welchen wir durch unsere Schlüsse die Empfindung beziehen, uns nicht durch eine vorhergegangene Empfindung bekannt, so wird unser Fiktionsvermögen ihn so fort in ein Bild kleiden.

So entwickeln sich aus dunkeln Empfindungen im Schlafe Traumbilder; spiegeln Leidenschaften uns etwas vor, was wir nicht empfinden, wenn es anders nur zu unserer Leidenschaft stimmt; so endlich entstehen, auch wenn wir wachen, aus zu schwachen Empfindungen Vorspiegelungen, die vorübergehender seyn oder auch in einen Wahnsinn übergehen können.

Ich bleibe vor der Hand bey den vorübergehenden Vorspiegelungen stehen, deren ich eben erwähnte. Diese sind da eine Krankheit, wo die Unbestimmtheit der Empfindung in der Schwäche der Sinne liegt; nicht da, wo sie bey der gehörigen Schärfe der Sinne, bloß aus der Regsamkeit der Einbildungskraf hervorgehen, ob sie gleich leicht zu Krankt

heiten, wie selbst zu einer gewissen Art des Wahnsinns führen können.

Hierdurch leugne ich keinesweges, daß solche Vorspiegelungen nicht selbst in einer Krankheit ihren Grund haben können. Ein lang anhaltender Kopfschmerz kann, wie aus dem Vorhergehenden (S. 43.) erhellet, einem die Vorstellung aufdringen, daß sein Kopf größer geworden sey. Wenn dieser Kopfschmerz auch vielleicht selbst keine Krankheit ist, so zeugt er doch von einer Krankheit. Ist in ihm jene Vorspiegelung gegründet; so hat diese auch in einer Krankheit ihren Grund.

Die hier betrachteten Sinnenvorspiegelungen, deren ich schon oben *) erwähnte, will ich gemischte, und die andern reine nennen. Reine Vorspiegelungen nämlich liegen lediglich in den Sinnen, die gemischten Vorspiegelungen hingegen liegen nicht in einem Sinne allein, sondern in dem Verhältnisse derselben zu der Einbildungskraft. Sie sind also, wenn sie Krankheiten sind, Verrückungen (1. Thl. 301.); allein dennoch kein Wahnsinn. Denn der Wahnsinnige hält das, was seine Einbildungskraft, entweder weil sie überspannt ist, oder weil seine Sinne zu geschwächt sind, ihm darstellt, für wahr; hingegen wer

*) S. 42. u. f.

an einer bloßen Vorspiegelung der Sinne leidet, thut dieses nicht nothwendig, er kann immer noch davon überzeugt seyn, daß alles, was sich ihm vorspiegelt, nichts mehr und nichts weniger als ein bloßer Schein ist.

Hieraus ergiebt sich von selbst, wie aus solchen Vorspiegelungen ein eigentlicher Wahnsinn hervorgehen könne, und daß in diesem Falle, die Krankheit zusammengesetzt, und in dieser Zusammensetzung, die Vorspiegelung der Sinne die Hauptkrankheit sey.

Man erlaube mir hier noch eine Anmerkung, die ich vielleicht schon längst hätte machen sollen. Denn vielen meiner Leser wird es aufgefallen seyn, daß ich die Vorspiegelungen der Sinne eine Krankheit nenne. Ihnen werden die Vorspiegelungen vielmehr ein Symptom, als eine Krankheit selbst, scheinen; und sie haben wenigstens auf einen Fall recht. Denn Vorspiegelung ist einmal dasjenige, was uns vorgespiegelt wird, was wir zu sehen, zu hören und mit Einem Worte zu empfinden glauben würden, wenn wir dem bloßen Scheine trauten; und dann auch die Verursachung dieses Scheins selbst. In dem ersten Sinne würde eine Sinnenvorspiegelung nicht die Krankheit, sondern das charakteristische Symptom dieser Krankheit, die das Wort in der zweyten Bedeutung bezeichnet, seyn.

Doch genau genommen glaube ich dieser Zweydeutigkeit bey dem aufmerksamern Leser schon in dem Vorhergehenden (S. 20.) vorgebaut zu haben.

Zwischen dem eigentlichen Wahnsinne und den Sinnenvorspiegelungen liegt ein Zustand in der Mitte, der, wenn er fortwährend und unfreywillig ist, als eine Krankheit zu betrachten ist. Es kann nämlich seyn, daß unser Verstand das, was sich uns vorspiegelt, für bloßen Schein erkennet, daß wir aber auf den Ausspruch des Verstandes nicht hören, und uns entweder der Gewalt des Scheins freywillig hingeben, oder von ihm wider unsern Willen überwältigt werden. Das erste ist bey der Täuschung in die uns ein Werk der schönen Kunst versetzt, ingleichen auch bey gewissen Arten der Narrheit, und das letzte, bey dem Schwindel und der Hypochondrie der Fall. Wer z. B hinter einem Geländer von einem hohen Thurme herabsieht, mag noch so sehr davon überzeugt seyn, daß es unmöglich sey zu fallen, so wird er sich doch der Furcht herabzustürzen, wenn er anders dieses Anblicks von der Höhe herab noch nicht gewohnt ist, nicht erwehren können. Denn seine eigene Ueberzeugung wird hier überhört. Eben so überhört der Hypochondrist die klärsten und lautsten Aussprüche die Vernunft gegen die Wirklich-

keit der Leiden, unter welchen er glaubt seufzen zu müssen. Werden sie ihm von einem Andern vorgehalten; so weiß er nichts darauf zu antworten, und wird vielleicht unwillig, daß er dagegen schweigen muß *).

Ich kann dieses Zustandes und der Krankheiten, in welchen er herrscht, hier nur beyläufig erwähnen, und behalte mir das Uebrige für den Verfolg meiner Untersuchungen vor.

*) Nach der gewöhnlichen Erklärung der Hypochondrie äussert sie sich bloß in einer ängstigenden Einbildung von einer Krankheit des Körpers. Nicht allein am Körper, sondern auch an der Seele, will der Hypochondrist leiden. Wer sieht ihn nicht durch einen glücklichen Zug im folgenden Gemählde getroffen. „Und dann rechnete er (der hypo„chondrische Tuff) mit einer bewundernswürdi„gen Fertigkeit des Gedächtnisses, — ob er gleich „alles Gedächtniß wollte verloren haben — eine „Menge von Raubthieren her, die er aus allen „Elementen und allen Himmelsstrichen zusammen„brachte.“ (Der Habicht, in Engels Phil. für die Welt, sechzehntes Stück).

XXIV.

Krankheiten des Gefühlsvermögens.

Was Gefühle, im Gegensatze der Vorstellungen und des Begehrens und Verabscheuens, sind, ingleichen auch was das Gefühlsvermögen sey, kann ich bey meinem Leser, um so eher voraussetzen, da ich mich darüber schon in dem Vorhergehenden (1. Thl. S. 236. u. f.) erklärt habe.

Um die Krankheiten desselben auffinden zu können, muß man sich an die Naturbestimmung derselben halten. Ich will mich absichtlich anfangs auf die körperlichen Gefühle, die der Mensch mitdem Thiere gemein hat, einschränken.

Bey diesen fällt es unmittelbar in die Augen, daß die Empfänglichkeit für sie dem

Menschen aus keinem andern Grunde eingepflanzt sey, als um ihn zu demjenigen zu reizen, was entweder zu Erhaltung seiner selbst, oder zur Erhaltung seiner Gattung nöthig ist.

Der Mensch, welcher die Empfindung des Hungers und Durstes nicht kennt, würde, weil er über andern Dingen die Sorge für die Erhaltung seines Körpers vergessen könnte, leicht umkommen, gesetzt auch, daß er es übrigens sehr wohl wüßte, daß sein Körper nicht ohne Nahrung bestehen könne. Dem Menschen mögte ferner an der Fortdauer seiner Gattung noch so sehr gelegen seyn; so würde er doch zu diesem Zweck nichts thun, wenn die Natur ihm nicht den Geschlechtstrieb eingepflanzt und die Befriedigung desselben mit einem Gefühl verknüpft hätte, um dessen willen die Vernunft diesen Trieb mehr zu zügeln als aufzuregen hat. Die Vorstellungen von der ehelichen und häuslichen Glückseligkeit würden zu diesem Zweck ihn nicht in Thätigkeit setzen können.

Eben so ist es mit allen andern körperlichen Gefühlen. Wenn das beschwerliche Gefühl der Ermüdung nach einer anstrengenden Arbeit uns nicht befiele; so würden unsere Kräfte sich bald auflösen. Empfänden wir nicht

Schmerz bey jeder Verletzung unsers Körpers; so würde in kurzer Zeit die Zerstörung desselben unvermeidlich seyn.

Die Krankheiten welche in Ansehung dieser Gefühle Statt finden, scheinen sich auf drey Klassen zurückbringen zu lassen. Denn erstens können diese Gefühle zu schwach, zweytens zu stark seyn, und drittens können sie falsch seyn.

Zu schwach sind die Gefühle, wenn sie nicht stark genug sind, den Menschen zu demjenigen zu treiben, wozu die Natur ihn getrieben, oder von demjenigen abzuhalten, wovon die Natur ihn abgehalten wissen will. Ich bleibe um dieses zu erläutern bey der Eßlust. Ist diese so schwach bey dem Menschen, daß er, wenn er angelegentlich mit etwas beschäftigt ist, den Genuß der Speisen so ganz darüber versäumen könnte, daß er die nöthige Sorge für seinen Körper vergessen könnte; so ist das unstreitig eine Krankheit.

Zu stark würden hingegen diese Gefühle seyn, wenn sie den Menschen weiter treiben, als die Natur ihn getrieben wissen will, also wo sie zur Unmäßigkeit reitzen. Allein worin besteht die Unmäßigkeit, oder wo würde der Mensch durch animalische Gefühle weiter ge-

trieben, als es so zu sagen der Wille der Natur seyn kann?

Alle animalische Gefühle regen in dem Menschen gewisse Begierden auf. In so fern diese Begierden aus ihnen unwillkührlich entspringen, obgleich der Mensch durch die Vernunft sie seiner Herrschaft unterwerfen kann, legen wir ihm Triebe bey, die ihm die Natur eingepflanzt zu haben scheint. Jeder dieser Naturtriebe hat, wie alles, was wir in dem Menschen als fortwährend unterscheiden, seine Naturbestimmung, zu welcher den Menschen jene Gefühle nur leiten sollen. Hier kann nun die Befriedigung jenes Triebes, wenn sie über gewisse Grenzen hinausgeht, mit dieser in Widerspruch kommen; sie kann eben durch dieses Uebermaß entweder den Naturzweck jenes Triebes verfehlen, oder gar demselben entgegen wirken. Durch übermäßigen Genuß der Nahrungsmittel werden die Kräfte des Menschen, die immer fort einer Auffrischung bedürfen, nicht allein nicht ersetzt, sondern sogar zerstört. Wo die Eßlust den Menschen zu einem solchen Genuß der Nahrungsmittel reitzte, würde schon in der Eßlust, als Eßlust, eine Krankheit seyn, ohne noch auf den Grund derselben zu sehen, der gleichfalls eine Krankheit seyn könnte. Bey einer über gewisse Grenzen hinaus gehenden Befriedigung des

Geschlechtstriebes muß auch seine Naturbestimmung verfehlt werden. Eine Geschlechtslust die über diese Grenzen hinaus den Menschen reitzte, würde eben daher schon eine Krankheit enthalten.

Doch gesetzt auch, daß die Naturbestimmung dieses Triebes, wenn man bey ihm selbst stehen bleibt, durch eine auch noch so wilde Befriedigung derselben nicht gehindert würde, daß der Mensch, bey jeder Befriedigung derselben, zu der Absicht der Natur, seine Gattung zu perpetuiren, so zu sagen, thätig wäre; so würde dennoch eine Krankheit ihn dazu reitzen, wenn durch diese Befriedigung des Geschlechtstriebes seine Selbsterhaltung in so fern in Gefahr käme, daß er den Aufwand an Kräften, welchen sie erfordert, nicht zu ersetzen im Stande wäre.

Es scheint also auch unter den Trieben selbst, ein Mißverhältniß statt finden und in diesem eine Krankheit liegen zu können.

Denn es fällt in die Augen, daß die Zwecke, welche die Natur beabsichtigt, — so will ich sagen, nachdem ich mich schon vorhin über diesen und ähnliche Ausdrücke erklärt habe *) — in einem gewissen Rangverhältniß stehen, oder

*) 1. Thl. S. 267. u. f.

daß der eine dem andern vorgehe, und der andere ihm nachstehe. Mit andern Worten, die Natur kann gewisse Zwecke nur so weit wollen, als die Erreichung anderer, welche sie gleichfalls beabsichtigt, nicht darunter leidet. Alsdann stehen jene Zwecke diesem nach, und diese gehen ihnen vor. Der Weisheit der Natur wird aber derjenige Zweck, durch dessen Erreichung die Erreichung eines andern erst möglich wird, diesem andern vorgehen. Sie wird, um sich nicht selbst zu widersprechen, die Erreichung des letzten nur so weit wollen, als der Erreichung des ersten dadurch nicht Abbruch geschieht. Denn über diese Grenzen hinaus würde sie etwas unmögliches wollen.

Es erhellet hieraus, daß die Natur den Zweck, den sie bey dem Geschlechtstriebe beabsichtigt, nur so weit wird wollen können, als hierunter der Zweck, zu welchem sie dem Menschen den Trieb zu dem Genuß von Nahrungsmitteln eingepflanzt hat, nicht gehindert wird. Denn bey jenem Zweck ist es auf die Erhaltung der Gattung, bey diesem hingegen auf die Erhaltung der Einzelnen abgesehen. Die Erhaltung der Gattung auf Kosten der einzelnen zu ihr gehörigen Dinge wollen, hieße aber etwas Unmögliches wollen, da die Gattung nur in einem Inbegriffe mehrerer einzelnen Dinge besteht, die in gewissen Merkmalen übereinkommen, und eben diese

einzelnen Dinge zur Erhaltung der Gattung wirken sollen. Ich habe diese Betrachtungen schon in dem vorhergehenden angedeutet *); hier hielt ich es aber für nöthig sie weiter zu entwickeln.

Eine Krankheit in dem Mißverhältnisse mehrerer animalischen Triebe würde in den animalischen Gefühlen durch, welche jene Triebe aufgeregt werden, selbst ein Mißverhältniß voraussetzen.

Also auch in dem Mißverhältnisse der einzelnen animalischen Gefühle zu einander scheint eine Krankheit liegen zu können. Allein in diesem Mißverhältnisse würde immer das eine Gefühl sich zu stark nicht allein im Verhältnisse zu den andern, sondern auch an sich äussern.

Eine ungewöhnliche Stärke des Geschlechtstriebes bey einem Menschen würde überdem, wenn sie auch nicht seiner Selbsterhaltung gefährlich wäre, doch schon aus einem andern Grunde mit der Naturbestimmung dieses Triebes in Streit seyn. Das Menschengeschlecht nämlich besteht nicht durch sich selbst; die Mittel seiner Erhaltung kann es nur aus dem Vorrathe, den die Natur ihm darbietet, nehmen. So reich dieser Vorrath auch ist, so wenig unerschöpflich würde er seyn, wenn das

*) Erster Theil. S. 276.

Menschengeschlecht sich zu schnell vermehrte. Eine zu große Fruchtbarkeit, welche, unter den vorausgesetzten Bedingungen, die Folge einer ausnehmenden Stärke des Geschlechtstriebes seyn würde, wäre also mit den Zwecken der Natur in Streit.

Außer einer zu großen Stärke und Schwäche können animalische Gefühle auch darin krank seyn, daß sie falsch sind. So will ich es nennen, wenn das animalische Gefühl den Menschen zu etwas treibt, wozu ihn die Natur nicht getrieben haben will. Durch ein solches falsches Gefühl werden die Stein- und Glasfresser und Andere öfter zum widernatürlichen Essen und Trinken gewisser Dinge getrieben. Ich sage absichtlich: Oft. Denn so sehr es uns auch auffallen mag, wenn ein Mensch z. B. Kalk ißt; so ist der Appetit darnach und eine Lust an dem Essen desselben nicht immer eine Krankheit; sondern vielmehr zeigt sich oft, bey einer anderweitigen Krankheit, hierin eben die Gesundheit des animalischen Gefühls. Denn zu dem Essen oder Trinken dieser Dinge wird der Mensch durch einen Instinkt, der in denselben ein Heilmittel findet, geführt. Sauvages, der dieses selbst anführt, hätte daher seine pica infantilis *) nicht als eine Krankheit, sondern viel-

*) Class. VIII. ord. VII. Spec. I.

vielmehr die Ursach derselben, die schlechte Verdauung, der der Instinkt, so zu sagen, abhelfen will, als eine Krankheit, und jene widernatürliche Eßlust als eine Krankheit betrachten sollen *).

Eben so wenig ist der Schmerz als eine Krankheit zu betrachten, wenn er gleich jederzeit auf eine Krankheit hinweiset, oder vor einem längern krankhaften Zustande warnt. Denn eben durch die Empfindlichkeit gegen den Schmerz will die Natur den Menschen vor Verletzungen bewahren. Der Schmerz als Schmerz kann also, wo er ihm die Gefahr

*) Nihil est vulgatius, heißt es (a. a. O.), quam infantes, trimi quadrimi cacochymi, potissimum apud plebeios, qui humum et murorum mortarium pugillatim et clam devorant per menses et annos; non secus ac aves pulveratrices, ut gallinae in sterquiliniis, lapillos, arenulas eligunt, quibus indigent, ad trituram alimentorum in stomacho extilinageo juvandam; illi vero infantes debili sunt stomacho, et ad acescentem saburram prono; nativo itaque quodam instinctu ducuntur, ad absorbentia terrea, quae hunc acorem corrigant, assumenda, ita ut natura in hoc sibi remedium quaerat, ut quaerit apud canes in gramine eum in finem vorando ut vomitu rejectum viscosam sui stomachi saburram everrat,

einer Verletzung oder den Anfang derselben zeigt, keine Krankheit seyn; wohl aber ist es die Unempfindlichkeit gegen den Schmerz, wie in dem Vorhergehenden bemerkt ist, und eine zu große Empfindlichkeit gegen denselben.

Zu groß nenne ich die Empfindlichkeit gegen den Schmerz, wenn sie größer als nöthig ist, den Menschen vor Verletzungen seines Körpers zu warnen. Denn eine solche zu große Empfindlichkeit gegen den Schmerz muß mit der Naturbestimmung des Schmerzes selbst in Widerspruch seyn. Denn für den Schmerz hat die Natur den Menschen empfindlich gemacht, um ihn zu seiner Selbsterhaltung zu treiben: seine Selbsterhaltung ist die nothwendige Bedingung des möglichst freyen Gebrauchs seiner Kräfte. Nur so weit als der Schmerz diese nicht hindert, indem er zu jenem Zwecke nothwendig ist, kann er daher nach dem Willen der Natur von dem Menschen empfunden werden. Eine Empfindlichkeit gegen denselben, die über jenen Grad hinausginge, müßte also nothwendiger Weise selbst eine Krankheit seyn.

Daß eine solche übergroße Empfindlichkeit gegen den Schmerz immer in einer anderweitigen Krankheit gegründet ist, geht, so wahr es an sich ist, mich nicht näher an.

Was ich bis jetzt bloß von den animalischen Gefühlen gesagt habe, läßt sich auf die übrigen körperlichen Gefühle anwenden. Denn sie können zu stark, zu schwach und auch falsch seyn. Das letzte wird da der Fall seyn, wo aus ihnen ein Bedürfniß entsteht, dessen Befriedigung für den gegenwärtigen Augenblick das Bedürfniß für den folgenden nur vergrößert, wie dieses z. B. bey dem Jucken der Fall ist.

XXV.

Ursachen der Krankheiten in den körperlichen Gefühlen.

Die Krankheiten in den körperlichen Gefühlen können ihren nächsten Grund entweder in dem Körper oder in der Seele haben. Wenigstens gilt dieses von den Krankheiten in den animalischen Gefühlen. Denn z. B. die Freßsucht, und ein Appetit an Dingen, welche die Natur nicht zu Nahrungsmitteln für den Menschen bestimmt hat, rührt entweder aus körperlichen Ursachen, oder der Grund davon liegt in der Seele.

In meiner Jugend schien mir die Beschuldigung unglaublich, wenn man hie und da einem jungen Mädchen nachsagte, daß es, um eine blassere Gesichtsfarbe, oder um die Kunst-

sprache zu gebrauchen, einen blassern Teint zu erhalten, Kalk esse, und noch unglaublicher war es mir, wenn ich hörte, daß es an demselben sogar einen Wohlgeschmack finden solle. So unglaublich mir die Sache damals seyn mußte, so natürlich und erklärlich würde sie mir jetzt seyn, wenn ich auch nicht wüßte, daß so eine widernatürliche Eßsucht den Aerzten bekannt ist *).

Denn wie die Modesucht den natürlichen Abscheu, den wir vor gewissen Dingen, wie dem Taback und Branntewein, ursprünglich haben, anfangs überwinden, und hernach sie selbst angenehm, ja den Genuß derselben für uns unentbehrlich machen kann; so kann auch bey dem weiblichen Geschlecht das leidenschaftliche Verlangen nach einer schönen Gesichtsfarbe zuerst den Abscheu vor dem Essen des Kalks überwinden, und hernach demselben sogar einen Wohlschmack geben. Denn die Vorstellung von der Wirkung desselben, die von demselben leidenschaftlich gewünscht wird, vergesellschaftet sich mit dem Geschmacke desselben, der sonst widrig seyn und bleiben würde, und das Mädchen, dem eine schöne Gesichtsfarbe über alles geht, glaubt was Angenehmes daran zu schmecken, das

*) Sauvages Cl. VIII. ord. VII. sp. VII. pica voluntaria.

bloß eine Vergesellschaftung der Vorstellungen der widrigen Sache gibt. Nicht anders verhält es sich mit dem Branntewein, dem Taback und andern Dingen, die dem Menschen anfänglich zuwider sind. Denn so unangenehm der Geschmack derselben auch demjenigen ist, der nicht an sie gewöhnt ist, so angenehme Wirkungen äußern sie doch, wenigstens weiterhin. Der Branntewein z. B., wie alle hitzige Getränke, reitzt, und der Rausch, den er allmählich herbey führt, ist, wenigstens bis er zu einer gewissen Höhe gestiegen ist, keineswegs unangenehm.

Eben daher ist es sehr begreiflich, daß die Wilden in Nordamerika, wie Weld irgendwo sagt *), den Branntewein in der eigentlichen Absicht, sich zu berauschen, trinken. Die Vorstellung von jener Wirkung vergesellschaftet sich bald mit dem Geschmack desselben, und derjenige, dem dieser sonst zuwider seyn würde, findet ihn angenehm. Mit dem Weine verhält es sich auf eine ähnliche Art. Denn die nicht süßen Weine widerstehn den meisten Menschen, ehe sie die Wirkung desselben empfunden haben, und vielleicht mehr seine Wirkungen, als was auch die geübteste Zunge ihm abschmecken kann, macht ihn für die meisten Menschen so

*) In seinen Reisen durch Nordamerika.

angenehm. Wenigstens scheinen dieses die meisten Ausdrücke, welche man von dem Geschmacke des Weins braucht, zu beweisen; denn diese weisen größtentheils auf seine Wirkungen hin. Man lobt den Geist, das Feuer, das Leichte, Liebliche u. s. w. im Geschmack desselben als eine Eigenschaft, die sich in demselben ankündigt, deren Wirkung man aber nicht in dem Kosten des Weins selbst erfährt. Die Vorstellung von diesen Eigenschaften ist es, was dem Genuß des Weins, auch ehe die Wirkungen derselben sich äußern können, einen für viele Menschen so verführerischen Reitz giebt. Ich kannte vor mehrern Jahren einen Mann, der den Wein liebte, aber gegen den Rausch auf seiner Huth seyn mußte, weil er nicht viel vertragen konnte. Dieser suchte sich selbst in der Täuschung als tränke er viel, zu erhalten. Denn er füllte sein Glas nie mehr als zur Hälfte, um die angenehme Vorstellung bey sich zu unterhalten, viele Gläser getrunken zu haben.

Ein noch auffallenderes Beyspiel, wie die Wirkungen, welche gewisse Dinge, nicht in dem Augenblicke, wo wir sie schmecken, sondern weiterhin äußern, uns nicht allein mit ihrem Geschmacke aussöhnen, sondern diesen auf die oben beschriebene Art selbst angenehm machen können, ist folgendes. Einer meiner Freunde der vor Jahr und Tag in Verhältnissen lebte,

welchen er nicht Diät halten konnte, oder vielleicht nicht zu halten verstand, hatte sich dadurch eine Magenschwäche zugezogen, die ihm oft sehr beschwerlich wurde. Nichts gewährte ihm bey seinen häufigen Unpäßlichkeiten mehr Linderung als eine Portion von dem Hoffmannschen Visceralelixir. Der Geschmack dieser Arzney war ihm Anfangs sehr zuwider gewesen, je öfter er aber die für ihn wohlthätigen Wirkungen derselben empfunden hatte, je leidlicher war er ihm geworden, bis er jetzt, da seine Magenschwäche längst von Grund aus gehoben zu seyn scheint, für ihn eine Leckerey daraus geworden ist, die er öfter zur Verwunderung derer, denen die angeführten Umstände nicht bekannt sind, tropfenweise aus dem Glase kostet.

Hat ein solches falsches animalisches Gefühl seinen Grund in einer Vergesellschaftung von Vorstellungen, so kann man ihm an wirksamsten durch eine andere Vergesellschaftung von Vorstellungen, aber solcher, die auf die entgegen gesetzte Art wirken, entgegen arbeiten. So klar diese Regel im Allgemeinen ist; so schwer ist ihre Anwendung in besondern Fällen. Ein junger Mensch z. B., der sich an den Branntewein gewöhnt hatte, wollte ihn sich verleiden, und versetzte ihn zu dem Ende mit einem Brechmittel, das seine Wirkung auch auf der Stelle

that, aber den Unglücklichen doch von seiner Verirrung nicht zurückbrachte. Vielleicht lag der Fehler darin, daß er selbst sein Arzt seyn wollte, und eben daher die Wirkung des Brechmittels ihm den Brannteweín nicht verleiden konnte, weil er doch nicht selbst diese dem Branntewein beylegen konnte. Vielleicht auch verrieth sich das zugesetzte Brechmittel schon durch seinen Geschmack, der von dem Geschmack, den der Branntewein sonst für ihn hatte, zu verschieden war, als daß dieses vor dem Branntewein selbst ihm hätte einen Abscheu erregen können.

Nach dem Bisherigen scheint es, als ob der Mensch von der Neigung zum Trunke schon von selbst zurückkommen, und daß dieses Uebel sein Gegengift schon von selbst bey sich führen müsse. Denn wenn gleich der Rausch in seinem Anfange keineswegs lästig ist; so ist er es doch in seinem Fortgange, da derjenige, der in einem höhern, wenn gleich nicht im höchsten Grade betrunken ist, es empfindet, daß er des Gebrauchs seiner Kräfte nicht mächtig ist. Steigt der Rausch zu seinem höchsten Grade, wo er sich in Bewußtseynlosigkeit und einen tiefen Schlaf endigt; so fühlt der Mensch sich bey dem Erwachen aus diesem Schlafe keineswegs erquickt und gestärkt, sondern ermüdet, und von einem dumpfen Kopfschmerz erdrückt, kurz, in dem unangenehm-

sten Zustande von der Welt. Dieser, sollte man doch denken, müßte ihm nach dem Vorhergehenden, den Wein, Branntewein, oder was es auch seyn mag, worin er sich berauscht hat, auf immer und ewig verleiden; und doch sieht man das Gegentheil. Allein die Wirkungen, welche hitzige Getränke, in zu großer Quantität genommen, äußern, ist eine ganz andere, als die sie in kleinern Quantitäten genommen haben. In kleinem Maße genossen, reitzen sie und erwecken das Gefühl des Lebens, und für wen könnte dieses erquickender seyn, als für den, der sich ganz von einem Rausche erschöpft fühlt? Es ist daher begreiflich, daß der Trinker von einem Rausch in den andern, wie der Spieler von einem Spiele in das andere gezogen werden kann *).

*) Dieses bestätigt auch die Geschichte eines halb wilden Menschen, der sich in dem Jahre 1793. zu Zips in Ungarn aufgehalten. „Wein und Brannte„wein,“ heißt es von ihm, „trinkt er nicht, seit„dem er sich berauscht hatte und darauf krank ge„worden war.“ — Siehe Wagners Beytr. zur Phil. Anthropologie 1 Th. S. 263. Vermuthlich hatte dieser Halbwilde sich gleich bey dem ersten Genusse des hitzigen Getränks, oder doch zu einer Zeit, wo er die Wirkungen desselben, wenn es in kleinern Quantitäten genommen wird, noch nicht erfahren hatte, berauscht.

Die Krankheiten, von denen ich bisher redete, sind nicht allein Krankheiten in animalischen Gefühlen, sondern auch Krankheiten in den animalischen Trieben. Die letzten folgen aber nothwendig aus den ersten. Denn das sinnliche Begehrungsvermögen wird lediglich durch Gefühle in Bewegung gesetzt.

XXVI.

Krankheiten in den geistigen Gefühlen.

Die geistigen Gefühle scheinen sich unter zwey Klassen bringen zu lassen. Sie sind entweder formell oder materiell; ersteres in so fern sie gewisse Thätigkeiten der Seele als solche begleiten und letzteres, wenn sie auf eine gewisse Vorstellung ihres Inhalts wegen erfolgen. Die Furcht und die Freude z. B. sind materielle Gefühle, da jene immer die Vorstellung eines möglichen Uebels, und diese die Vorstellung von einem Gute voraussetzt. Hingegen Erstaunen, Ueberraschung und das Gefühl, welches unsre mehr oder minder entwickelte Ueberzeugung begleitet, ist ein formelles Gefühl.

Die materiellen Gefühle scheinen dem Menschen eingepflanzt zu seyn, um ihn wirksamer

zu gewissen Handlungen zu treiben, als die Vorstellungen thun würden, von welchen diese Gefühle ausgehen, oder ihn stärker davon abzuhalten. Die Vorstellung von einem Uebel würde vielleicht viel zu schwach auf den Menschen wirken, wenn damit nicht das quälende Gefühl der Furcht, dessen er, je eher je lieber, los zu werden sucht, verbunden wäre. Eben so würde die bloße Vorstellung von einem Gute den Menschen schwerlich in Thätigkeit setzen, wenn nicht die Freude oder andere Gefühle, die damit verbunden sind, seine Kräfte belebte.

Die formellen Gefühle scheinen eine andere Naturbestimmung zu haben. Ihr Zweck scheint kein anderer zu seyn, als den Menschen auf gewisse Aeußerungen seiner Kräfte, oder vielmehr das Produkt derselben aufmerksam zu erhalten. Handlungen, welche uns geläufig sind, verrichten wir mit einer erstaunenswürdigen Schnelligkeit. So geschwind unsere Seelenkräfte dabey von einem Theile zum andern fortschreiten, so geschwind würde jeder Schritt, und was mit ihm gewonnen ist, unserer Aufmerksamkeit vorbeyeilen. Nichts, oder nur wenig davon, würde lange genug beachtet werden, um in den Schatz des Gedächtnisses aufgenommen zu werden: wenn unsere Aufmerksamkeit nicht durch gewisse damit verbundene Gefühle daran gehalten würde. Kurz, der Mensch würde seine

Geisteskräfte, besonders den Verstand jedesmal nur für den gegenwärtigen Augenblick gebrauchen können, wenn er durch die formellen Gefühle nicht in den Stand gesetzt wäre, das Produkt seiner Geistesthätigkeit, so zu sagen, in Besitz zu nehmen. Denn jedermann weiß, daß man um etwas zu behalten, es in einem gewissen Grade und lange genug beachten müsse.

Um sich von der erstaunlichen Schnelligkeit, mit welcher wir urtheilen und schließen, einen Begriff zu machen, darf man sich nur an die Fertigkeit, wozu man es bald in dem Lesen bringt, halten. Ein mittelmäßig fertiger Leser, lieset in einer Stunde drey Bogen, die, wie das vorliegende Buch gedruckt sind, wenn die Sachen selbst ihm keinen Aufenthalt verursachen. Nach einer leicht angestellten Berechnung, braucht er zu einer Seite zu lesen nicht mehr als eine und eine Viertel-Minute Zeit*). Rechnet man nun auf die Seite dreyßig Zeilen, und auf jede Zeile dreyßig Buchstaben; so muß er in einer und einer Viertel-Minute oder fünf und siebzig Sekunden **) neun hundert

*) Drey Bogen enthalten $16 \times 3 = 48$ Seiten. Um eine Seite zu lesen wird erfordert $\frac{1}{48}$ Stunde $= \frac{60}{48}$ Minuten $= 1\frac{12}{48}$ oder $1\frac{1}{4}$ Minuten.

**) Da eine Minute 60 Sekunden und mithin eine Viertel-Minute 15 Sekunden hat, so sind $1\frac{1}{4}$ Minuten $= 75$ Sekunden.

Buchstaben anerkennen *) und den einen von den andern unterscheiden, in einer Sekunde mithin zwölf verschiedene Buchstaben anerkennen **), und jeden von den andern unterscheiden. Das Anerkenntniß eines Buchstabens geschieht aber durch einen Schluß. Also zwölf verschiedene Schlüsse macht unser Leser in einer Sekunde. Und doch ist damit noch nicht alles, vielleicht nur das wenigste gethan. Denn er muß noch die einzelnen Buchstaben in Sylben, die Sylben in Wörter, und nach Anweisung der Interpunktion noch die Wörter zu Sätzen, und diese zu Perioden verbinden. Alles dieses geschieht nach Anwendung gewisser Regeln, mithin wiederum durch Schlüsse. Denn die Anwendung einer Regel auf einen Fall geschieht jederzeit vermittelst eines Schlusses. Setzt man nun voraus, daß der Leser dem Schriftsteller folgt, so daß dessen Gedanken in seine Seele übergehn; so steht einem der Verstand still. Man hat aus diesem und andern Beyspielen den Schluß machen wollen, daß wir uns Gegenstände ohne alles Bewußtseyn vorstellen. Dieses scheint indeß keineswegs zu folgen, da das

*) $30 \times 30 = 900$. Zu einer Seite werden aber nicht mehr als $1\frac{1}{4}$ Minuten erfordert.

**) $\frac{900}{75} = 12$,

Bewußtseyn, mitwelchem wir jede einzelne Vorstellung in der Reihe gegenwärtig haben, so transitorisch seyn könnte, als jede dieser Vorstellungen, und unser Unvermögen, einer Sache, mit der wir in einem so schnellen Flusse von Vorstellungen beschäftigt waren, uns hinterher wieder zu erinnern, nicht beweisen kann, daß sie uns gar nicht mit Bewußtseyn gegenwärtig gewesen. Denn wie oft ist es nicht der Fall, daß uns alle Erinnerung an eine Sache scheint entschwunden zu seyn, daß wir gar nicht einmal daran denken, uns auf sie besinnen zu wollen, bis sie sich uns mit einem Male wieder vergegenwärtigt und wir uns jetzt gar wohl darauf besinnen, daß sie uns mit aller Klarheit gegenwärtig gewesen sey. Allein dennoch folgt aus dem Obigen, daß alles, was wir in einem Flusse von Handlungen thun, die uns in einem höhern Grade geläufig sind, uns sogleich wieder entgehen würde, wenn wir nicht durch jene Gefühle, so zu sagen, daran gehalten würden. Dieses scheint daher die Naturbestimmung jener Gefühle zu seyn.

Die Wahrheit, als Wahrheit, gefällt, und dieses Wohlgefallen, als Wohlgefallen, empfinden wir schwächer oder stärker, wenn wir durch unserer mehr oder minder entwickelten Schlüsse zur Ueberzeugung von etwas gelangen

gen. Die mehr oder minder entwickelte Vorstellung, daß wir es sind, die eine wichtige oder versteckte Wahrheit gefunden haben, erfüllt uns mit einer Lust, bey der wir nicht verweilen können, ohne unsern Fund selbst schärfer in das Auge zu nehmen.

Die Ungewißheit, als Ungewißheit, hingegen erfüllt uns mit einem Unmuth, welcher durch das eigenthümliche Gefühl, welches Zweifel, als Zweifel, begleitet, aufgeregt wird. Ohne dieses Gefühl, das sich uns oft bey unentwickelten Zweifeln aufdringt, würden wir oft es nicht der Mühe werth halten, unsere Gedanken, wo möglich, zur Gewißheit zu erheben. Sie würden uns vielleicht eher entschlüpft seyn, als wir mit Ernst hätten daran denken können, uns der Wahrheit, auf der einen oder andern Seite des Zweifels, zu versichern.

Die formellen und materiellen Gefühle zerfließen oft, und fast immer, in einander, so, daß ein Gefühl, welches in der einen Rücksicht formell ist, in der andern materiell ist. In dem Augenblicke, wo der Mensch sich eine längst gesuchte Ueberzeugung erkämpft hat, wird er nicht allein dies vorhin erwähnte Wohlgefallen, sondern auch die formelle Lust an der Entdeckung derselben in ihrer ganzen Innigkeit empfinden. Auf gleiche Weise

scheint es sich mit dem moralischen Gefühl der Achtung zu verhalten. Das Gefühl der Achtung, als Achtung, ist objektiv; es entsteht aus unserer Vorstellung von der sittlichen Vollkommenheit einer Handlung. Aber dieses Gefühl entspringt aus dem Urtheile, in welchem diese Vollkommenheit anerkannt wird, und mit diesem Urtheil ist ein formelles Gefühl verbunden.

Die formellen so wohl, als die materiellen Gefühle können zu schwach, zu stark und auch falsch seyn. Ein Mensch kann aus einer Stumpfsinnigkeit vielleicht keine Furcht empfinden; er kann auch vielleicht durch die Furcht gehindert werden, das Uebel, das an sich nicht unvermeidlich wäre, zu entfernen; er kann endlich Dinge fürchten, welche gar keine Uebel sind, oder bey welchen, wenn sie gleich Uebel sind, alle Furcht vergebens ist. Wer den unvermeidlichen Tod weiter fürchtet, als es nöthig ist, um jeder Lebensgefahr aus dem Wege zu gehen, quält sich nicht allein vergeblich, sondern eben diese Furcht nagt auch an seinem Leben.

Eben so können auch die formellen Gefühle zu stark, zu schwach oder falsch seyn. Ersteres wird da der Fall seyn, wo wir, eben der Stärke des Gefühls wegen, bey ihm selbst stehen

bleiben und nicht auf die Thätigkeit der Seele, durch welche es aufgeregt wird, zurückgehen. Unsere Ueberzeugung von etwas z. B. wird, wie gesagt, immer von einem eigenen Gefühle begleitet. Dieses Gefühl begleitet nicht allein unsere gewissen, sondern auch unsere Wahrscheinlichkeitsschlüsse. Seine Lebhaftigkeit hindert uns oft, diese zu prüfen. Wir erheben unsere Erkenntniß, welche an sich der Gewißheit fähig wäre, nicht zu derselben, weil wir in jenem Gefühle schon einen Bürgen für die Wahrheit der Sache zu haben glauben. Die Verwunderung, und der höhere Grad derselben, das Erstaunen, lähmt unsere Verstandeskräfte, anstatt sie aufzuregen, wenn es zu stark ist.

Ein Mensch hingegen, der immer gleichgültig dabey bliebe, wenn eine Sache sich anders, als er sie erwartet hätte, ereignet, würde eben deshalb hinter andern zurückbleiben. Wo diese eine Aufforderung zum Nachdenken, und eben daher auch, ihre Kenntnisse zu erweitern hätten, würde für ihn dergleichen nicht vorhanden seyn. Er würde daher arm an Kenntnissen, und sein Verstand ungeübter bleiben, indeß seine Mitmenschen sich mit Kenntnissen bereichern, und ihr Verstand nach dem Willen der Natur sich immer mehr und mehr entwickelt.

Wie die formellen Gefühle falsch seyn können, ergiebt sich schon aus dem Vorhergehenden. Denn, wenn jene Gefühle so stark sind, daß sie uns täuschen und eben daher leicht Irrthümer veranlassen, regen sie sich auf eine Art, welche mit ihrer Naturbestimmung in geradem Widerspruche ist.

So können uns nicht allein die bloß formellen, sondern auch die Gefühle, welche theils formell und theils materiell sind, irre führen. Menschen, deren moralisches Gefühl mehr lebhaft ist, als ihre Einsichten entwickelt sind, werden durch dasselbe oft irre geführt. Ihre moralische Beurtheilung hält sich immer an eine Seite der Handlung, und läßt alles Andere aus der Acht. Sie schwärmen, indem sie groß und edel zu handeln glauben, oder sich mit Zweifeln und Bedenklichkeiten martern, die das Licht der Vernunft gleich zerstreuen würde, wenn bey ihnen die Vernunft ihr Recht gegen die Ausschweifungen ihrer Gefühle behaupten könnte.

Ueberhaupt ist jeder wenigstens auf dem Wege zur Schwärmerey, wenn er seinen zu lebhaften formellen Gefühlen unbedingt zu trauen geneigt ist, und zwar zur Schwärmerey aus Ueberspannung *). Doch diese und mehrere andere Punkte, behalte ich mir für den

*) 1. Thl. S. 301.

Verfolg meiner Untersuchungen vor. Hier ist nur die Frage, wie soll man sich gegen die Ausschweifungen jener Gefühle schützen? Hat der Mensch ihnen schon oft Gehör gegeben, und haben sie eben daher über ihn eine gewisse Gewalt gewonnen, so mögte die Hülfe des Arztes wohl zu spät kommen; höchstens würde sie den Fortgang des Uebels hindern können, es selbst aber zu vertilgen, außer Stande seyn. Um so wirksamer aber kann ihm der Erzieher vorbauen, wenn er seinen Zögling daran gewöhnt, alle seine Gedanken auf deutliche Gründe zurückzuführen, jene Gründe bestehen nun in Erfahrungen oder Begriffen. Der Mensch der hieran gewöhnt ist, wird nie unter die Herrschaft seiner Gefühle gerathen können; sondern diese werden ihm nur denjenigen Dienst leisten, um dessentwillen ihn die Natur für sie empfänglich gemacht hat. Er wird schnell und nach fester Ueberzeugung handeln, ohne durch unauflösliche Irrthümer falsch geführt zu werden. Er wird sich in Handlungen nicht übereilen, aber auch durch grillenhafte Bedenklichkeiten bey ihnen nicht aufgehalten werden.

XXV.
Trübsinn, Mißmuth, Unmuth, und Narrheit in ihrem Zusammenhange.

Der Trübsinn, den ich schon vorhin *), durch einen Hang, sich traurigen Gefühlen zu überlassen, erklärt habe, hat in einer zu großen Empfänglichkeit für materielle Gefühle seinen Grund. Sind diese Gefühle dazu bestimmt, den Menschen zum Handeln zu reitzen; so muß eine Stimmung des Gefühlsvermögens, welche ihn nur an Gefühle hält und immer von dem Handeln zurückzieht, wider die Absicht der Natur und also eine Krankheit seyn.

Diese Krankheit setzt wohl mehr als irgend eine andere eine ursprüngliche oder angebohrne Anlage voraus, aus welcher sie sich leicht ent-

*) 1. Th. S. 120.

wickelt, wenn nicht eine weise geleitete Erziehung derselben entgegen arbeitet; und noch leichter, wenn der Mensch, ehe er gewisse Jahre zurückgelegt hat, in Lagen kommt, wo der Gram, die Wehmuth oder die Betrübniß ihre Nahrung finden. Ich habe schon vorhin, als ich von diesen Gefühlen zu reden Veranlassung hatte, den Grund angegeben, warum der Mensch sich ihnen, ungeachtet sie mehr oder minder unangenehm sind, überläßt. Denn sind die Gefühle auch unangenehm, so ist der Unlust in ihnen doch eine überwiegende Lust beygemischt, welche diese Gefühle so anziehend macht *). Hiezu kommt noch ein anderer Grund. Der Mensch nämlich, der diesen Gefühlen sich oft überlassen hat, befindet sich bey denselben nicht allein wohl, sondern sie nähren bey ihm ein Wohlgefallen, das er an der Betrachtung seiner selbst findet. Ich nehme diesen Ausdruck hier in seiner engsten und eigentlichen Bedeutung, nach welcher wir Wohlgefallen an etwas finden, wenn wir ihm eine Vollkommenheit beylegen. Ein solcher Mensch findet es vielleicht unbehaglich, wenn nicht gar schmerzlich, daß andere in seine Gefühle nicht einstimmen, oder diese gar mißbilligen; allein, eine andere Betrachtung ist für ihn mehr als tröstlich. Denn es schmeichelt seinem Stolze nicht wenig, daß diese nicht so fein fühlen,

*) 1 Thl. S. 114 — 118.

als er. Dieser thörichte Wahn, der seinen Gefühlen immer mehr Vorschub thut, bringt ihn dem Trübsinne immer näher, bis er in diesem keine Entschädigung gegen seine Uebel mehr finden kann. Denn hat der Trübsinn einmal Wurzel bey ihm gefaßt; so kann er der traurigen Empfindungen sich nicht entschlagen, die alles in der Welt ihm aufdringt. Denn er wird alles in der Welt um so mehr von der Seite anzusehen geneigt seyn, die ihn in demselben unterhält, um in seinen eigenen Augen bey demselben doch Recht zu behalten.

Der Trübsinn geht bald in Mißmuth, und dieser in Unmuth über. Denn in der Gemüthsstimmung, in welcher der Mensch seinen Muth zwar so zu sagen angeregt, aber auf der andern Seite fast immer unterdrückt fühlt, nennen wir ihn mißmüthig, so wie wir unter Unmuth den Zustand verstehen, in welchem der Muth so sehr erschlafft ist, daß er zu nichts mehr gereitzt werden kann, und eben dieses Gefühl des Unvermögens den Menschen über alles drückt.

Es bedarf wohl keines Beweises, daß der Unmuth, so wie der Mißmuth, wenn man darunter nicht einzelne vorübergehende Stimmungen versteht, als Krankheiten und zwar als Gemüthskrankheiten (1. Thl. S. 262.) zu betrachten sind. Der erste ist insbesondere

als eine Krankheit, in welcher der Muth fälschlich gereitz, und der letzte als eine solche, in welcher er unterdrückt ist, anzusehen.

Der Unmuth, der sich eines Menschen bemächtigt hat, kann leicht in Blödsinn übergehen, oder zu einem Leichtsinne verführen, der alles in der Welt gehen läßt, wie es gehen mag.

Das erste wird da der Fall seyn, wo der Unmuth sich seiner so sehr bemächtigt, daß er darüber unthätig wird. Denn sind seine Kräfte eine längere Zeit hindurch ohne Uebung, so ist nichts natürlicher, als daß sein Verstand in die blödsinnige Schwäche gerathen wird. Wo hingegen jemand des drückenden Unmuths, der ihn verfolgt, sich geflissentlich zu entschlagen, und alles, was ihn unterhält, zu vergessen und eben deshalb sich mit ganz andern Dingen zu unterhalten sucht, wird er in den angegebenen Leichtsinn verfallen, und auch hier wäre, wie bey der Narrheit, eine Vermischung von Krankheit und moralischer Verirrung *).

Man hat sich hierüber um so weniger zu verwundern, da der Unmuth, sowohl wie die Schwermuth, in Narrheit übergehen kann,

*) 1 Th. S. 277.

man verstehe nun unter der Narrheit den wirklichen Wahnsinn, in welchem der Kranke so lange sich glücklich befindet, als er in seinem herrschenden Wahne nicht gestört wird, oder das thörichte Bestreben, das nur zu oft zu jenem Wahnsinn führt, das Bestreben, eine Vorstellung, bey deren Wahrheit man sich glücklich fühlen würde, lebhaft zu erhalten, wenn man gleich von deren Wahrheit nicht überzeugt ist. Von der Narrheit der ersten Art, welche ich zum Unterschiede von der zweyten die wahnsinnige Narrheit, so wie diese die bloße Narrheit, nennen will, habe ich in dem Vorhergehenden schon mehrere Beyspiele gegeben. Denn der Jesuit Sgambari *), der sich einbildete zum Cardinal kreirt zu seyn, litt an so einer wahnsinnigen Narrheit. Wie diese aus dem Unmuth hervorgehen kann, ist eben so leicht zu begreifen, als wie sie sich aus der Schwermuth entwickeln **) kann. Hiervon habe ich schon vorhin zwey Beyspiele angeführt und diese auch erklärt. Denn der Haushofmeister eines großen Herrn, der in der französischen Revolution um sein ganzes Glück gekommen war, dann mit dem Gedanken, hingerichtet zu werden, sich in dem Gefängisse quälte, und zuletzt sich ein-

*) Erster Theil. S. 263.

**) ebend. S. 184.

bildete, König von Frankreich geworden zu seyn, war anfänglich schwermüthig, und seine Schwermuth ging hernach in eine wahnsinnige Narrheit über. Dasselbe war der Fall bey dem Rechtsgelehrten, der über den Verlust seines einzigen Sohns, der ihm durch eine Requisition entrissen war, anfangs den tiefsten Schmerz empfunden hatte, und dann sich in den Kopf gesetzt hatte, König von Korsika zu seyn *). Ihrer närrischen Einbildung gaben sie sich Preis, weil sie ihnen den schwermüthigen Gedanken an ihr Elend aus den Augen rückte, und eben so wird derjenige, dem die Last des Unmuths zu schwer geworden ist, sich leicht an diese oder jene Vorstellung halten, die ihn angenehmer beschäftigt. Bemächtigt sich diese seiner in einem höhern Grade; so wird sie ihm Wahrheit werden, und er in eine wahnsinnige Narrheit verfallen.

Die bloße Narrheit, welche meistens der Uebergang zu der wahnsinnigen Narrheit ist, fließt eben so leicht aus dem Unmuthe. Der Mensch weidet sich an der Vorstellung eines fremden Zustandes, in dem er sich zu seyn wünscht, um seinen Unmuth dadurch zu zerstreuen, wie der kleine Knabe auf dem Steckenpferde reitet, und das kleine Mädchen mit ihrer Puppe spielt, weil sie hier schon sich an der Glückseligkeit, die sie sich in ihrem reifern Alter

*) 1 Thl. S. 184.

versprechen, weiden. Ihre Empfänglichkeit für alles was sie, es sey nun in der Wirklichkeit oder in der Einbildung vergnügt, schützt sie indeß vor der Narrheit.

Schon Herr Erhard hat es als ein wesentliches Kennzeichen der Narrheit angegeben, daß sie in einer Versetzung in einen fremden Zustand, in der Absicht sich an der Vorstellung desselben zu ergötzen, bestehe*), und der Sprachgebrauch des gemeinen Lebens bestätigt das Treffende seiner Bemerkung. Die Menschen nämlich, die das Talent haben, die Manieren, Sprache und das ganze Benehmen anderer nachzuäffen, werden von der ungebildetsten Gesellschaft, die daran ihre Unterhaltung findet, Narren genannt, nicht geschimpft. Denn dieses Talent findet in derselben willige Bewunderer, die die Kunst ihres Narren, die Person eines andern so ganz anzuziehen, so sehr hoch schätzen. Noch mehr: wir nennen unsere Kinder kleine Narren, wenn sie uns durch ihre unschuldigen Nachahmungen erwachsener Personen ergötzen.

Von der Schwermuth zur Narrheit scheint der Uebergang leichter als von dem Unmuthe. Denn die Schwermuth kommt darin mit der

*) Versuch über die Narrheit und ihre ersten Anfänge in Wagners Beytr. zur philosophischen Anthropologie 2 Th.

Narrheit überein, daß die Seele in derselben an einem Gegenstande hängt, beyde also stimmen in ihrem Tone *) überein, und je mehr dieses bey zwey Gemüthszuständen der Fall ist, um so leichter geht der eine, unter übrigens gleichen Umständen, in den andern über **). Hierzu kommt noch, daß in der Schwermuth die Kräfte der Seele keineswegs unterdrückt sind; dagegen im Unmuthe diese ganz darnieder liegen, also in demselben der Mensch selbst nicht stark genug ist, eine gewisse Vorstellung fest zu halten, und der Unmuth so wenig mit der Narrheit als mit einem andern Gemüthszustande, in welchem die Kräfte der Seele nicht unterdrückt sind, im Tone übereinstimmen kann.

Wenn ich hier von einem eigenthümlichen Tone der Narrheit rede; so verstehe ich die Narrheit in ihrem Entstehen. Denn wenn sie zu ihrer vollen Reife gekommen ist, so handelt der Narr seinem Charakter gemäß, oder wie er bey völlig gesundem Verstande handeln würde, wenn sein närrischer Wahn nicht Wahn, sondern Wirklichkeit wäre.

Die Narrheit, in welche die Schwermuth übergeht, wird nicht lange bloße Narrheit bleiben, sondern bald in eine wahnsinnige über-

*) 1. Thl. S. 160.
**) ebend. S. 162.

gehen. Der Schwermüthige nämlich, der an den traurigen Vorstellungen, welche seine Schwermuth nähren, zu hängen gewohnt ist, wird, wenn er sich durch Hülfe anderer Vorstellungen von jenen losreißen kann, die eine oder die andere derselben um so fester umfassen, nicht allein weil dieses nöthig ist, um sich um so eher von den Vorstellungen, welche ihn drücken, loszureißen, sondern auch weil es bey ihm schon zur Gewohnheit geworden ist, an einzelnen Vorstellungen zu hängen. Hierdurch wird denn eine Vorstellung, die ihn vorzüglich anzieht, sich seiner bald ganz bemächtigen und um so mehr in einen festen Wahn übergehen, je mehr sie ihm alles Andere aus den Augen rückt.

XXVII.

Heilung des Trübsinns und der verwandten Krankheiten.

Der Trübsinn scheint schwerer zu heilen, als die Schwermuth. Denn in der Schwermuth brütet der Kranke über einer Vorstellung oder einer Reihe von Vorstellungen. Hat man Mittel, diese, wenn auch nur auf einige Zeit bey ihm zu verdunkeln; so ist für seine Heilung schon viel geschehen, wenn sie nicht gar vollbracht ist. Wie dieses durch Ableitung seiner Aufmerksamkeit auf andere Gegenstände, durch eben dasselbe Interesse, das ihn an den seinigen fesselt, oder durch die Erregung eines andern Interesse, geschehen könne, darüber habe ich schon in dem Vorhergehenden meine Gedanken so ausführlich mitgetheilt, daß ich hier mich nicht wiederholen zu dürfen glaube.

Bey dem Trübsinnigen hingegen ist es nicht ein Hang zu dieser oder jener bestimmten Vor-

stellung insbesondere, sondern ein Hang zu Vorstellungen einer gewissen Art, weil diese gemischte Gefühle bey ihm unterhalten, dem man entgegen zu arbeiten hat. Seine Aufmerksamkeit ist auch auf keinen Gegenstand leicht in dem Grade zu heften, daß er nicht bey jedem Anlaß in seine trübsinnige Laune zurückfallen sollte, besonders da die Vorstellungen, welche dem Trübsinne Nahrung geben, nicht bloß unangenehm, sondern gemischt sind.

Ist der Trübsinn schon in Mißmuth übergegangen, so scheint die Heilung leichter; und am allerleichtesten, wenn er schon in einen drückenden Unmuth übergegangen ist. Denn dieser Zustand ist zu beschwerlich, als daß die Seele ihn nicht ernstlich fliehen sollte. Hier kommt der Heilung ein Umstand in dem Uebel selbst zu statten. Im Unmuthe nämlich ist man, eben deshalb weil man sich zu schwach fühlt, das zu ändern, was ihn nährt, von selbst schon geneigt, seine Augen davon wegzuwenden, weil man überzeugt ist, daß alle Gedanken daran eben so vergeblich seyn würden, als sie quälend sind. In der Schwermuth ist dieses auch nicht immer da der Fall, wo der Gegenstand der sie unterhält, bloß unangenehme Gefühle erregt. Je unglücklicher der Mensch ist, um so mehr ist er geneigt, Hoffnungen Raum zu geben, wenn sein Unglück nicht eben in der unmuthigen Vorstellung

stellung seiner Schwäche liegt. Deshalb wird auch der Schwermüthige von der angegebenen Art von dem Gegenstande seiner Schwermuth angezogen, weil er entweder Mittel und Wege, seinem Unglück zu entgehen, zu ersinnen, oder eine tröstliche Aussicht, auf eine andere Art von demselben frey zu werden, zu entdecken hofft. Eben aus diesem Grunde scheint der Unmuth heilbarer als die Schwermuth.

Die unglücklichste Art des Wahnsinns ist wohl die wahnsinnige Narrheit. Denn der schwermüthig Wahnsinnige, den sein eigner Wahn martert, wird immer noch eine mitleidige Theilnahme finden, die sein Unglück lindern müßte, wenn er sie bemerken könnte. Der wahnsinnige Narr hingegen läßt die Empfindung des Mitleids in den Herzen der meisten, und selbst auch wohldenkender Menschen nicht aufkommen. Er wird zwar nicht von ihnen gehaßt; aber seine Ungereimtheiten erregen ein Lachen, das keine ernste Theilnahme aufkommen läßt. Denn die Empfindung des Lächerlichen und des Mitleids sind zu ungleichartig, als daß die eine der andern Raum liesse.

Dennoch ist es eine glücklichere Wendung, die der Unmuth nimmt, wenn er in eine wahnsinnige Narrheit, als wenn er in Blödsinn übergeht. Im Blödsinne erstarren alle Kräfte der

Seele, je länger je mehr; in der Narrheit hingegen haben sie nur eine falsche Richtung genommen. Sind in dem Unmuthe gleich die Kräfte niedergedrückt; so werden sie durch die Narrheit, in welche er übergegangen ist, wieder aufgeregt. Alles kommt demnach nur darauf an, ihnen wieder eine andere Richtung zu geben. So schwer dieses auch ist; so ist es doch keineswegs unmöglich. Man denke nur an den Mahler, der in der närrischen Einbildung lebte, ein Prinz zu seyn, und den sein Arzt dadurch heilte, daß er ihn lange Zeit hindurch mit der ihm aufgegebenen Arbeit beschäftigt hatte (S. 203.). Ich weiß zwar nichts weiter von diesem Mahler, als was ich von ihm angeführt habe; allein unmöglich wäre es nicht, daß er in seine Narrheit, in der wir ihn kennen, durch einen vorhergegangenen Unmuth gerathen wäre.

XXVIII.

Ueber die Verhütung des Trübsinns durch die Erziehung.

Je schwerer der Trübsinn zu heilen ist, um so mehr ist es die Pflicht des Erziehers, der Anlage zu demselben entgegen zu arbeiten. Gewöhnung zu einer regelmäßigen Thätigkeit und einer pünktlichen Ordnung in Geschäften mögten, neben zweckmäßigen Leibesübungen, wohl die heilsamsten Vorbauungsmittel seyn. Wer regelmäßig und angelegentlich zu arbeiten gewohnt ist, wird davon entfernt bleiben, sich Gefühlen zu überlassen, die der Anlage zum Trübsinn Nahrung geben. Denn davor wird ihn schon seine Arbeitsliebe bewahren. Die Arbeit nämlich wird ihn immer durch ein Interesse des Vorsatzes mit ihrem Gegenstande beschäftigen. Eben daher wird dieses Interesse

leicht, durch die Gewohnheit zu arbeiten, ein Uebergewicht über das Interesse der Lust gewinnen, aus welchem nur er seinen trübsinnigen Gedanken nachhängen würde. Eben dadurch werden ihm dann die bloßen Gedankenspiele, in welchen trübsinnige Empfindungen ihre Nahrung finden, bald zum Ekel. Dieses wird indessen erst der Fall seyn, wenn die Seele durch Gewöhnung zur Arbeit zuvor hinlänglich gestärkt ist, und es ihr gleichsam zum Bedürfniß geworden ist, wenigstens von Zeit zu Zeit durch das Interesse des ernsten Vorsatzes bestimmte Gegenstände zu umfassen. Bis dahin können leicht Umstände eintreten, die alles, was durch eine weise Erziehung gegen jene Anlage geschehen ist, mit einem Male vereiteln. Der Jüngling von weichem Herzen, der Vorfälle erlebt, welche ihn mit Wehmuth und Betrübniß erfüllen, wird, ungeachtet aller Mühe, welche sein Erzieher gegen seine Anlage zum Trübsinne angewandt hat, zu diesem geneigt bleiben, wenn er nicht in Lagen und Verhältnissen, welche jene Empfindungen veranlassen, sehr vorsichtig behandelt wird. Ihn auch noch so glimpflich tadeln, wenn er sich jenen Empfindungen überläßt, würde nicht allein vergebens, sondern selbst höchst schädlich seyn. Dem Menschen von weichem Herzen scheinen jene Empfindungen, wie sie es auch sind, wenn sie nur nicht über ihre Grenzen hinausschweifen, so natürlich, daß

er denjenigen, der für sie nicht so empfänglich ist, leicht für gefühllos, und den, der sie tadelt, für hart hält. Also eine wahre innige Theilnahme, die sein Erzieher gegen ihn auch hier bewiese, würde an ihrem rechten Orte seyn. Der Erzieher würde hierdurch den Zögling ganz in seine Gewalt bringen, und diese Gewalt zu dessen Besten dazu brauchen können, allmählich ihn von den Empfindungen abzuziehen, denen dieser sich zu sehr zu überlassen in Gefahr ist.

Das eben Gesagte fällt gleich in die Augen, wenn man auf den deutlichen Begriff von dem, was man das weiche Herz nennt, zurückgeht. Denn dieses ist wohl nichts anders, als eine größere Empfänglichkeit für die geselligen Gefühle der gemischten Art. Mit dieser Empfänglichkeit ist immer eine Theilnahme an den Schicksalen Anderer verbunden, und der Mensch von so weichem Herzen, der bey andern diese Theilnahme an seinen Schicksalen sieht, wird sich von ihnen sehr angezogen finden. Der Erzieher, der in diese Empfindungen seines Zöglings einzustimmen scheint, wird eben dadurch ein Mittel erhalten, sie zu schwächen.

Noch schädlicher als es seyn würde, diese Empfindungen zu tadeln, wäre das Lob, das dem weichen Herzen, besonders der Kinder, ertheilt würde. Denn dieses verleitet

sie, ihre Empfindungen noch mehr zu billigen, als sie dieselben schon ohnehin zu billigen geneigt sind. Sie werden sich in diesen Empfindungen immer mehr wohlgefallen, und weil sie sich ihnen ganz überlassen, die Handlungen versäumen, zu welchen diese Empfindungen doch treiben sollen.

Aber soll der Erzieher denn diese für die Menschheit so wohlthätigen Gefühle ganz vernachlässigen? Mit nichten! Nur durch ein ihnen unmittelbar ertheiltes Lob soll er sie nicht zu sehr anfachen, wo bey seinem Zögling die Anlage zu den gemischten Gefühlen zu stark ist, dagegen aber um so williger der Gesinnung, welche durch dieses Gefühl in Thätigkeit gesetzt wird, und allem Guten, was aus ihr hervorgeht, oder jeder Handlung, die von thätiger Menschenliebe zeugt, sein Lob ertheilen. Durch dieses wird alsdann genug für die Unterhaltung jener Empfindungen geschehen, die nur da, wo sie zu Handlungen der Menschenliebe treiben, wohlthätig für die Gesellschaft werden können.

Ich nannte vorhin Leibesübungen unter den Mitteln, die der Anlage zum Trübsinn entgegen arbeiten sollen. Es ist vielleicht nicht überflüssig, hierüber mich näher zu erklären.

Leibesübungen, die immer eine gewisse Munterkeit der Aufmerksamkeit erfordern, bey

welcher man mehrere Gegenstände zwar schnell hintereinander, allein doch jeden mit der gehörigen Bestimmtheit beachtet, können nur in einem Gemüthszustande vorgenommen werden, dessen Ton von dem Gemüthszustande, in welchem wir uns der Wehmuth, der Betrübniß, oder andern ähnlichen Gefühlen überlassen, ganz unähnlich ist. Durch die öftere Wiederholung dieses Zustandes bey jenen Uebungen wird er der Seele bald habituell, und sie daher, nach dem oben *) angegebenen Gesetze für die Empfindungen, in welchen sich der Trübsinn nährt, unempfindlicher machen. Hierzu kommt noch, daß während jener Uebungen die Aufmerksamkeit mehr durch das Interesse des Vorsatzes als das Interesse der Lust regiert wird, und dieses doch nur, wie schon gesagt, den trübsinnigen Empfindungen Eingang verschafft.

Diese letzte Regel ist mehr bey der männlichen als weiblichen Jugend angebracht. Denn außer dem Tanze mögte es wohl keine andern Leibesübungen mehr geben, zu welcher diese angehalten werden könnte.

*) Erster Theil. S. 160.

XXIX.

Krankheiten des Begehrungsvermögens.

Unsere Begierde nach etwas ist sinnlich, in so fern sie durch die Lust, welche mit demselben verknüpft ist, erregt wird; und verständig, in so fern sie durch die Begriffe von Mittel und Zweck aufgeregt wird. Die Begierde nach dem Genusse einer wohlschmeckenden Speise ist sinnlich, die Begierde nach dem Besitze einer Sache, die wir als ein Mittel zu einem vorgesetzten Zwecke betrachten, hingegen verständig. Diese Unterscheidung wendet sich von selbst auf das Verabscheuen an. Denn dieses ist eigentlich doch nichts anders als ein Begehren, wenn gleich nicht ein Begehren der verabscheueten Sache selbst, sondern ihres Gegentheils, welches Begehren aus der Vorstellung jener

entspringt. — Doch diese Begriffe kann und muß ich bey meinen Lesern voraussetzen.

Die sinnliche Begierde wird bey dem Menschen durch alles aufgeregt, was ihm Lust macht. Diese Lust soll ihn, wie ich schon vorhin gesagt habe, zu allem treiben, was zur Erhaltung seiner selbst oder zur Erhaltung seiner Gattung nothwendig ist.

Hieraus fließt die Lust an dem Genusse der Nahrungsmittel, die Geschlechtslust, und aus der Empfindung derselben fließen gewisse Triebe, die nur als nähere Mittel zu eben demselben Zwecke wirken sollen, als jene Gefühle; also der Trieb nach dem Genusse von Nahrungsmitteln und der Geschlechtstrieb.

Doch auf die Erhaltung der Individuen und die Fortdauer der Gattung scheinen nicht alle Triebe und die mit ihnen verbundene Lust ausschließend zu gehen. Denn wenn die Lust an der Bewegung und der Ruhe, und der Trieb nach der einen oder der andern, der nach Verschiedenheit der Umstände sich bey dem Menschen äußert, ihm zu diesem Behufe auch eingepflanzt ist; so ist doch der Trieb nach Eigenthum, Ehre, Gesellschaft, und nach Abwechselung, hieraus allein noch nicht erklärlich.

Um bey dem letzten vor der Hand stehen zu bleiben; so fällt leicht in die Augen, daß die Naturbestimmung desselben keine andere seyn kann, als den Menschen zur Ausbildung nicht dieses oder jenen Vermögens allein, sondern zur verhältnißmäßigen Ausbildung aller zu reitzen. Denn bey dem einen, was wir vornehmen ist besonders das eine, und bey dem andern das andere Vermögen thätig, und durch Thätigkeit wird jedes Vermögen ausgebildet.

Deshalb zeigt sich dieser Trieb vorzüglich in der Jugend. Das Kind hat kaum eine Sache leidenschaftlich angefangen, so ist es ihrer, wenigstens für jetzt, überdrüßig und greift nach einer andern. In dem männlichen Alter wird dieser Trieb schwächer. Der Mensch ist alsdann schon mehr gewohnt, aus dem eigentlichen Interesse des Vorsatzes zu handeln, als das Kind, welches bloß durch das Interesse der Lust in Thätigkeit gesetzt wird. Hierzu kommt noch ein anderer Grund. Der Mensch, der zu gewissen Jahren gelangt ist, hat das eine seiner Vermögen gewöhnlich mehr ausgebildet, als das andere. Bey Beschäftigungen, welche dieses in Thätigkeit setzen, gefällt er sich mehr als bey andern, die ihm nur mit Mühe und Anstrengung von statten gehen. Er wird daher nicht von diesen zu jenen eilen, wenn ihn nicht ein besonderes Interesse des Vorsatzes zu ihnen abruft. Bey

dem Kinde hingegen, wo noch kein Vermögen durch die Ausbildung ein Uebergewicht über die andern gewonnen, kann noch keine Vorliebe für diese oder jene Beschäftigung Wurzel gefaßt haben, als nur in so fern, als seine natürlichen Anlagen mehr der einen als der andern zusagen. Aber eben weil diese Anlagen noch zu unentwickelt sind, wird das Kind das Vergnügen, das die Aeusserung seiner vorzüglichen Anlagen begleitet, noch zu wenig gekostet haben, um dadurch für diese oder jene Beschäftigung, bey welcher sie ihre Nahrung fände, eine Vorliebe gewinnen zu können. Dadurch werden denn auch die Vermögen, mit welchen es nicht so gütig von der Natur ausgestattet ist, ausgebildet. Dieses ist ein um so größeres Glück für dasselbe, weil, wenn es eben so handelte, als der erwachsene Mensch, die Vermögen, mit welchen es nicht so glücklich versehen ist, ganz von ihm vernachlässigt werden und seine Ausbildung nur einseitig seyn würde.

Doch so begreiflich aus diesen Gründen die Stärke des Triebes nach Abwechselung bey dem Kinde, und seine Schwächung in dem reifern Alter bey dem Menschen ist; so findet sich dieser Trieb doch auch in dem männlichen Alter. Denn oft finden wir, wenn wir von einer Arbeit ermüdet sind, unsere Erholung in einer

andern, und kehren ohne eine andere Erholung zu genießen, von dieser zu jener zurück. Dieses scheint auf einen ursprünglichen Trieb nach Abwechselung hinzuweisen, dessen Zweck kein anderer seyn kann, als den Menschen zur Ausbildung aller und jeder seiner Vermögen zu reitzen, weil sie nicht allein die Erhaltung des Individuums und der Gattung, sondern auch die größtmögliche Vollkommenheit des Menschen beabsichtigt.

Aus diesem Grunde ist dem Menschen auch der Trieb nach Gesellschaft, und sind ihm alle andere Triebe eingepflanzt. Doch diese Triebe sind nicht bloß sinnlich, sie sind sinnlich vernünftig. Der Mensch findet in ihrer Befriedigung Mittel zu der Erreichung seiner Zwecke. Deshalb vergesellschaftet sich mit der Vorstellung derjenigen Gegenstände, auf welche sie gehen, eine Lust, und diese Gegenstände werden von ihm selbst sinnlich begehrt.

Ich will vor der Hand bey den sinnlichen, oder wie ich sie vorhin genannt habe, den animalischen Trieben stehen bleiben. Diese mögten sich auf den Trieb nach dem Genuß von Nahrungsmitteln, den Geschlechtstrieb, und den Trieb nach Ruhe und Bewegung, in so fern diese zum körperlichen Wohlseyn nöthig ist, zurückführen lassen. Alle diese Triebe werden durch ihnen entsprechende Gefühle aufge-

regt. Der Mensch welcher bloß diesen ohne Leitung der Vernunft folgte, würde bloß auf ihre Regung jene Naturtriebe befriedigen. Sind diese Gefühle zu stark, so wird auch der Trieb, der aus ihnen entspringt, zu stark; sind sie zu schwach, so wird derselbe gleichfalls zu schwach seyn; und wo sie falsch sind, wird jener Trieb sich auch verirren. Die Krankheiten in dem Triebe nach dem Genusse von Nahrungsmitteln, so wie in dem Geschlechtstriebe werden sich daher leicht aus demjenigen bestimmen lassen, was ich in dem Vorhergehenden über die Krankheiten in jenen Gefühlen gesagt habe *). Auch werden sich, da jene Krankheiten immer in diesen gegründet sind, die Ursachen derselben gleichfalls leicht aus dem Obigen finden lassen. Denn so mannigfaltig die Ursachen von den Krankheiten in den animalischen Gefühlen sind, werden sie es auch bey den Krankheiten in den Trieben seyn, welche aus diesen folgen.

Nur von den Krankheiten in dem körperlichen Gefühle, das den Menschen zur Ruhe oder Bewegung einladet, habe ich noch nicht geredet. Dieses führt mich auf den Tarantismus, und die ihm ähnlichen Krankheiten.

*) S. 266. u. f.

XXX.

Fortsetzung.

Tarantismus.

Der Tarantismus ist die Krankheit, welche sich in einer unersättlichen Begierde zu tanzen außert. Ich würde sie die Tanzsucht nennen, wenn man bey dieser nicht an die nicht einzuschränkende Neigung zum Tanz unserer Weiber und Mädchen dächte, die manche derselben mit einem frühen Tode, und was schrecklicher ist, mit einem frühen Alter hat büßen müssen. Denn jener Tarantismus ist physisch, von der Freyheit des Menschen unabhängig, diese Tanzsucht hingegen moralisch. Sie läßt der Neigung zum Tanze auf eine freye Art Raum. Wäre dieses nicht, so würde ich jene Krankheit so nennen, da der Name Tarantismus doch auf eine falsche Ursach der Krank-

heit hinzuweisen scheint *), der Name Tanzsucht aber recht eigentlich auf sie passen würde.

Ich sage mit Fleiß: der Tarantismus äußere sich in jener unersättlichen Begierde zum Tanze; nicht, daß er darin, als Krankheit, bestehe. Denn jene Begierde entspringt aus einer eigenen Krankheit, oft durch einen wohlthätigen Instinkt, und in der Befriedigung derselben findet der Kranke, wenn auch nicht immer seine Heilung, doch oft auf einige Zeit eine Befreyung von seinem Uebel. Dieses beweiset wenigstens, was Sauvages, an dem ich mich hier halte, von einer Art des Tarantismus **) anführt. Die Krankheit, sagt er, ist chronisch, mit heftigen Anfällen,

*) Sauvages Cl. VIII. gen. XV. Est (Tarantismus) aegritudo in Appulia endemia, cujus praecipuum symptoma est inexplebilis saltandi, aut choreas agendi cupiditas; dicitur Tarantismus et aegri Tarantati, quia invaluit opinio, hunc morbum a tarantulae morsu excitari, quod Baglivus judicat nuper vero Serao, Academiae Neapolitanae a Secretis inviciatur. S. setzt hinzu, daß nach Experimenten, welche man in Rom mit der Tarantel angestellt, ihr Biß jene Krankheit nicht hervorbringe.

**) Tarantismus Apulus ibid. sp. 1. welchen S. aber eben so definirt als den Tarantismus überhaupt.

die jedes Jahr wiederkehren, verbunden. Diese Anfälle fangen mit einer Niedergeschlagenheit, und einer Liebe zur Einsamkeit an. Zuweilen wüthen und heulen die Kranken dabey, werfen auf eine unanständige Art ihre Kleider von sich, wälzen sich im Kothe, haben vor einigen Farben, wie der schwarzen, einen Abscheu, und ein Vergnügen an andern. Alle werden durch musikalische Instrumente, besonders bey schneller auf einander folgenden Tönen aus dem Schlafe und einer tiefen Traurigkeit aufgeweckt, tanzen darauf drey Tage hindurch und darüber bis zum Schweiß, tragen dabey Zweige, die sie oft schwenken, befinden sich bey Dissonanzen, oder unangenehmen Weisen (modulaminibus) schlechter, und holen tiefe Seufzer. Wenn ihnen dieses Mittel nicht zu Hülfe kommt, sterben sie in einem tiefen Schlafe *). Im entgegengesetzten Falle werden sie durch harmonische Töne bis zu dem folgenden Jahre wieder hergestellt. Denn um eben die Jahreszeit, wo sie den ersten Anfall gehabt, werden sie jedes Jahr von neuem wieder befallen. Tanzen sie alsdann nicht; so leiden sie das ganze Jahr an einer Gelbsucht, Fieber, Herzensangst, bey gänzlich unterdrückter Eßlust."

Vor-

*) Dieses ist, wenn S. es auch nicht ausdrücklich sagt, von dem ersten Anfalle der Krankheit zu verstehen, wie sich aus dem Verfolg ergiebt.

Vorausgesetzt, daß bey dieser Art Tarantismus dieses sich so verhält; so wäre die auffallende Begierde zu tanzen selbst keine Krankheit, sondern vielmehr nur ein Symptom einer anderweitigen Krankheit, aber ein Symptom, in welchem sich neben der Krankheit, deren Wirkung es ist, noch Gesundheit offenbart. Denn unstreitig ist das bey einer anderweitigen Krankheit Gesundheit, wenn die Kräfte des Körpers und der Seele jener Krankheit entgegen zu wirken suchen.

Bey diesem Apulischen Tarantismus scheint eine Krankheit des Körpers und eine Krankheit der Seele mit einander verbunden zu seyn. Der Körper scheint krank zu seyn, weil seine Kräfte auf eine gewisse Art gebunden und unterdrückt sind; die Seele, indem hieraus für sie eine Niedergeschlagenheit und eine Unterdrückung ihrer Kräfte entspringt. Der Körper scheint durch gewaltsamere Bewegungen aus seinem Zustande gerissen, und eben hierdurch die Seele von ihrer Muthlosigkeit und Niedergeschlagenheit gänzlich befreyet zu werden. Denn die Musik, die hier als Heilmittel wirkt, wirkt zunächst auf ein sinnliches Werkzeug, auf das Ohr, hierdurch aber mittelbar auf die Seele; welche in der Musik, als einer Reihe von Tönen, eine Reihe von Vorstellungen, und mithin auch Veränderungen hat. Die

Seele wird aber auf den Körper zurückwirken. Denn nach dem Gesetze, nach welchem Körper und Seele sich ihren Zustand gegenseitig mittheilen, wird der Körper zu den willkührlichen Bewegungen, die in der Form, die sie als Veränderungen haben, mit der Musik als einer Reihe von Tönen übereinstimmen, aufgelegt seyn. In nichts anderm als einer solchen Reihe von Bewegungen besteht der Tanz. Die Aufgelegtheit zu tanzen wird aber bey dem mindesten Anlaß in wirklichen Tanz übergehen. Hieraus wird denn bald eine unwiderstehliche Neigung zum Tanz entspringen, weil während des Tanzes das so widrige Gefühl von Schwäche, des Körpers sowohl als der Seele, unterdrückt ist, und hingegen das angenehme Gefühl von der Stärke des Körpers unterhalten wird, dadurch auch die Seele wie von neuem auflebt. Daß die Kranken in Anfällen des Tarantismus sich an dem Gefühl ihrer körperlichen Stärke weiden, scheint der angeführte Umstand zu beweisen, daß sie dabey Zweige tragen, und diese oft schwenken *). Ob meine Vor-

*) Andere schwenken so bloße Degen. Sauvages l. cit. var. d. Wie Schwenkungen mit diesen oder mit Zweigen das Gefühl körperlicher Stärke unterhalten, fällt von selbst in die Augen, da alles was die Vorstellung von Thätigkeit unterhält, auch die Vorstellung von Stärke unterhält.

stellung, von dem Zustande des Körpers, bey dieser Art des Tarantismus wahr sey, überlasse ich der Beurtheilung der Aerzte, die diesen Zustand zu beobachten Gelegenheit gehabt, oder ihn aus einer Theorie von dem menschlichen Körper folgern können. Ich, meines Theils, muß sie um so mehr für wahr halten, da unter Voraussetzung derselben sich alles bey demselben so leicht und so natürlich erklärt, und aus Theorien, welche nur auf die Erfahrung gebaut sind.

In den bisher betrachteten Fällen, ist der Tarantismus, oder die Tanzgier, wie gesagt, nicht selbst eine Krankheit, sondern vielmehr ein Instinkt, der eine Krankheit aufzuheben sucht; so leicht er auch darin übergehen könnte, wenn seine einzelnen Anfälle sich nicht in einer gänzlichen Ermüdung und Erschöpfung aller körperlichen Kräfte endigten. Denn alles, was uns von einem widrigen Gefühle befreyet, hat, fangen wir an zu lieben. Unsere Neigung dazu kann alsdann unwiderstehlich werden; und kommt es dahin, so sind wir an so einer Neigung krank, wenn auch nur in so fern als durch sie der freye Gebrauch unserer Kräfte gehindert wird.

Daher ist auch eine andere Art des Tarantismus, welche Sauvages als die

zweyte angiebt *), eine Krankheit, die nicht allein sich in einer unwiderstehlichen Neigung zum Tanz äussert, sondern darin auch besteht. Denn dieser Tarantismus soll in einer vermeintlich übernatürlich erregten Tanzgier bestehen, und hat also auch wohl in einem Glauben an so eine übernatürliche Einwirkung ihren Grund. Sauvages führt davon zwey Beyspiele an. Das eine aus dem Guillerin und dem Vincentius von Beauvais, das sich im Jahr 1012 ereignet haben soll, ist folgendes: Zwölf Männer und drey Weiber tanzen nämlich auf einem Kirchhofe, werden deshalb von einen Priester verwünscht, und verfallen in die Krankheit.

Hat es mit der Sache seine Richtigkeit, so konnte diese Krankheit aus einem zu starken Glauben an die Wirkungen der Verwünschungen des Priesters entstehen. Dem sey indeß wie ihm wolle; so äusserte sich nicht allein eine Krankheit in einer unersättlichen Tanzbegierde, sondern diese Tanzbegierde war selbst eine Krankheit.

Noch mehr würde dieses in dem zweyten von S — angeführten Beyspiele der Fall seyn. In der St. Veitskirche bey Ulm sollen

*) Sauvages l. c. sp. 2. Tarantismus enteneasmus. Enthusiasmus Galeni etc.

nämlich zu der Zeit des Gregorius Horstius, auf den Sauvages sich als Zeugen beruft, jedes Jahr im May viele Weiber zusammengekommen seyn, sich Tag und Nacht mit Raserey dem Tanz überlassen haben, bis sie ganz erschöpft von Kräften, als wenn sie von einer Extase ergriffen wären, niedergefallen. Alsdann sollen sie das ganze Jahr hindurch von allen Beschwerden sich frey gefühlt; in dem entgegengesetzten Falle aber das ganze Jahr hindurch Unruhe und einen spannenden Schmerz in den Gliedern, und Müdigkeit empfunden haben.

Dem Anschein nach ist diese Tanzwuth ursprünglich nicht aus einem körperlichen Bedürfnisse zu tanzen, sondern vielmehr aus einer Liebe zum Tanz, die den jüngern Weibern natürlich ist, und ältere Weiber, wenn auch vielleicht nur weil sie jüngere nicht übel kleidet, nicht zu verlassen pflegt, entstanden. Ein Festtag zu Ehren des heiligen Veit war vielleicht Anfangs nur eine öffentliche Gelegenheit, die junge Mädchen und Weiber hatten, ihre Neigung zum Tanz zu befriedigen. Die Gelegenheit wurde bald, wie jede andere Gelegenheit der Art, gemißbraucht. Man schweifte nicht bloß im Tanz sondern auch auf andere Art aus. Um die Gelegenheit ferner noch benutzen zu können, mußte man einen Vor-

wand haben. Diesen suchte man Anfangs in dem Bedürfnisse zu tanzen; der Tanz in der Kirche sollte ein Mittel gegen die oben angegebenen Beschwerden seyn, und durch die Gewalt des Aberglaubens wurde er es wirklich, so wie auch die Krankheit selbst, der er abhelfen sollte, aus keiner andern, als aus dieser Quelle, wenigstens in den meisten Fällen, entsprang. Denn ein Mädchen oder auch wohl ein altes Mütterchen, das den Tanz sich hatte versagen müssen, glaubte das Jahr hindurch alle Zufälle, denen der Tanz abhelfen sollte, um so mehr zu empfinden, je mehr sie sich schon vorher auf den Tanz gefreuet hatte. Wäre dieses; so wäre diese Tanzgier auch hier nicht, wie in dem zu allererst angeführten Falle, die Aeusserung eines wohlthätigen Instinkts, der einer anderweitigen Krankheit abzuhelfen sucht, sondern selbst eine Krankheit, die in einer an sich widernatürlichen Begierde nach heftigern körperlichen Bewegungen besteht. Denn durch diese Begierde selbst war der Glaube an seine Wirkung wenigstens noch mehr bestärkt, wenn gleich dieser verstärkte Glaube auf jene Begierde zurückwirkte.

Doch wohl nicht hierin allein, sondern noch in etwas anderm hatte die Tanzgier der Weiber ihren Grund; nämlich in der Sym-

pathie, oder der Geneigtheit, den lebhaft vorgestellten Zustand Anderer anzunehmen. Ohne mich jetzt auf die Erklärung derselben einzulassen, setze ich sie hier, als eine allgemein anerkannte Thatsache voraus, und in ihr den Grund von der vorerwähnten Tanzgier zu finden, veranlaßt mich eine ähnliche Krankheit, deren Sauvages gleichfalls erwähnt.

Im Jahre 1373 sahe man häufig in Holland eine Krankheit, welche man den St. Johannestanz nannte. Gemeine Leute, die von derselben befallen waren, liefen, ganz oder zum Theil entkleidet, mit Blumenkränzen geschmückt, singend und tanzend durch die Gassen und Kirchen der Städte und Dörfer. Das Uebel schien auch diejenigen anzuwandeln, die diesem Schauspiele zu aufmerksam zusahen; weshalb man es den Einwirkungen des Teufels beymaß, und dagegen Hülfe in dem Exorcismus suchte *).

Was hier der Teufel gethan haben sollte, war nichts anders, als die Wirkung der Sympathie, die eben daher auch in dem obigen Falle mit im Spiele seyn mogte.

Zuweilen scheint die Tanzgier auch aus starken unfreywilligen Bewegungen in dem

*) Sauvages Cl. VIII. ord. III. gen. XIX. sp. 8. Melancholia saltans.

Körper zu enspringen und erklärt sich alsdann aus demjenigen, was ich in dem Vorhergehenden über die gegenseitige Mittheilung des Zustandes zwischen Seele und Körper gesagt habe *).

Sind nämlich die unwillkührlichen Bewegungen im Körper lebhafter, so wird dieser Zustand sich der Seele mittheilen. Ihre Veränderungen werden die Form der Veränderungen, welche in diesem Zustande im Körper vorgehen, annehmen. In so einem Seelenzustande sind wir zu den willkührlichen körperlichen Bewegungen, die in ihrer Form mit jenen Veränderungen übereinstimmen, geneigt.

Eine Tanzmusik z.B. ladet z.B. unwillkührlich zum Tanz ein. Die Musik selbst besteht in einer Reihe von Tönen, die in gewissen Zeitverhältnissen folgen. In eben diesen Zeitverhältnissen werden sie natürlich von der Seele gehört. Die ganze Zeit hindurch, wo die Seele mit der Musik beschäftigt ist, ist sie in einem Zustande, der in einer Reihe von Veränderungen, die eine bestimmte Form haben, bestehet. Diese Form theilt sich der willkührlichen Bewegung des Gehens mit, und ladet von selbst dazu ein. Denn unsere will-

*) 1. Thl. S. 198.

kührlichen Bewegungen nehmen von selbst wie schon vorhin bemerkt ist, die Form unsers gegenwärtigen Seelenzustandes an. Es verursacht uns immer Unlust, wenn wir, aus welchem Grunde es auch seyn mag, uns den körperlichen Bewegungen, die mit den Seelenveränderungen unsers gegenwärtigen Zustandes gleichartig sind, zu überlassen gehindert werden; so wie es uns auf der andern Seite Lust macht, wenn wir uns denselben überlassen können.

Wenn nun, wie es vorhin gezeigt ist, von dem unwillkührlichen Zustande, in welchem sich unser Körper befindet, ein analoger Zustand der Seele, d. h. ein solcher, in welchem die Veränderungen derselben mit den körperlichen Veränderungen in der Form übereinstimmen, abhängig ist, und dieser Seelenzustand uns zu willkührlichen Bewegungen, die mit ihm in der Form übereinstimmen, geneigt macht; so ist es begreiflich, wie ein gewisser körperlicher unwillkührlicher Zustand eine Aufgelegtheit zu gewissen willkührlichen Bewegungen nach sich zieht. Dieser Aufgelegtheit zu folgen, macht uns Lust; ihr nicht folgen zu können oder dürfen, erregt hingegen eine Unlust. Hieraus entsteht denn eine stärkere oder schwächere Begierde nach diesen willkührlichen Bewegungen.

Stimmen die unwillkührlichen Bewegungen im Körper, durch welche aus dem angegebenen Grunde eine Geneigtheit zu gewissen willkührlichen entspringt, in ihrer Form mit musikalischen Takten überein, so wird, nach dem Gesagten, aus ihnen eine Neigung zum Tanz entstehen. Denn Tanz ist doch nichts anders, als eine Reihe von Bewegungen nach dem Takte.

Daß auf diese Art eine heftige Begierde zum Tanz entstehen könne, scheint sich durch ei: Bemerkung an gewissen Tarantisten, die ich oben schon mitgetheilt habe (S. 320.), zu bestätigen. Diese nämlich werden durch die raschen Taktarten in Bewegung gesetzt. Einige Taktarten und Töne gefallen, und andere mißfallen ihnen. Wenn die Art des Tarantismus, von welcher diese Erfahrung mitgetheilt ist, gleich nicht in einem körperlichen Zustande seine Hauptursach, sondern nur eine zufällige Gelegenheitsursach hat, aus welcher jene so unwiderstehliche Neigung zum Tanze sich nicht entwickeln würde, wenn nicht ein Zustand einer gänzlichen Ermattung und Niedergeschlagenheit vorhergegangen wäre; so beweiset doch dieser Umstand, daß, wenn einmal ein gewisser körperlicher Zustand vorhanden ist, sich aus diesem leicht eine Lust an gewissen Tonfolgen und eine Begierde an körperlichen Bewegungen, welche diesen entsprechen, entwickeln könne. Denn

nur diejenigen Töne und Takte werden dem Tarantisten unangenehm seyn, welche zu seiner jetzigen Neigung zum Tanze nicht passen. Noch mehr bestätigt sich dieses, wenn es mit einer Bemerkung, die Nicolai über den Veitstanz macht, seine Richtigkeit hat. „Sie (die von dem „Veitstanze Befallenen)," sagt er, „lachen, „stammeln, stottern, reden bisweilen beständig, „singen oder schreyen, bisweilen aber können „sie gar nicht reden. Je mehr sie reden, sin„gen oder schreyen, desto weniger Herzensangst „empfinden sie, sobald sie aber zu reden, oder „zu singen aufhören, fängt die Bewegung der „Glieder, als der Arme und der Beine an, „und alsdann kommt ihnen die Lust zu tanzen „an, insonderheit erweckt ihnen die Musik die „Lust zu tanzen, so daß sie, wenn sie Musik „hören, alle andere Possen und Gaukeleyen „unterlassen und nur tanzen *)."

Ist hier gleich nicht von dem Veitstanze, der als eine Art des Tarantismus zu betrachten ist; sondern vielmehr von einer krampfartigen Krankheit, der Skelotyrbe die Rede: so fällt doch in die Augen, daß Personen, die von derselben befallen sind, eine Neigung zum Tanze haben. Ihre Neigung zum Tanz scheint in nichts anderm, als darin ihren Grund zu haben, daß der

*) Nicolai Pathologie 1 Band. S. 290.

Tanz als eine willkührliche Bewegung in seiner Form mit ihren sonst unwillkührlichen Bewegungen übereinstimmt. Wie leicht die Form dieser unwillkührlichen Bewegungen sich den willkührlichen und ganz unwillkührlich mittheile, beweisen mehrere Erfahrungen. Denn außer einem Manne, den Gaubius gesehen hatte, und der zwar laufen, aber nicht gehen konnte *), führt Nicolai **) noch folgenden merkwürdigen Fall an. Eine Frau, die in einem Anfalle vom Veitstanze wie wild durch das Haus hüpfte, tanzte und rannte, erblickt in diesem Anfalle ihre gewesene Hebamme mit der Tochter derselben, die diese auf dem Arme trägt. Sie rennt auf sie zu, fällt dem Kinde um den Hals, lächelt es an und küßt es, und verfällt alsdann in ihre vorigen wilden Bewegungen zurück.

Doch hier kann es meine Absicht noch nicht seyn, von dieser Skelotyrbe zu handeln; sondern was ich von ihr beybrachte, sollte nur zur Erläuterung eines Satzes dienen, der auch zur Erklärung gewisser Arten des Tarantismus anzuwenden ist.

*) Pathologie S. 751.

**) Pathologie 4 B. S. 287.

XXXI.

Ueber die Sympathie.

Der Psychologe versteht gewöhnlich unter der Sympathie die Geneigtheit, an dem Zustande Anderer Theil zu nehmen, mit Einem Worte, den Grund, der den Menschen zum Mitleiden und zur Mitfreude stimmt. In der menschlichen Natur findet sich aber nicht allein Grund, der uns geneigt macht, an dem Wohl oder Wehe Anderer Antheil zu nehmen; sondern der Mensch wird auch wider seinen Willen in den lebhaft vorgestellten Zustand Anderer versetzt. Er nimmt nicht Theil an dem Zustande, wenn Theilnehmen anders etwas Freywilliges anzeigt, sondern geräth in denselben, wo er ihn sich lebhaft vorstellt. Es ist bekannt, daß der Anblick epileptischer Zufälle dergleichen bey reitzbaren Personen hervorbringen kann *).

*) Nicolai (Pathologie 1 Th. S. 277.) hat hiervon mehrere Beyspiele aus medicinischen Schriftstellern,

Es ist daher um so mehr der Mühe werth, dem Grunde dieser Sympathie nachzuforschen, je wirksamer sie sich beweiset und je mehr sich aus ihr erklären läßt. Zur Erklärung dieser Sympathie sagt man: indem wir die natür=

wenn gleich in einer andern Absicht, angeführt. Keins derselben ist aber so merkwürdig als folgendes, welches ich aus einem andern Schriftsteller nehme.

„Als man im Kirchspiele St. Roch 1786., nach „dasiger Gewohnheit, nach der ersten Kommunion „die Prozession in der Kirche gehalten und nach der „Abendmesse noch eine außerhalb vorgenommen „hatte; so geschahe es, als die Kinder kaum in die „Kirche hineingetreten, und an ihren Platz angewiesen worden waren, daß sich ein junges Mädchen übel befand und Zuckungen bekam. Dieser „Zufall griff mit solcher Geschwindigkeit um sich, „daß binnen einer halben Stunde funfzig bis sechzig junge Mädchen, von zwölf bis neunzehn Jahren, in den nämlichen fallsüchtigen Zustand verfielen; sie litten nämlich an einem Zusammenziehen der Kehle, Auftreten des Magens und Beklemmung in der Brust, wozu sich Schlucken und „mehr oder weniger heftige Zuckungen gesellten."

S. William Falconer's Abhandlung über den Einfluß der Leidenschaften auf die Krankheiten des Körpers aus dem Englischen von C. W. Michaelis S. 86. wo es aus dem: Rapport des comissaires chargés par le Roi, de l'examen du Magnetisme animal, p. 54., mitgetheilt wird.

lichen Zeichen gewisser Gemüthszustände vorstellen, bringe das Bild derselben ähnliche, obgleich schwächere Bewegungen am Körper hervor, wodurch alsdann ähnliche Gefühle mitgetheilt werden. So wahr alle diese Gründe, und so nothwendig sie zur Erklärung der angegebenen Erscheinung sind; so wenig reichen sie zu einer vollständigen Erklärung zu. Denn wie aus diesem Grunde auch körperliche Zustände von dem Einen dem Andern mitgetheilt werden können, ist nicht klar, auch nicht wie bey dem Einem Begierden des Andern nach solchen Gegenständen, zu welchen jener sonst keine Neigung hat, entstehen können. Ich glaube allgemein und befriedigend erklärt sich die Sympathie auf folgende Art.

Jede in einem höhern Grade lebhafte Vorstellung suchen wir immer noch lebhafter bey uns zu machen, wenn wir der Lebhaftigkeit derselben nicht absichtlich entgegen arbeiten. Nach jedem Mittel, das uns hierzu behülflich ist, greifen wir also von selbst. Was uns von dem Zustande eines Andern an seinem Körper in die Augen fällt, ahmen wir deshalb in dem unsrigen nach. Bis dahin ist alles noch absichtlich, wenn wir uns gleich unserer Absicht nicht immer deutlich bewußt sind. — Diese Nachahmungen dienen aber nicht allein dazu, die Vorstellung von dem nachgeahmten körperlichen Zu-

stande Anderer bey uns klärer zu machen; sondern sie stimmen uns zu eben dem Seelenzustande, der bey dem Andern mit ihnen verbunden ist. Diese Stimmung wirkt auf unsern Körper zurück, und wir gerathen, wenn andere Ursachen mitwirken, ganz unwillkührlich in den Zustand, den wir willkührlich nachahmten.

Daß wir, was wir von dem Zustande eines Andern an seinem Körper wahrnehmen, wenn wir es uns lebhaft vorstellen wollen, an dem unsrigen nachahmen, ist nicht allein aus der Erfahrung bekannt; sondern die Erfahrung lehrt auch, daß wir, wenn wir uns Eigenschaften unbelebter Dinge, wenn ihrer unser Körper nur fähig ist, recht lebhaft oder anschaulich vorstellen wollen, sie an unserm Körper nachbilden. Jeder wird, um sich die Höhe eines Thurms, den er sieht, recht anschaulich vorzustellen, seinen Körper selbst zu verlängern suchen, und eine geradere Stellung annehmen, wenn er auch weit genug von ihm entfernt ist, um die Spitze desselben in das Auge zu fassen. Umgekehrt, wenn uns die Kleinheit eines Gegenstandes auffällt, werden wir den Körper mehr oder minder zusammen ziehen, wenn wir uns die Kleinheit des Gegenstandes nicht durch andere körperliche Bewegungen, wie z. B. die Annäherung der Hände zu einander, oder die Annäherung einer Hand zur Erde, noch mehr zu versinnlichen suchen.

Kom-

Kommen zu den Bewegungen, in welchen wir den körperlichen Zustand eines Andern nachahmen, und welche unsere Seele zu demselbigen Zustande als den seinigen stimmen, noch andere Gründe, die hierzu mitwirken; so sehen wir uns in denselben Zustand, als jener, versetzt. Hieraus ist es begreiflich, warum epileptische Zufälle des Einen durch die Sympathie sich so leicht dem Andern, der darüber erschrickt, mittheilen. Denn der Schreck selbst ist mit konvulsivischen Bewegungen verbunden. Werden diese durch die lebhafte Vorstellung von den konvulsivischen Bewegungen eines von der Epilepsie Ergriffenen noch verstärkt; so ist es sehr begreiflich, daß sie in eine eigentliche Epilepsie übergehen können. Es fehlt zwar nicht an Beyspielen, daß auch aus einem Schreck über andere Dinge jemand von einer Epilepsie ergriffen wäre, allein in allen Fällen dieser Art schien der Schreck gewaltsamer zu seyn, als wo er durch den Anblick eines von der Epilepsie Ergriffenen selbst verursacht wurde.

Doch ich gehe zur Anwendung auf den Fall, der diese Betrachtungen über die Sympathie veranlaßt hat, fort. Wie der Johannestanz ansteckend werden konnte, ist sehr begreiflich. Wer ihm aufmerksam zusahe, — und nur von solchen wird erzählt, daß sie gleichfalls von ihm ergriffen seyen, — ahmte vielleicht den Johan-

nestänzern willkührlich nach. Was aber willkührlich angefangen war, wurde unwillkührlich fortgesetzt. Dieses ist um so wahrscheinlicher, weil zu jener Nachahmung gewiß nur Leute von lebhafterm Temperament gereitzt wurden. Diese aber sind zu solchen lebhaften Bewegungen vorzüglich geneigt. Aus einer Geneigtheit zu etwas geht aber leicht die Aufgelegtheit zu demselben, und aus dieser unter den angegebenen Umständen eine unwiderstehliche Neigung dazu hervor. Denn geneigt sind wir zu etwas, wenn zu demselben leicht in uns eine Begierde entsteht; aufgelegt, in so fern dieser Begierde nichts entgegen steht. Vielleicht besser: die bloße Geneigtheit verhält sich zu der Begierde, wie die natürliche Anlage; die Aufgelegtheit hingegen, wie die Umstände, die ihr günstig sind.

XXXII.

Noch einige Bemerkungen über die Krankheiten in dem sinnlichen Begehrungsvermögen.

Auch die Antipathien, wenn man darunter einen unnatürlichen Abscheu vor unschädlichen Dingen, und besonders einen solchen, der mit beschwerlichen Zufällen verbunden ist, versteht, sind unter gewissen Umständen Krankheiten. Ich setze absichtlich hinzu: unter gewissen Umständen. Denn diese Antipathien haben entweder in einer eigenthümlichen körperlichen Beschaffenheit, oder sie haben in der Einbildungskraft ihren Grund. Ist das erste; so kann in der Antipathie sich ein heilsam warnender Instinkt äussern. Immerhin mag die Idiosynkrasie, wie man es nennt, eine Anlage zu einer Krankheit seyn; so ist es doch keineswegs die Antipathie, die vor jener Krankheit nur warnen soll.

Hat hingegen eine Antipathie in einer Association von Vorstellungen ihren Grund; so ist es klar, daß sie selbst eine Krankheit ist. Denn alsdann hindert sie den freyen Gebrauch der Kräfte des Menschen, oder schränkt ihn wenigstens ein, und plagt ihn unnöthiger Weise mit unangenehmen Gefühlen.

Wo eine Antipathie aus der Einbildungskraft entspringt, kann sie oft mit Glück gehoben werden. Richerz erzählt hiervon einen Fall, der die Aufmerksamkeit des Psychologen und des Arztes unstreitig verdient. — „Die „Idiosynkrasie (Antipathie) gegen Spinnen," sagt er, „ward bey einem gewissen Manne so ge„hoben: Man näherte ihm einige Füße einer „Spinne. Er entsetzte sich nicht davor. Man ließ „ihn diese durch ein Vergrößerungsglas betrach„ten. Er konnte sie bald in die Hände nehmen. „Dann zeigte man ihm die trockne Haut von „dem Rumpfe einer Spinne. Dann einen „ganzen Rumpf ohne Füße. Dann ließ man „ihn die Füße der Spinne einzeln nach und nach „an den Rumpf derselben anlegen, bis die Fi„gur einer Spinne fertig war. Bald konnte „er kleinere lebende Spinnen und zuletzt auch „größere auf der Hand leiden *)."

Hieraus geht wohl die Regel hervor, daß man, wo man einer solchen Antipathie

*) Muratori über die Einbildungskraft 2 Th. S. 252.

entgegen arbeiten will, man sie nicht sowohl zu überwältigen, als vielmehr nach und nach zu überwinden suchen müsse. Der Grund davon fällt in die Augen. Alle gewaltsamere Versuche würden nicht allein ihren Zweck verfehlen, sondern die Antipathie noch verstärken. Denn je öfter die Antipathie in ihrer ganzen Stärke aufgeregt wird, um so mehr nimmt sie zu. Hingegen, wenn die Antipathie nicht in ihrer ganzen Stärke, sondern, so zu sagen, nur ein Theil derselben aufgeregt wird, und immer ein kleinerer Theil; so kann sie bald bis zu dem Grade geschwächt werden, bey welchem man den Gegenstand derselben genauer betrachten und sich davon überzeugen kann, daß in der Sache nichts, was einen Widerwillen gegen sie verursachen könnte, liege. Am besten wird dieses bewerkstelligt, wenn man den Gegenstand theilweise demjenigen, der einen Widerwillen gegen ihn hat, vorführt. Ist der Widerwille erst gegen die einzelnen Theile verschwunden; so verschwindet er auch leicht gegen den Inbegriff dieser Theile in ihrer Verbindung, oder gegen das Ganze als Ganze.

Wo eine Antipathie bey einem Menschen in einer Association der Vorstellungen ihren Grund hat, kann er sie selbst für vernunftwidrig halten, und sich unvermögend fühlen, sie zu überwinden. In diesem Falle muß er sich selbst für krank halten.

Denn soll der Mensch an der Seele gesund seyn; so muß er durch die Vernunft seine sinnlichen Begierden und Verabscheuungen beherrschen können. Denn die sinnliche Begierde, als Begierde, wird immer durch ein Gefühl der Lust aufgeregt. Folgt der Mensch bloß der sinnlichen Begierde, als sinnlicher Begierde, so wird ihn die Lust, welche mit der Befriedigung derselben verbunden ist, leicht über das Ziel hinausführen. Die Vernunft muß also über die Begierden eine gewisse Gewalt ausüben, um sie in gewissen Schranken zu halten. Die sinnliche Begierde, als Begierde, soll den Menschen nur zu gewissen Handlungen reitzen, ohne ihn blindlings dazu zu zwingen; die Vernunft dagegen soll den Ausspruch darüber thun, ob und wie weit er jenem Reitze folgen könne, und eben danach der Mensch über sie herrschen.

Ist der Mensch unvermögend seine sinnlichen Begierden durch die Vernunft zu regieren, weil entweder diese zu schwach ist, die sinnlichen Begierden einzuschränken, oder jene zu stark sind, um von ihr regiert zu werden; so ist er unstreitig krank, und seine Krankheit führt den Namen der Tollheit. Aeussert die Tollheit sich in heftigern Ausbrüchen; so nennen wir sie Raserey, und diese Raserey aus Zorn Wuth.

So bestimmt wenigstens der Sprachgebrauch die Bedeutung dieser Wörter. Denn wer wü-

thet, raset auch, und wer raset, ist auch toll; aber umgekehrt nennt der Sprachgebrauch nicht jeden Tollen rasend, noch jeden Rasenden wüthend. Wir reden von einer tollen Verschwendung; aber nicht von einer rasenden, und noch weniger von einer wüthenden Verschwendung. Wir sagen von einem jungen Menschen, der sich, ehe die Vernunft sich in den Besitz ihrer Rechte hat setzen können, den Ausbrüchen seiner Leidenschaften, zu welchen ihn die Lebhaftigkeit seiner Jugend verführt, wie toll überläßt, er rase; nicht, er wüthe.

In allen diesen Fällen werden jene Ausdrücke zwar uneigentlich gebraucht; allein die Art, wie sie uneigentlich gebraucht werden, weiset deutlich auf ihre eigentliche Bedeutung hin. Denn wenn gleich in seiner eigentlichen Bedeutung das Wort: Tollheit, das Unvermögen, seine Begierden durch die Vernunft zu regieren, bezeichnet; so ist es doch ganz natürlich, daß wir es in einer uneigentlichen Bedeutung auch von demjenigen gebrauchen, der durch seine Vernunft zwar seine Leidenschaften beherrschen kann, aber sie nicht beherrschen will, und der äusserlich so handelt, als ob er jene Herrschaft nicht hätte; mit Einem Worte, daß wir den als krank betrachten, der aus einer moralischen Verirrung eben so handelt, als ob er krank wäre. Denn das ist, wie ich schon an einem

andern Orte gesagt habe *), der Unterschied zwischen Krankheit der Seele und moralischer Verirrung, daß wir die letzte als frey betrachten, hingegen nicht die erste.

Allein auch in Fällen, wo man jene Ausdrücke in ihrer ganz eigentlichen Bedeutung nimmt, bestätigt sich der angegebene Unterschied ihrer Bedeutungen. Denn man redet z. B. von einer stillen Tollheit, aber nicht von einer stillen Raserey oder Wuth; wenigstens wenn man dem richtigen Sprachgebrauch folgt, und nicht aus Unkunde der Sprache oder Unachtsamkeit im Ausdrucke sich vergreift.

Doch diese Betrachtungen gehen schon über die Grenzen meiner gegenwärtigen Untersuchung hinaus. Denn die Krankheiten, deren ich jetzt erwähnte, gehören in die Klasse der Verrückungen **), weshalb ich hier ihrer nur beyläufig erwähnen konnte, und mir den Verfolg meiner Betrachtungen über sie für das Folgende vorbehalten muß. Aus diesem Grunde kann hier auch noch nicht der Ort seyn, mich über die Melancholie und Manie näher zu erklären.

*) Erster Theil. S. 276.

**) ebend. S. 301.

Bayerische Staatsbibliothek München

heiten x.

rschied
alischer
betrach=

ne Aus
deutung
e Unter
an rede
nicht m
enigsten
ach fol
oder d
st.

chon ob
erwähn
n ich
errich
beyläu
olg m
Folge
de fo
ch ih
iher

Buchbinde
SCHWA
Münche

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Hoffbauer, Johann Christoph, 1766-1827

Untersuchungen über die Krankheiten der Seele und die verwandten Zustände

Bd.: 2

Halle 1803

Path. 587 vn-2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10472543-5